

# Zur Integration von Tieren in die Soziale Arbeit mit psychisch kranken Menschen -

im Fokus exemplarisch-konzeptioneller und organisatorischer Begebenheiten

*The integration of animals into social works with people with mental illness –  
with simultaneous consideration of conceptional and organizational conditions*

eingereicht als

# MASTERARBEIT

---

zur Erlangung des Akademischen Grades „Master of Arts“ (M.A.)  
im Studiengang „Soziale Arbeit“



**Hochschule Mittweida (FH)**  
**University of Applied Sciences**

vorgelegt von: Therese Weiß, geb. am 20.06.1988  
Matrikelnummer: 18994  
Erstgutachter: Prof. Dr. phil. Wolfgang Faust  
Zweitgutachter: M.A. Annegret Saal  
Tag der Einreichung: 14.08.2012

**Weiß, Therese:**

Zur Integration von Tieren in die Soziale Arbeit mit psychisch kranken Menschen – im Fokus exemplarisch-konzeptioneller und organisatorischer Begebenheiten. 167 S.

Roßwein, Hochschule Mittweida/ Roßwein, Fakultät Soziale Arbeit, Masterarbeit, 2012.

Die vorliegende Masterarbeit befasst sich mit dem ganzheitlichen Ansatz von zu beachtenden historischen, theoretischen und organisatorischen Zusammenhängen bei der zielgerichteten Integration von Tieren in die Soziale Arbeit mit psychisch kranken Menschen.

# INHALTSVERZEICHNIS

<b>1. <u>Einleitung</u></b> .....	<b>6</b>
<b>1.1. <u>Aufbau der Arbeit und Vorgehensweise</u></b> .....	<b>8</b>
<b>2. <u>Interpretationen der Mensch-Tier-Verhältnisse aus historischer und philosophischer Perspektive</u></b> .....	<b>10</b>
<b>2.1. <u>Vor- und Frühgeschichte</u></b> .....	<b>11</b>
<b>2.2. <u>Antike</u></b> .....	<b>14</b>
<b>2.3. <u>Mittelalter</u></b> .....	<b>20</b>
<b>2.4. <u>Neuzeit</u></b> .....	<b>24</b>
2.4.1. <i>Renaissance</i> .....	25
2.4.2. <i>Aufklärung</i> .....	27
2.4.3. <i>Industrialisierung</i> .....	36
2.4.4. <i>Fazit zur neuzeitlichen Mensch-Tier-Beziehung</i> .....	38
<b>2.5. <u>Neueste Geschichte</u></b> .....	<b>42</b>
2.5.1. <i>Die Mensch-Tier-Beziehung in der kritischen Theorie Horkheimers und Adornos</i> .....	43
2.5.2. <i>Gegenwärtige Situation</i> .....	45
<b>2.6. <u>Zusammenfassung</u></b> .....	<b>48</b>
<b>3. <u>Interpretationen der Mensch-Tier-Verhältnisse aus sozialpädagogischer Perspektive</u></b> .....	<b>52</b>
<b>3.1. <u>Entstehungsgeschichte tiergestützter Interventionsformen</u></b> .....	<b>53</b>
3.1.1. <i>Gegenwärtige Situation</i> .....	56
<b>3.2. <u>Reflexive Gedanken</u></b> .....	<b>57</b>
<b>3.3. <u>Kriterien und Voraussetzungen für die soziale Beziehung zwischen Mensch und Tier</u></b> .....	<b>59</b>

3.3.1.	<i>Domestikation</i> .....	60
3.3.2.	<i>Biophilie-Hypothese</i> .....	62
3.3.3.	<i>Das Konzept der „Du-Evidenz“ &amp; Anthropomorphisierung</i> .....	66
3.3.4.	<i>Kommunikation zwischen Mensch und Tier</i> .....	69
3.3.5.	<i>Zusammenfassung</i> .....	72
<b>3.4.</b>	<b><u>Formen tiergestützter Maßnahmen und begriffliche Abgrenzung</u></b> .....	<b>74</b>
3.4.1.	<i>Terminologie aus dem anglo-amerikanischen Raum</i> .....	76
3.4.2.	<i>Terminologie aus dem deutschsprachigen Raum</i> .....	77
3.4.3.	<i>Begriffsverwendung in der vorliegenden Arbeit</i> .....	83
<b>3.5.</b>	<b><u>Wirkungen von Tieren auf Menschen</u></b> .....	<b>83</b>
3.5.1.	<i>Physische/ physiologische Aspekte</i> .....	84
3.5.2.	<i>Psychische/ psychologische Aspekte</i> .....	86
3.5.3.	<i>Soziale Aspekte</i> .....	88
3.5.4.	<i>Zusammenfassung</i> .....	89
<b>4.</b>	<b><u>Zwischenfazit</u></b> .....	<b>95</b>
4.1.	<b><u>Grundsätzliche Voraussetzungen und Ansätze</u></b> .....	<b>96</b>
4.2.	<b><u>Thematisiert die Soziale Arbeit mit Tieren das Mensch-Tier-Verhältnis bzw. das Tier selbst?</u></b> .....	<b>99</b>
<b>5.</b>	<b><u>Psychisch kranke Menschen – Analyse der Personengruppe</u></b> . 107	
5.1.	<b><u>Psychische Störungen</u></b> .....	<b>109</b>
5.2.	<b><u>Klassifikation psychischer Störungen</u></b> .....	<b>109</b>
5.3.	<b><u>Ausgewählte Störungsbilder</u></b> .....	<b>111</b>
5.3.1.	<i>Schizophrenie</i> .....	112
5.3.2.	<i>Persönlichkeitsstörungen</i> .....	113
5.3.3.	<i>Affektive Störungen</i> .....	116
5.4.	<b><u>Zur Lebenslage psychisch kranker Menschen</u></b> .....	<b>120</b>

<b><u>5.5. Psychisch kranke Menschen und Tiere</u></b> .....	125
<b><u>6. Konzeptionelle Überlegungen</u></b> .....	132
<b><u>6.1. Praktische Erwägungen im Hinblick auf die Form der Integration von Tieren in ein Heim</u></b> .....	135
<b><u>6.2. Praktische Erwägungen im Hinblick auf die Wahl der Tier(arten)</u></b> .....	138
6.2.1. <i>Innenbereich</i> .....	139
6.2.2. <i>Außenbereich</i> .....	149
<b><u>6.3. Zusammenfassung</u></b> .....	152
<b><u>6.4. Rechtliche Überlegungen</u></b> .....	156
6.4.1. <i>Tierschutzrechtliche Aspekte</i> .....	156
6.4.2. <i>Hygiene und tiersseuchenrechtliche Aspekte</i> .....	159
6.4.3. <i>Haftungsrechtliche Aspekte</i> .....	163
<b><u>6.5. Zusammenfassung</u></b> .....	164
<b><u>7. Fazit</u></b> .....	166
<b><u>8. Anhang</u></b> .....	174
<b><u>8.1. Hygieneplan für die Tierhaltung in einer Einrichtung</u></b> .....	174
<b><u>8.2. Wirkungspanorama</u></b> .....	176
<b><u>9. Literaturverzeichnis</u></b> .....	180
<b><u>9.1. Internetverzeichnis</u></b> .....	197
<b><u>10.Selbstständigkeitserklärung</u></b> .....	199

# ABBILDUNGSVERZEICHNIS

<b>Darstellung 1:</b>	Genese der Beziehung.....	50
<b>Darstellung 2:</b>	Perspektiven .....	62f.
<b>Darstellung 3:</b>	Formen.....	77
<b>Darstellung 4:</b>	ICD-10 .....	109f.
<b>Darstellung 5:</b>	Begegnungshaus .....	153

# ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

TierSchG	Tierschutzgesetz
IfSG	Infektionsschutzgesetz
BGB	Bürgerliches Gesetzbuch
v. Chr.	vor Christi Geburt
WHO	World Health Organization
M.E.	meines Erachtens

# 1. Einleitung

„Noch sind wir weit entfernt, das tierische Leben erkannt zu haben und noch studieren wir an Tieren in der Absicht, uns selbst kennen zu lernen“<sup>1</sup> (Alfred Brehm).

Was veranlasst mich dazu, über ein derartiges Thema zu schreiben? - über ein Thema, mit dem ich weder während meines Bachelor-Studiums noch während des Master-Studiums einmal annähernd in Berührung kam.

Die Intention, mich dieser Thematik anzunehmen, war vielmehr persönlichen Interessensgründen (selbst Tierhalter<sup>2</sup> und ehrenamtliches Engagement) und der Tatsache geschuldet, dass diese spezielle Form der Pädagogik/ Therapie zunehmend (mediale) Aufmerksamkeit erfährt und vermehrt Einsatz in vielen Bereichen der Sozialen Arbeit (insbesondere in der Gerontologie) findet. Es ist Allgemeingut: Hunde sind gut gegen Einsamkeit und halten fit, Katzen fördern das häusliche Wohlbefinden.

Ich stellte mir die Frage, ob es sich bei den hoch gelobten tiergestützten Interventionen um einen Mythos handelt, der aus verschwommenen und irrationalen Vorstellungen heraus glorifiziert wird, nur eine „Modeerscheinung“ ähnlich vieler Phänomene unter der Prämisse „Back to nature“ ist oder ob es tatsächlich wahr und wissenschaftlich fundiert ist, dass sich Tiere positiv auf Physis und Psyche der Menschen auswirken.

M.E. nach wurde die Thematik zu lange belächelt und verdient nun endlich, zu einer ernstzunehmenden Intervention und einem anerkannten Verfahren der Sozialpädagogik mit (wissenschaftlicher) Akzeptanz heranzuwachsen, denn unsere Gesellschaft hat eben diese Alternativen nötig, da wir uns immer mehr von unserem Ursprung entfernen zu scheinen.

„Angesichts zunehmender Zerstörung dieser natürlichen Umwelt, auf die der Mensch jedoch als seine Lebensgrundlage angewiesen ist, scheint ein Wandel gegenüber

---

<sup>1</sup> <http://www.sigi-kornek.de/tierzitat.htm>

<sup>2</sup> Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Dementsprechend wird in der vorliegenden Arbeit ausschließlich die maskuline Form verwendet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten jedoch gleichwohl für beiderlei Geschlecht.

dem Lebendigen, unabdingbar zu sein. Unter ganzheitlichen Gesichtspunkten ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Mensch und Natur zu schaffen, ist demnach eine Herausforderung des 21. Jahrhunderts und wird auch einen bestärkenden Einfluss auf das individuelle Bewusstsein nehmen“ (Frömming 2006: 1).

Trotz meiner recht engen „Verbundenheit“ zu Tieren, soll die vorliegende Arbeit kein Anpreisen tiergestützter Interventionen darstellen. Nebenbei scheint die Sorge um Tiere eventuell ein weibliches Phänomen zu sein, wie auch Adorno und Horkheimer bereits sagten: „Die Sorge ums vernunftlose Tier aber ist dem Vernünftigen müßig. Die westliche Zivilisation hat sie den Frauen überlassen“ (Adorno/Horkheimer 1992: 264).

Dennoch wird versucht, die Problematik der emotionalen Besetzung der Mensch-Tier-Beziehung weitestgehend auszublenden, da dies und die gepriesene Tierliebe nicht selten den unbedingt notwendigen sachlich-distanzierten Zugang zu dieser Problematik erschweren bzw. verhindern. Damit wird ferner auch der Zugang zu den (historischen) Realitäten, zu den individuellen und kultur- und gruppenspezifischen Qualitäten der Mensch-Tier-Beziehung sowie deren unterschiedliche Bedeutungen für das, was Tiere für Menschen zu leisten vermögen, verzerrend erschwert. Diesem Anspruch versucht die vorliegende Arbeit gerecht zu werden und stellt mit einer kritischen, reflexiven Herangehensweise eine Andersartigkeit unter der Vielzahl der wissenschaftlichen Arbeiten zur Thematik dar.

Vielen Menschen, die vom Potenzial der Tierbegegnungen profitieren können, bleibt Tierhaltung verwehrt. Daher liegt der Fokus darauf, zu überlegen, wie die Wirkungen von Tieren nicht zuletzt bei psychisch kranken Menschen in Heimen zu nutzen sind. Zu oft, zu schnell wird gefragt: Was spricht dafür? Was kostet das dann? Was muss organisatorisch beachtet werden? Was nicht?

Die vorliegende Arbeit soll daher einen Beitrag leisten, sich dem Thema integrativ und –soweit möglich- interdisziplinär zu widmen, sodass ein Ansatz entsteht, der ein möglichst breites Bild umfasst, um praktische Initiativen so bewusst voranzutreiben (oder auch zu bremsen) sowie Professionalität, Wissenschaftlichkeit und nachhaltiges Wirken zu fördern. Dazu ist es unverzichtbar, die Entwicklung des Mensch-Tier-Verhältnisses, seine philosophischen und sozialwissenschaftlichen Reflexionen zu beleuchten. Die Bedeutung der Mensch-Tier-Beziehung „im Wandel der Zeit führt gegenwärtig zu der (Wieder-) Entdeckung des ihr innewohnenden

Wertes, den seit etwa 1970 auch die wissenschaftlichen Disziplinen erkannt haben und seither die hohen therapeutischen Wirkfaktoren erforschen“ (Frömming 2006: 1).

Aus der Auseinandersetzung mit der Mensch-Tier-Beziehung im gesellschaftlichen, kulturellen und historischen Kontext, abgeleiteten (Erklärungs-) Ansätzen tiergestützter Interventionen wird herauskristallisiert, welche praktischen Aspekte in der Sozialen Arbeit mit Tieren zu berücksichtigen sind. Dabei wird auf die spezielle Lebenslage psychisch kranker Menschen in stationären Einrichtungen eingegangen, woraufhin abschließend sollkonzeptionelle, theoriegeleitete Überlegungen erfolgen, die es bei der Tierhaltung in Heimen zu berücksichtigen gilt. Es geht also um ein Aufzeigen der Charakteristika und der Elemente der Mensch-Tier-Beziehung und eine Verknüpfung dieser zu einer theoretischen und praktischen Grundlage zur Weiterentwicklung eines vielversprechenden Ansatzes zur Integration von Tieren in ein Heim für psychisch kranke Menschen.

Insgesamt werden diese Gedanken stets unter dem Blickwinkel des Verhältnisses Mensch-Tier und der Berücksichtigung einer drohenden Objektivierung, Verdinglichung und Instrumentalisierung des Tieres im Sinne des „Wesens im Dienste des Menschen“ (Rogausch 2007: 351) getragen. „Begriffe wie ‚art- bzw. tierangemessen‘ aus dem Tierschutzgesetz, ‚Leid‘, ‚Wohlbefinden‘ und ‚Glück‘ bedürfen der Interpretation in Praxis und Forschung“ (Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 12). Daher gilt es abzuschließend der Frage nachzugehen, unter welchen Umständen Menschen und Tiere in einer für beide Seiten zufriedenstellenden Beziehung harmonisch und konfliktfrei zusammenleben können. Dies vermag auch gesamtgesellschaftlich von enormer Bedeutung zu sein, da der Wandel im Mensch-Tier-Verhältnis unausweichlich scheint, sodass die fortlaufende zerstörerische Aneignung der Natur m.E. einem dialektisch-verbundenen Verhältnis weichen muss.

## **1.1. Aufbau der Arbeit und Vorgehensweise**

Methodisch erfolgt eine quellenkritische, interdisziplinäre Auseinandersetzung zu Themen tiergestützter Interventionen, die keine bloße starke Befürwortung des Einsatzes von Tieren in der Praxis darstellt, sondern vielmehr den Versuch einer objektiven Herangehensweise mit Überlegungen für die Wissenschaft unternimmt.

Kapitel 2 stellt zunächst eine wichtige Grundlage dar, um erste Erklärungsversuche zu unternehmen, die es ermöglichen, das heutige (ambivalente) Mensch-Tier-Verhältnis zu verstehen. Hierzu zeige ich die Entwicklung der Mensch-Tier-Beziehung – beginnend von der Vor- und Frühgeschichte bis hin zur gegenwärtigen Situation – auf.

Kapitel 3 stellt das Kernstück der vorliegenden Arbeit dar, da es unterschiedlichste (Erklärungs-) Ansätze tiergestützter Interventionen bietet. Hierbei wird die Entstehungsgeschichte des tiergestützten Einsatzes vor dem Hintergrund der Genese der Mensch-Tier-Beziehung reflektiert. Im Anschluss geht es darum, welche Formen tiergestützter Arbeit existieren, welches die historisch gewachsenen Charakteristika der Mensch-Tier-Beziehung sind, welche Elemente einer Theorie dieser Beziehung für theoretische Erklärungsansätze herangezogen werden können und welche Wirkungen von Tieren auf Menschen zu erwarten sind.

Ein vorläufiges Fazit wird in Kapitel 4 gezogen, bei welchem die bisherigen Erkenntnisse kurz bilanziert werden und bei welchem eine kritische Bestandsaufnahme zur Thematisierung der Tiere in Berufsfeld der Sozialen Arbeit erfolgt.

In Kapitel 5 gehe ich der Frage nach, was eine psychische Erkrankung für die Lebensbewältigung der betroffenen Menschen bedeutet. Dabei werden drei Störungsbilder ausgewählt, aus denen vorsichtige Verallgemeinerungen im Hinblick auf die spezifische Lebenslage in einer stationären Einrichtung getroffen werden. Ein Abschluss dieses Kapitels bildet die Frage, welche besondere Bedeutung Tiere vor dem Hintergrund der Risikofaktoren im Leben psychisch kranker Menschen haben.

Die bisherigen theoretischen Erkenntnisse zur Mensch-Tier-Beziehung, zur theoretischen Charakteristika dieser Beziehung, zu möglichen Wirkweisen und zur individuellen Lebenssituation psychisch kranker Menschen münden in konzeptionellen Planungsüberlegungen zur Integration von Tieren in ein Heim für psychisch kranke Menschen, zu finden in Kapitel 6. Dabei werden tierschutzrechtliche, tierseuchenrechtliche und haftungsrelevante Aspekte berücksichtigt, sowie praktische Erwägungen im Hinblick auf die Form der Tierhaltung und die Tierarten, sowie deren arteigene Wirkungen und Anforderungen an eine artgerechte Unterbringung gezogen.

Kapitel 7 umfasst schlussendlich ein Fazit der gesammelten Erkenntnisse und Zusammenhänge sowie einen weiterführenden Ausblick.

## 2. Interpretationen der Mensch-Tier-Verhältnisse aus historischer und philosophischer Perspektive

Das Verhältnis des Menschen zum Tier<sup>3</sup> ist so alt wie die Menschheit selbst. Es reicht vom symbiotischen Zusammenleben in der steinzeitlichen Sammler- und Jägerkultur bis zum heutigen Verhältnis des „modernen Menschen“ mit dem Tier – extrem gesagt: als namenloses Objekt in der industriellen Tierproduktion und als „Helfer und Heiler“, als Partner- und/oder Kindersatz. Bereits hier erschließt sich, dass die Mensch-Tier-Beziehung einerseits sehr besonders und einzigartig ist, andererseits jedoch durch ihre Wechselhaftigkeit und Ambivalenz nicht eindeutig zu definieren ist.

Sie war in ihrer Entwicklung stets von kulturellen, gesellschaftlichen, religiösen, mystischen und ökonomischen Parametern geprägt und abhängig und muss(te) dementsprechend immer im Kontext der sozialen und kulturellen Entwicklung des Menschen betrachtet werden (vgl. Otterstedt 2003a: 15). Mit anderen Worten: „Der kulturelle, ökonomische und soziale Stellenwert, den eine Gesellschaft den Tieren gibt, lässt immer auch auf die Haltung der jeweiligen Gesellschaft mit ihren Wertvorstellungen schließen“ (Frömming 2006: 14).

Im Folgenden wird nun aufgezeigt, wie sich diese Haltung auf die menschliche Vor- und Einstellung zum Wesen des Tieres im Laufe der Geschichte veränderte und ferner, wie sich dieses Meinungsbild auf die Interaktion und das (Spannungs-)

---

<sup>3</sup> Zum Zwecke der besseren Lesbarkeit verwende ich in der vorliegenden Arbeit den Begriff „Tier“ – auch wenn von Seiten der Tierethik die Begriffe „nichtmenschliches Tier“ bzw. „Nichtmensch“ befürwortet werden, da das „Tier“ im alltäglichen Sprachgebrauch bereits eine Höherstellung des Menschen gegenüber seinen nichtmenschlichen Mitgeschöpfen implementiere. Lediglich in einigen Zitaten werden sich die Bezeichnungen „Nichtmenschen“ oder „nichtmenschliche Tiere“ finden.

Sollte es inhaltlich notwendig werden, eine Kategorisierung in Nutz-, Heim- und Haustier vorzunehmen, werde ich dies tun. Um ein grundlegendes Verständnis zu geben und die Unterschiede in den drei Bezeichnungen zu vermitteln, wird nachstehend eine kurze Erläuterung der Begrifflichkeiten erfolgen.

Als Nutztier wird dann ein Tier bezeichnet, wenn es vom Menschen (land-) wirtschaftlich genutzt wird. Haustiere sind alle domestizierten Tierarten und Tierrassen, gleich aus welchen Gründen die Domestizierung erfolgte. Zur Domestizierung siehe auch: Kapitel: 3.3.1. Ein Haustier kann sowohl aus Gründen der „Liebhaberei“ als auch als Nutztier gehalten werden. Zu den Haustieren zählen daher beispielsweise Hund, Katze, aber auch Rind, Pferd, Schaf und Ziege.

Und die Bezeichnung „Heimtiere“ schließt die Tiere ein, „die der Mensch insbesondere in seinem Haushalt und als Gefährten hält oder die für diesen Zweck bestimmt sind“ (Bundesministerium für Verbraucherschutz, Ernährung und Landwirtschaft 2003: 34). Dabei kann es sich um Haustiere (Hund, Katze, Kaninchen, Meerschweinchen, uvm.) oder um Wildtiere (Schlangen, Spinnen, Reptilien) handeln.

Verhältnis zum Tier auswirkte. Dabei wird Bezug auf ausgewählte philosophische, kulturgeschichtliche, soziologische und zum Teil auch naturwissenschaftliche und theologische Positionen genommen, die m.E. nach richtungsweisend, also von großer Bedeutung für die Entwicklung der Mensch-Tier-Beziehung waren bzw. sind. Ferner werden die Lehren in den Vordergrund gestellt, die für die vorliegende Arbeit von besonderer Bedeutung sind. Erstrangig werden die Themen „Einstellung zum und Verständnis vom Tier“ und „Unterschiedlichkeiten zwischen Mensch und Tier“ angesprochen. Einerseits werde ich die realgeschichtlichen Begebenheiten der Mensch-Tier-Beziehung, andererseits mögliche theoretische Erklärungsansätze erörtern. Anders gewendet: Es geht mir um die Portraitierung der Geschichte der Theorien als Reflexion der Geschichte realer Beziehungen, sei es materiell-ökonomischer, religiöser oder prinzipiell gesellschaftspolitischer Art.

Dieses Kapitel erhebt demzufolge nicht den Anspruch auf eine vollständige, lückenlose Abfolge der Historie der Mensch-Tier-Beziehung, sondern ist vielmehr als Fundament zu verstehen, welches Erklärungsversuche für das heutige (ambivalente) Mensch-Tier-Verhältnis bietet, was in dieser Arbeit stets „im Hinterkopf“ behalten werden sollte.

## 2.1. Vor- und Frühgeschichte

Zum Beginn seiner Geschichte, in den frühen Jäger- und Sammlerkulturen, lebte der Mensch derart eng verbunden mit dem Tier zusammen, „dass sich sein Selbstbewusstsein noch nicht völlig von ihm trennte“ (Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 17). Das führte dazu, dass es prinzipiell keine Abgrenzung von „Tierischem“ und „Menschlichem“ gab. Zugespitzt könnte man diese Überzeugung der Ko-Existenz Mensch-Tier mit Durkheims Totemismusbegriff<sup>4</sup> gleichsetzen. Die frühen

---

<sup>4</sup> Der Totemismus (von dem indianischen Wort *totem* - „Verwandtschaft“, „Schutzgeist“) ist ein gesellschaftliches System bzw. ein Glaube. Eine Person (Individualtotemismus) beziehungsweise eine ganze Menschengruppe (Stammes-, Gruppen-, Clantotemismus) steht demnach mit einem Tier, einer Pflanze, einer Erscheinungen und/ oder eines Gegenstandes (=Totem) in einer mystischen oder verwandtschaftlichen (gemeinsame Abstammung) Beziehung zueinander. Das Totem steht demnach der Person bzw. der Gruppe dann in ihrem gesamten Leben bei, es soll bestimmte Kräfte und Energien verleihen und nimmt eine Schutzgeistfunktion ein. Diese Verbundenheit des Menschen mit dem Totemtier wird mythologisch ausgeschmückt. Folglich wird der Umgang mit dem Totemtier normiert und auch ritualisiert, was sich in der Verehrung und Vergötterung und oft im Verbot, das Totem zu essen, zu töten oder zu berühren, zeigt (vgl.

Jäger und Sammler fassten demnach Tiere als Menschen in einer anderen Erscheinungsform auf.

Neben dem Totemismus herrschten auch noch animistische<sup>5</sup> und schamanische<sup>6</sup> Vorstellungen vor, die das Verhältnis zum Tier prägten, es als wesensverwandtes Geschöpf des Menschen auffassten und es regelrecht kultisch verehrten.

„Als generelles Merkmal aller Jäger- und Sammlerkulturen kann gelten, dass sie Tiere als beseelte und denkende Wesen betrachten, dem Menschen verwandt und gleichwertig“ (Kotrschal 2009: 64). „Partiell erscheint das Tier in einer hierarchischen Weltordnung sogar als das übergeordnete Glied“ (Mütherich 2000: 22). Ähnliche Auffassungen wie im Totemismus, Animismus und Schamanismus finden sich noch heute in der Grundlehre einiger indischer Religionen. Beispielsweise wird im Hinduismus und Buddhismus an die wechselhafte Einkörperung der Seele in Mensch und Tier geglaubt (Wiedergeburt), was sich dann in der Verehrung der Tiere widerspiegelt.

Dieses (menschengleiche) Tierversständnis erfuhr durch die Domestikation<sup>7</sup> der Tiere durch den Menschen, welche sich aus dem Wandel der Jagd als Lebensgrundlage

---

Pollack 2009: 12 ff. und Brockhaus (PHO-Z) 2000: 390). Wenn das Töten eines Totemtiers dann jedoch unumgänglich ist, werden bestimmte Handlungsweisen erforderlich: „Man entschuldigt sich dessen wie eines Vergehens; man zeigt die Trauer, die man fühlt, den Widerwillen, den man empfindet, und man wendet die nötige Sorgfalt auf, damit das Tier so wenig wie möglich leidet“ (Durkheim 1994: 183). Durkheim thematisiert den Totemismus im Kontext der Entstehung der gegenwärtigen Religionen (insbesondere des Christentums) aus den „primitiven Religionen der Primitiven“ – d.h. hauptsächlich der australischen Ureinwohner und der nordamerikanischen Indianer. Deren Religion sei der Clan-Kult oder der Totemismus (vgl. Durkheim 1994: 17f.).

<sup>5</sup> Animismus (von griechisch *ἄνεμος* „Wind, Hauch“ wie lateinisch *animus*, als *anima* in religiösen Zusammenhängen auch *Seele* oder *Geist*) ist der Glaube, dass alle belebten und unbelebten Kreaturen, Gegenstände und Naturerscheinungen eine Seele („*anima*“) besitzen, die sie nach dem Tod der Körpers wieder verlässt, um woanders weiterzuleben. Überdies wird der Seele die Fähigkeit zugeschrieben in einer gewissen Unabhängigkeit zum Körper zu agieren und den Körper zu beschützen. Für Krankheiten, Tod oder andere Schicksalsschläge wird die Seele verantwortlich gemacht. Infolgedessen wird stets versucht, sich mit „der Seele“ „gutzustellen“, indem die Umwelt (und die in ihr lebenden Tiere) mit größtem Respekt behandelt wird/ werden (vgl. Brockhaus (A-GOZ) 2000:68).

<sup>6</sup> Der Schamanismus (aus dem Tungusischen – „springen“ oder „tanzen“) ist ein religiöses Phänomen, das die Glaubensvorstellungen und spirituellen Praktiken der Schamanen umfasst. Demgemäß besitzt ein Schamane die Gabe in einem tranceartigen Bewusstseinszustand als Mittler Kontakt zu den Seelen anderer Lebewesen und Objekte herzustellen. (vgl. Baumgartl 2007: 20 ff. und Brockhaus (PHO-Z) 2000: 178) Auch Tieropfer spielten in den alten schamanischen Jägerkulturen eine große Rolle, zum Beispiel „galten die weißen Knochen eines erlegten Tieres als heilige Garanten seiner Wiedergeburt. Besonders die Schädel bargen nach diesem Glauben die Kraft ewiger Lebenserneuerung, deshalb wurden sie nie weggeworfen, sondern an Ehrenplätzen aufgestellt“ (Savory-Deermann 1999: 2 zitiert nach: Otterstedt 2003a: 17).

Noch heute sind Schamanen in unterschiedlichen Regionen der Erde (Tibet, Nepal, Indien, Korea, Afrika, usw.) überwiegend als Heiler tätig (vgl. Baumgartl 2007:20).

zur Herausbildung der Landwirtschaft (Ackerbau und Viehzucht) und der damit verbundenen Entwicklung der nomadischen Lebensweise zu einer zunehmenden Sesshaftigkeit der Menschen ergab, gravierende Veränderungen in Richtung eines „Beherrschens“, „Kontrollierens“ und „(Aus-) Nutzens“ der Tiere zu Gunsten des Menschen (vgl. Frömmling 2006: 14).

Der Mensch wollte also in seinem sesshaften Dasein weniger vom unplanbaren Jagderfolg abhängig sein, sodass er mehr und mehr danach strebte, selbst Tiere zu halten und zu züchten sowie Kulturpflanzen anzubauen. Dieser Prozess des allmählichen Überganges der Jäger- und Sammlerkultur und ihrer wildbeuterisch-nomadisierenden Lebensweise zur landwirtschaftlichen Gesellschaft des Ackerbaus und der Viehzucht mit ihrer agrikulturell-sesshaften Lebensart wird auch als Neolithisierung bezeichnet. Interessant ist, dass diese Entwicklung an mehreren Orten der Welt unabhängig voneinander ablief.

Natürlich war dieser Umbruch mit einem Bedeutungswandel des Tieres und der Natur insgesamt verbunden, da sich der Mensch nun gegenüber dem Tier erhob, es für seine Zwecke (einerseits als Nahrungslieferant andererseits als „Kumpan“) nutzte und es von sich abhängig machte. Demgegenüber wurde die Domestizierung der Tiere mit großem Respekt betrieben, da dem Menschen der „Einfluß auf die menschliche Entwicklung der Alltagsstrukturen sowie die Befreiung von Zwängen, wie beispielsweise Jagderfolg, Begrenzung des Gefahrenpotenzials für die Menschen bei der Jagd, regelmäßiger Nahrungslieferant, z.B. durch milchgebende Tiere“ bewusst war (Otterstedt 2003a: 30). Auch dem domestizierten Tier wurde ein Nutzen der gewachsenen vertrauten Mensch-Tier-Beziehung zugeschrieben: Es wurde versorgt, behütet und erhielt Schutz vor Raubtieren und anderen Gefahren. Diese Begebenheiten sind jedoch unabdingliche Voraussetzungen, da den Tieren durch die Domestikation ihre Unabhängigkeit und die Überlebenschance in freier Wildbahn genommen wurden.

---

<sup>7</sup> Unter Domestikation (oder Domestizierung) versteht man den innerartlichen Veränderungsprozess von wildlebenden Tieren und Pflanzen, der mit genetischer Selektion einhergeht. Diese genetische Selektion hat eine Vielzahl von Veränderungen im Körperbau, der Physiologie, dem Verhalten und einigen anderen Eigenschaften der Tiere zur Folge. Die Domestikation bei Tieren betrifft viele verschiedene Tierarten und fand zu unterschiedlichen Zeiten, in unterschiedlichen Regionen statt. „Die Motivation für die Domestikation der verschiedenen Tierarten bleibt unklar“ (Kotrschal 2009: 68). Die wohl bekannteste domestizierte Tierart ist der Hund, dessen Domestikation in der Altsteinzeit, vor 14.000 Jahren erfolgte und wahrscheinlich im Nutzen (Wächter, Jagdhelfer, Hirte, Abfallvertilger) und/ oder der Gefährtschaft des Tieres begründet lag (vgl. Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 20).

Insgesamt war die Ur- und Frühzeit dementsprechend von einem Wandel der Mensch-Tier-Beziehung geprägt. Die anfängliche Überlegenheit zu Gunsten der Tiere - u.a. auf Grund mythischer Denkweisen und Ordnungsstrukturen - entwickelte sich allmählich zu einem Nützlichkeitscharakter und zur Dienstbarmachung der Tiere, welche der Lebensgrundlage und dem Wohle des Menschen dienen sollten. Durch die mit der prähistorischen Zeit zusammenhängenden Domestikation verfiel die ebenbürtige Perspektive der Menschen auf die Tiere, die Tiere wurden zu menschlich abhängigen Lebewesen und sie verloren weitestgehend ihren Status als übergeordnetes Glied in der hierarchischen Weltordnung. Der Historiker Paul Münch schreibt dazu: „Erst mit der kulturellen Distanz vom Tier begann sich das Verhältnis des Menschen zum Tier grundsätzlich zu wandeln und sich zu einer besonderen, zunehmend asymmetrischen Beziehung zu entwickeln“ (Münch 1999: 11).

Dennoch finden sich in der Literatur akzentuierte Angaben zum würdevollen Umgang der Menschen mit der Natur und den Lebewesen in Folge der Domestikation: „Sie begegneten den Tieren mit Respekt, heiligten den Kreislauf, von dem ihre Zukunft abhing, und achteten das erlegte Wild auch nach dessen Tod“ (Precht 2000: 153).

## **2.2. Antike**

Das Mensch-Tier-Verhältnis in der Antike beruht unter anderem auf einigen (teilweise kontroversen) philosophischen Positionen und Überlieferungen aus dieser Zeit und ist mit dem Gedanken „Hierarchie des Lebendigen versus Gemeinschaft der Wesen“ (Otterstedt 2003a: 19) treffend formuliert. Bereits hier ist erahnbar, dass die Spanne der Einstellungen zum Tier sehr groß ist und von einer weitestgehenden wesensmäßigen Gleichstellung von Mensch und Tier (Monismus) bis zu einer starken Differenzannahme (Dualismus) reicht. Nachfolgend wird anhand einer Auswahl bedeutender griechischer Philosophen und ihrer Lehren versucht, diese Spanne aufzuzeigen.

Bereits in den ersten literarischen Werken Homers, in der Ilias und Odyssee, spielten Tiere eine bedeutende Rolle. In der Ilias beispielsweise wurden vielfach Tiergleichnisse und Tiervergleiche beschrieben, bei denen wilde Kämpfer mit

Raubtieren und ängstliche Krieger mit Hirschen oder Rindern zum Zweck der Veranschaulichung menschlicher Charaktereigenschaften und Verhaltensweisen verglichen werden. Neben den personifizierten Gleichnissen wurden auch entsprechende Situationen, Gefühle und Verhaltensweisen von Menschen parallel zu den Tieren in den Vergleich gezogen (vgl. Dierauer 1999: 37 ff.). Da es sich allerdings nur um Tiergleichnisse handelte, kann man nicht davon ausgehen, dass die Tiere auch als menschlich angesehen wurden. Sie dienten vielmehr als Symbolträger, mit deren Eigenschaften man sich gerne maß. Dementsprechend gibt es einige Stellen in Homers Dichtungen, in denen „eine bemerkenswerte Versachlichung des Tieres, das – analog zur Überlegenheit der Götter über den Menschen – Interessen des letzteren untergeordnet und primär als Objekt des Erwerbstriebes betrachtet wurde“ (Mütherich 2000: 25) erscheint. Erstmals wird hier also eine hierarchische Struktur in Bezug auf das Verhältnis zwischen Mensch und Tier sichtbar, indem implizit auf die Höherstellung des Menschen verwiesen wird.

Eine stärkere Akzentuierung dieser Hierarchie erkennt man bei Aristoteles<sup>8</sup> und seinem Lehrer Platon<sup>9</sup>.

Insbesondere Aristoteles hatte einen elementaren Einfluss auf die Weiterentwicklung der Mensch-Tier-Beziehung bis in die heutige Zeit hinein. In seinem Buch „Über die Seele“ beschreibt Aristoteles das Verhältnis zwischen Seele und Körper: „Deshalb ist auch die Annahme derer richtig, die meinen, die Seele könne weder ohne Körper sein, noch sei sie selbst Körper. Sie ist zwar nicht Körper, aber doch Sache des Körpers, und darum ist sie auch im Körper gegenwärtig...“ (Aristoteles o.J.: 69). Er definierte ferner die Seele als ein Prinzip, welches durch „vier Momente“ bestimmt wird, „nämlich durch das Nährvermögen, das Wahrnehmungsvermögen, das Denkvermögen und die Ortsbewegung“ (Aristoteles o.J.: 67). Diesbezüglich gelangte er zu der Erkenntnis einer Art kontinuierlichen „Stufenleiter“, die später *scala naturae* genannt wurde, auf deren unterster Stufe die unbelebte Natur und ihr seelenloses Leben wie Steine, Wasser und Sand steht, wohingegen der Mensch und die belebten Dinge die obersten Stufen einnehmen. Diesem Denkansatz nach schienen Pflanzen eine „vegetative Seele“ (auch „Vitalseele“) zu haben, welche die naturgemäße

---

<sup>8</sup> 384 v. Chr. – 322 v. Chr., bedeutender und wirkungsmächtiger Philosoph aus dem antiken Griechenland, sowie größter Zoologe der Antike

<sup>9</sup> 427 v. Chr. – 347 v. Chr., griechischer Philosoph

Leistungen wie Ernährung, Fortpflanzung und Wachstum steuert. Den Tieren wurde zusätzlich eine „animale Seele“ (auch „sensitive Seele“) zugesprochen, welche - im Gegensatz zu den Pflanzen - bei den Tieren ein Wahrnehmungs- und Empfindungsvermögen voraussetzt (vgl. ebd.: 61ff.). Aristoteles schlussfolgerte also aus dem Fehlen der Sinnesorgane und dem Fehlen einer „Mitte“ bei Pflanzen, dass diese nicht wahrnehmen und empfinden können. Immerhin wurde aber den Tieren diese Fähigkeit noch zugesprochen (vgl. ebd.: 60 ff.). Dass, was jedoch nur den Menschen von den Tieren und allem anderen Leben abgrenzt und substantiell auszeichnet, ist, laut Aristoteles, die „Geistseele“ (auch „Denkseele“), welche sich unter anderem durch Sprach- und Denkvermögen und Vernunft und Verstand ausdrückt: „Nun ist der Mensch unter allen tierischen Wesen allein im Besitz der Sprache, während die Stimme, das Organ für Äußerungen von Lust und Unlust, auch den Tieren eigen ist“<sup>10</sup>. Vernunft wird dementsprechend zum Alleinstellungsmerkmal des Menschen.

Gemäß der Seelenlehre Aristoteles' handelte es sich also bei einem Körper um den Stoff, der durch die drei beschriebenen Seelenteile (vegetative Seele, sensitive Seele, Geistseele) erst die Form als Pflanze (mit einem Ernährungsvermögen), als Tier (mit einem Ernährungs- und Wahrnehmungsvermögen) oder als Mensch (der zusätzlich zu allen Seelenvermögen der Pflanzen und Tiere auch „Vernunft“ besitzt) erhält. Bei der Rangfolge „Mensch-Tier-Pflanze“ wurde dabei das niedrigere Vermögen vom Höheren eingeschlossen, „denn diejenigen sterblichen Wesen, denen Überlegung zukommt, die haben auch alle übrigen Fähigkeiten“ (vgl. ebd.: 75).

Diese Hierarchie des Lebendigen, insbesondere das Separieren des ausschließlich im Menschen wirkenden Geistes von allen anderen Lebewesen „galt nicht nur als Argument für die untergeordnete Stellung des Tieres, vielmehr auch als Legitimation der Rechtmäßigkeit seiner Unterwerfung“ (Otterstedt 2003a: 30). Das Fundament für den späteren Anthropozentrismus wurde demzufolge gelegt: der Mensch steht im Mittelpunkt, die Natur und die Tiere stehen ihm zu seinem Nutzen zur Verfügung.

---

<sup>10</sup> <http://www.tabvlarasa.de/28/Bleecken1.php>

An diese aristotelische Differenzannahme, nämlich hinsichtlich des Vernunftvermögens bei Menschen und Tieren, knüpften später die Stoiker<sup>11</sup> an. „Keine philosophische Richtung der Antike hat stärker betont, daß die Tiere vernunftlos sind und nur der Mensch Vernunft besitzt, und hat den Gegensatz zwischen Mensch und Tier nachdrücklicher formuliert als die Stoa“ (Dierauer 1999: 60).

Noch stärker als bei Aristoteles wurde den Tieren bei den Stoikern der Großteil der psychischen Fähigkeiten des Menschen (wie beispielweise das Abschätzen der Folgen des eigenen Tuns oder ein bewusstes Entscheiden für oder gegen etwas) aberkannt beziehungsweise nur bedingt zugestanden<sup>12</sup>. Darüber hinaus wurden „die die diesem Bereich als seelen- und vernunftlose Lebewesen zugeordneten Tiere als rechtlose definiert“ (Otterstedt 2003a: 21). Das besagt: Da Gerechtigkeit nur unter Gleichen (Vernunftvermögen als Differenzierungsmerkmal) herrsche, bestünde demzufolge kein Rechtsverhältnis des Menschen gegenüber dem Tier, was das Ausnutzen der Tiere ohne jede Beschränkung legitimierte und rechtfertigte.

Die vorangegangenen Ausführungen über die aristotelische und stoische Lehre, sowie teilweise die platonische Lehre<sup>13</sup>, die hier nicht näher erläutert werden soll,

---

<sup>11</sup> Die Stoa ist eine der wirkungsmächtigsten philosophischen Schulen in der abendländischen Geschichte und wurde ca. 300 v. Chr. vom Philosophen Zenon von Kiton gegründet. Als wichtigste Kernaspekte der stoischen Lehre gelten im Allgemeinen die drei Bereiche Physik, Logik und Ethik. Für die vorliegende Arbeit sind aber auch die naturphilosophischen Auffassungen der Stoiker relevant, welche die Sonderstellung des Menschen sehr nachdrücklich betonen (vgl. Brockhaus (PHO-Z) 2000: 312).

<sup>12</sup> Bei bestimmten Leidenschaften wird von den Stoikern Vernunft- und Urteilsvermögen vorausgesetzt. Da dies jedoch den Tieren aberkannt wird, „findet sich bei Tieren bloß ein Quasi-Sich-Freuen, ein Quasi-Zürnen, ein Quasi-Sich-Fürchten“ (Dierauer 1999: 62f.).

<sup>13</sup> Im Rahmen dieser Arbeit kann auf die platonische Auffassung zum Tier nicht näher eingegangen werden. Sie soll stattdessen für ein umfassendes Verständnis des Mensch-Tier-Verhältnisses in der griechischen Antike hier nur kurz angesprochen werden. Ähnlich wie Aristoteles' Position vertritt auch Platon die dualistische Sicht, in der der Mensch Macht über die Natur und Tiere hat. Überlegung und Reflexionsvermögen wird den Tieren aberkannt: „Die anderen Tiere betrachten, überlegen und überdenken nichts von dem, was sie sehen, der Mensch hingegen überlegt und überdenkt, sobald er etwas gesehen hat, das, was er gesehen hat“ (Dierauer 1999: 49). Die platonische Lehre spricht dem Menschen eine Zwischenstellung zwischen Gott und Tier zu, d.h. er nimmt keine direkte Differenzierung zwischen Mensch und Tier vor, was in der Doppelnatur der menschlichen Seele begründet liegt. Diese Seele besteht einerseits aus der Vernunftkraft, der Überlegungsgabe (welche nur dem Menschen obliegt) und andererseits aus den beiden tierischen Seelenkräften: der mutig-leidenschaftlichen, auch zornigen Seelenkraft und der Kraft des Begehrens (vgl. Dierauer 1999: 49). Ferner vertritt Platon den Seelenwanderungsgedanken (ausgehend von der pythagoreischen Philosophenschule), welcher mit der Unsterblichkeit der Seele einhergeht. Demnach würden Seelen, welche nicht die Vernunft dominieren ließen, in Tiere übergehen. Insgesamt äußerte sich Platon eher wechselhaft in Bezug auf die Tierversunft, stellt aber mit seinen Überlegungen ein Fundament für die aristotelische Linie und die dualistische Lehre dar (vgl. ebd.: 49f.).

zeigten eine scharfe Mensch-Tier-Unterscheidung an Hand der Kriterien Sprache, Vernunft, Verstand. Dies führte zu einer entsprechenden Mensch-Tier-Beziehung im Sinne eines stark akzentuierten Anthropozentrismus<sup>14</sup> und des damit einhergehenden fehlenden (ethischen) Verpflichtungsgefühls des Menschen gegenüber dem Tier. Diese Auffassung, also Tiere als seelen-, vernunft- und rechtlose Lebewesen zu betrachten, wirkte sehr lang und wurde insbesondere in verschiedenen Konzepten der Aufklärungsphilosophie, wie zum Beispiel bei René Descartes wieder aufgegriffen, was unter Abschnitt 2.4.2. erläutert wird. (vgl. Otterstedt 2003a: 20f.).

Im Gegensatz zu den eben beschriebenen differenzbetonenden Verständnissen der Mensch-Tier-Beziehung standen die orphischen und pythagoreischen Lehren.

Als wichtiger Vertreter soll hier der griechische Philosoph und Pythagoras-Schüler Empedokles<sup>15</sup> genannt werden, der für eine gewaltfreie und vegetarische Lebensweise stand. Auch er vertrat eine Art des Seelenwanderungsglaubens und verzichtete folglich auf Tierfleischnahrung, um dabei nicht in verwandelter Gestalt weiterlebende Nahestehende zu töten und zu verzehren. Empedokles pries eine allgemeine Verschonung der Tiere und Güte und Respekt gegen alles Gestalt gewordene Leben an und erhoffte sich eine bessere Zeit, „in der alle Tiere zahm und dem Menschen freundlich gesinnt waren“ (Dierauer 1999:79) und ein friedliches, symbiotisches Leben beider möglich ist.

Ähnlich wie der philosophisch motivierte Vegetarismus Empedokles' fußte der religiös motivierte Vegetarismus der Orphiker<sup>16</sup> auf dem Seelenwanderungsgedanken. Die Orphiker waren der Ansicht, dass sich die Seele wegen eines früheren schuldhaften Handelns im Körper befinde und dort solange eingeschlossen sei bis sich der Mensch von der Schuld löse. Dies könne nur durch ein asketisches Streben nach Reinheit erfolgen, welches mit einem Verzicht von Fleischnahrung und der Ablehnung von Tieropfern einhergeht.

---

<sup>14</sup> Der Anthropozentrismus ist ein Modell der Ethik, das den Menschen in den Mittelpunkt stellt und ihn zum Sinn und Ziel des Weltgeschehens macht (vgl. Brockhaus (A-GOZ) 2000: 72).

<sup>15</sup> 490-430 v. Chr.

<sup>16</sup> Orphiker ist eine Bezeichnung für die Anhänger der Orphik- einer religiös-philosophischen Geheimlehre der Antike, die sich ab dem 6./5. Jh v. Chr. in Griechenland und anderen griechisch besiedelten Gebieten ausbreitete (vgl. Dierauer 1999: 41 ff. und Brockhaus (GP-PHONOM) 2000: 525).

In Bezug auf den Vegetarismus scheint es mir unabdinglich, den griechischen Philosophen Plutarch<sup>17</sup> zu benennen, da seine Auffassungen und Motive zum Verzicht auf Fleischnahrung geradezu modern anmuten. In seinen Reden „Über die Fleischnahrung“ und seiner Schrift „Über die Klugheit der Tiere“ vertrat er seine Position für die Tierschonung, und zwar auf Grund seiner Überzeugung von der Tierversunft. Er sprach sich für einen respektvollen Umgang mit den Tieren aus. Es dürfe keinem Tier unnötige oder ungerechtfertigte Leiden zugefügt werden und der Verzehr (und der Genuss) von Fleisch stünde in keinem Verhältnis zu dem Leid und dem Verlust des Lebens des Tieres (vgl. Dierauer 1999: 38). Darüber hinaus führte auch Plutarch Elemente des Seelenwanderungsgedanken auf: „Er meint, es sei besser, an sie (Seelenwanderungslehre) zu glauben und auf Tierfleisch zu verzichten, als nicht an sie zu glauben und dabei einen Verwandtenmord zu riskieren“ (Dierauer 1999: 81).

Es wird in all seinen Ausführungen deutlich, dass Plutarch für die Ehrfurcht und dem Respekt vor dem Leben und der Tierschonung stand. Als einziger Philosoph der Antike hob er die Leidensfähigkeit der Tiere hervor und war der Meinung, dass man ihnen kein Leid und keine Schmerzen zufügen darf. Er betrachtete förmlich alle Lebewesen als empfindungsfähig, da er diese Eigenschaft als eine arteigene und angeborene Fähigkeit einstuft. In Bezug auf die im römischen Reich stattfindenden Tierhetzen<sup>18</sup> bzw. Tierkämpfe, die neben Gladiatorenkämpfen einen Großteil der Unterhaltungskultur einnahmen, ist diese Überzeugung aus ethischer Sicht sehr fortschrittlich und richtungsweisend. Der Grundsatz ist auch noch heute Hauptbestandteil des ethischen Tierschutzes und ist in den Tierschutzbestimmungen zahlreicher Länder verankert.

Zusammenfassend zeigt der Ausschnitt der philosophischen Positionen zum Mensch-Tier-Verständnis der Antike die Ambivalenz und die große Spannweite der Bewertung von Tieren. Letztlich war die abendländische Mensch-Tier-Beziehung

---

<sup>17</sup> ca. 46 – ca. 120

<sup>18</sup> Die Begriffe „Tierhetzen“ und „Tierkämpfe“ werden oft synonym füreinander verwendet, wobei die „Tierhatz“ noch einen gewissen Jagdcharakter symbolisiert und das Hetzen durch speziell gezüchtete Hunde meint mit dem Ziel das andere Tier totzubeißen. Tierkämpfe wurden entweder zwischen Menschen und Tieren oder Tieren untereinander ausgetragen. Beide Veranstaltungen fanden in großen sogenannten Hetztheatern (Colloiseum, Amphitheater oder auch eine große ausgebaute Grube) statt und dienten vorrangig der Volksbelustigung und zu Schauzwecken (vgl. Dierauer 1999: 38ff.). Moderne Ausläufer der Tierkämpfe sind die noch heute stattfindenden Stierkämpfe und Hahnenkämpfe.

(trotz einiger Versuche und Bestrebungen einzelner Philosophen und Bewegungen) durch ein Ausnutzen der Tiere und durch ungerechte Handlungen (Misshandlungen) gegen sie geprägt. Auf der anderen Seite hatte der Mensch eine exklusive, also über dem Tier erhebende Sonderstellung inne, welcher aus unterschiedlichen Gründen (Vernunfts-, Sprachvermögen, aufrechter Gang, Werkzeuggebrauch mit den Hände, uvm.) die Vorstellung zugrunde liegt, dass Menschen und Tiere gänzlich unterschiedlichen (Lebens-) Kategorien angehören. Die wesensmäßige Gleichstellung zwischen Mensch und Tier beziehungsweise die Überlegenheit zu Gunsten des Tieres, welche noch in der frühen Menschheitsgeschichte vorherrschte, wich daher der Legitimation der Rechtmäßigkeit der Unterwerfung der Tiere. Einzelne Lehren, welche den Seelenwanderungsgedanken vertraten und glaubten Tierkörper könnten menschliche Seelen beherbergen und für eine entsprechend andere Einstellung zum Tier kämpften, konnten sich nur schwer bis gar nicht durchsetzen. Spätestens mit der Institutionalisierung des Christentums, deren Auswirkungen im nachfolgenden Abschnitt erläutert werden, verschwanden auch diese Auffassungen weitestgehend.

### **2.3. Mittelalter**

Die mittelalterliche Zeit war geprägt von einem Erstarren des christlichen Glaubens und dem entsprechenden Verständnis, Gott sei nicht ein Teil der Natur, sondern ihr Schöpfer: „Gott hat dem Menschen die Herrschaft über alle lebenden Wesen gegeben“ (Otterstedt 2003a: 18). Dieses Dogma des göttlichen Prozesses der Schöpfung, des Menschen als „Gipfel des Schöpfungswerkes“ (Fischer 2007: 146) sowie die Tatsache, „dass die jüdisch-christliche Religion einer Viehzüchter-Kultur entstammt, die das Tier als materielle Grundlage, d.h. als Handelsware, Fleischlieferanten und Arbeitsmittel betrachtete“ (Otterstedt 2003a: 18), trugen dazu bei, dass dem Mensch eine absolute Sonder- und Vorrangstellung gewährt wurde - wohingegen das Tier zum inferioren Objekt ohne Sprache und Vernunft wurde. Dies hatte zur Folge, dass sich Mensch und Tier weiter voneinander entfernten.

Auch die Kirchenväter Augustinus und Thomas von Aquin repräsentierten mit ihrer römisch-katholischen Philosophie ein ausgeprägtes Rang- und Herrschaftsgefälle

zwischen Mensch und Tier. Die scholastische Lehre des Dominikaners Thomas von Aquin<sup>19</sup> besagte, dass die Menschen den Tieren keinerlei Rücksichtnahme schuldig sind und nahm eine entsprechende Beurteilung und Einschätzung der Tiere „nach Eigenschaften wie Ziel- und Zweckorientierung, Einsichts- und Mitteilungsfähigkeit, Fehlen einer Sehnsucht nach Unsterblichkeit u.a.“ (Otterstedt 2003a: 22) vor. Darüber hinaus klassifizierte er nur die menschliche Seele als unsterblich (die tierische Seele ist körpergebunden und somit sterblich), was deutlich die Anpassung christlicher Maxime an die dualistische Lehre des aristotelischen und platonischen Denkens zeigt (vgl. Kenny 1999: 82). Ferner gelangte Thomas von Aquin zu der Erkenntnis, dass sich Grausamkeiten gegenüber Tieren unter Umständen zu Grausamkeiten gegenüber Mitmenschen entwickeln könnten (vgl. Otterstedt 2003a: 22). Gewalt gegen Tiere sollte demzufolge nicht um der Tiere Willen unterlassen werden, sondern zum Zwecke des Schutzes der Menschen. Das Ausbeuten, Benutzen und Töten zum Verspeisen der Tiere sieht er dennoch als göttliches Gebot und die Tiere um des Menschen Willen geschaffen. Er nahm dabei Bezug auf den Kirchenvater Augustinus<sup>20</sup>, der den Tieren die Seele (das Alleinstellungsmerkmal des Menschen und einziger unsterblicher göttlicher Anteil im Menschen) absprach. Der Mensch habe, der Ansicht Augustinus nach, keine Pflichten gegenüber Tieren zu erfüllen, da es auch keinerlei gemeinsame Rechte gäbe.

Durch dieses Denken geprägt, wurde die Differenzierung zwischen Mensch und Tier nicht mehr graduell oder stufenweise, sondern von nun an absolut gesehen. Diese Akzentuierung hielt bis in das Zeitalter der Renaissance nahezu unverändert an. Das mittelalterliche Tierbild war folgerichtig das eines „minderwertigen“, seelenlosen Objektes.

Sehr skurril erscheint in diesem Zusammenhang das Faktum, dass zu dieser Zeit sogenannte Tierstrafen und Tierprozesse stattfanden, was nachfolgend als kurzer Exkurs dargestellt werden soll. Tierstrafen wurden vor weltlichen Gerichten gegenüber domestizierten Nutztieren (oftmals Schweine) typischerweise wegen Tötung und Verletzung von Menschen verhängt und endeten in der Regel mit der Todesstrafe, deren Vollzug analog zur Inszenierung des Strafschauspiels der Hinrichtung von Menschen war. Bei Tierprozessen hingegen „standen“ „wilde“ als

---

<sup>19</sup> 1225-1274

<sup>20</sup> 354 – 430

Schädlinge empfundene Tiere auf Grund erheblich verursachter Schäden an landwirtschaftlichen Flächen vor dem kirchlichen Gericht. Sanktioniert wurden Maus, Rüsselkäfer oder Heuschrecke hier vor allem auf religiöse Art und Weise, insbesondere durch (Androhung von) Exkommunikation<sup>21</sup> oder Kirchenbann. Eines aber hatten beide Verfahren gemein: sie waren „ernst gemeint“, sie unterschieden sich formal nicht von Verfahren gegen menschliche Angeklagte und sie konzipierten beide Tiere, zumindest situativ, scheinbar menschenanalog als Rechtssubjekte, deren Status mindestens eine rechtliche Verantwortung, Handlungsbewusstsein und Schuldfähigkeit bedingt. Bei den Tierprozessen galt überdies eine Kirchenmitgliedschaft als „Bedingung“, denn nur so werden die religiösen Sanktionen wie Exkommunikation erst plausibel (vgl. Fischer 2007: 145f.). Darüber hinaus setzte diese Logik voraus, dass die Tiere im Rahmen dieser gerichtlichen Prozesse als rational angesehen wurden, d.h. man muss den Tieren ein vernunftgeleitetes und zweckorientiertes Denken und Handeln und eine bewusste Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht zuerkannt haben, sodass sie auch für ihr entsprechendes Handeln in Verantwortung gezogen werden konnten. Auch ein weitestgehendes Sprachverständnis und kognitive Fähigkeiten müssten theoretisch den Tieren obliegen, da beispielsweise Raupen durch Anschläge an Bäumen oder Ratten durch Verlesen der Vorladung vor Gericht zitiert wurden (vgl. Fischer 2007: 148).

Die Inquisition festigte folgerichtig die Vormachtstellung des Menschen, betonte die anzustrebenden Maxime wie Selbstbeherrschung, Keuschheit, Unschuld und Bürgerlichkeit und stigmatisierte und verwarf gleichzeitig (triebhaft) animalische Eigenschaften wie Zügellosigkeit und Impulsivität.

Ferner wird bei der Betrachtung des Mensch-Tier-Verhältnisses im Mittelalter ersichtlich, dass die situative Subjektivierung und Personifizierung der Tiere bei Tierstrafen und Tierprozessen dem zeittypischen (kirchlichen) Bild über Tiere (als Objekt mit ausschließlich „materiellem“ Wert) widersprach. In diesem Zusammenhang wird auch der Standpunkt des Historikers Keith Thomas evident, denn „die Grenze zwischen Menschen und anderen Spezies (wurde) zu dieser Zeit immer wieder verwischt und wiederhergestellt“ (Thomas 1983: 70-81 zitiert nach: Noske 2008: 96).

---

<sup>21</sup> Unter Exkommunikation versteht man eine Kirchenstrafe, die den zeitlich begrenzten oder permanenten Ausschluss aus der kirchlichen Gemeinschaft bedingt (vgl. Brockhaus (A-GOZ) 2000:430).

Die Entwicklung zum Monotheismus ließ auch schamanische Vorstellungen als Ketzertum und Hexerei<sup>22</sup> gelten, sodass enge Beziehungen zu Tieren nicht mehr als schamanische Fähigkeiten angesehen wurden, sondern vielmehr einer Verbindung zum Teufel gleichgesetzt wurden. Es wurde eine weitaus schärfere Trennlinie zwischen dem „Menschlichen“ und dem „Nichtmenschlichen“ gezogen als es bei Aristoteles der Fall war, da seinerseits allen Lebewesen eine Seele zugestanden wurde. In der christlichen Tradition ist dies nur dem Menschen vorbehalten.

Dennoch gab es auch im Mittelalter vereinzelt Positionen, die der Ausbeutung der Tiere entgegenstanden und die sich für ein neues Tierversständnis aussprachen, welches unter anderem gegen das Töten von Tieren zur Nahrungsgewinnung war (vgl. Pollack 2009: 18). Diese Grundsätze basierten unter anderem auf der Ethik des Heiligen Franz von Assisi<sup>23</sup>, welcher wegen legendärer Erzählungen von der *Vogelpredigt* oder vom *Wolf von Gubbio* als erster Tierschützer, klassischer Tierfreund und Wegbereiter des modernen Tierschutzes<sup>24</sup> gilt. Franz von Assisi schloss alle Tiere in den Sinn des Schöpfungsgedankens mit ein, was folgendes Zitat beweist: „Alle Geschöpfe der Erde fühlen wie wir, alle Geschöpfe streben nach Glück wie wir. Alle Geschöpfe der Erde lieben, leiden und sterben wie wir, also sind sie uns gleich gestellte Werke des allmächtigen Schöpfers – unsere Brüder“<sup>25</sup>. Ferner hebt er auch das Bestehen einer Wahrnehmungsstruktur der Tiere hervor und stellt die

---

<sup>22</sup> In diesem Zusammenhang soll erwähnt werden, dass in der mittelalterlichen Zeit nicht nur Tiere in ihrer Existenz herabgestuft wurden. „Über Jahrhunderte hinweg ging es in theologischen Debatten darum, ob man der Frau eine Seele zugestehen könnte oder nicht“ (Noske 2008: 96). Darüber hinaus wurden Frauen wegen ihres „tierähnlichen“ Benehmens, worunter beispielsweise das Gebären von Kindern und das Stillen zählte, auf der Skala der Menschlichkeit tiefer angesiedelt (vgl. Noske 2008: 96f.). Die jüdisch-christliche Tradition befasste sich umfassend mit den „Launen“ der Natur, sodass ihr die Eigenschaft „schreckliche Dinge und plötzliche Katastrophen, Hungersnöte und Unwetter zu verursachen“ (ebd.: 96f.) zugeschrieben wurde. Frauen galten diesbezüglich als Komplizen der Natur, was mit der Hexerei gleichgesetzt wurde: man schrieb ihnen die Fähigkeit zu „der Menschheit Böses antun zu können, und zwar durch die Zusammenarbeit bzw. den sexuellen Verkehr mit dem Teufel und mit Dämonen, denn diese besaßen das Wissen über die ganze Natur, samt ihrer dunklen und mysteriösen Seiten“ (ebd.: 97).

<sup>23</sup> 1182-1226, Begründer des Ordens der Franziskaner

<sup>24</sup> Franz von Assisi wurde 2 Jahre nach seinem Tod, am 4. Oktober 1228, heiliggesprochen. Der 4. Oktober wurde in Andenken an den Schutzpatron der Tiere Franz von Assisi zum Welttierschutztag erklärt und wird seit 1931 jährlich international begangen. Der Welttierschutztag trägt einen großen Beitrag zur Verbreitung des Tierschutzgedankens bei und setzt sich u.a. für die vom Aussterben bedrohten Tierarten ein.

<sup>25</sup> <http://www.heimdall-verlag.de/Sigel-probe1.pdf>

Maxime auf „Gott wünscht, dass wir den Tieren beistehen, wenn sie der Hilfe bedürfen. Ein jedes Wesen in Bedrängnis hat gleiches Recht auf Schutz<sup>26</sup>“.

Rückblickend lässt sich jedoch schlussfolgern, dass sich diese vereinzelt Positionen gegen die Herabstufung der Tiere kaum durchsetzten und im Mittelalter als „unmodern“ eingestuft wurden. Dennoch war es mir ein Anliegen, auf diese Sichtweisen hinzuweisen, da sie - zumindest langfristig gesehen – doch Auswirkungen auf die Entwicklung des Mensch-Tier-Verhältnisses hatten.

Fassen wir das Gesagte zusammen: Mit Blick auf die dargestellten Auffassungen zum Tier im Mittelalter lässt sich feststellen, dass die Denkweisen über die Menschen und die Tiere stark von der Kirche beeinflusst waren. Diese zog eine mächtige, klar definierte und kaum zu überwindende Trennlinie zwischen „Menschlichem“ und „Tierischem“. Sinngebend für das mittelalterliche Mensch-Tier-Verhältnis war demgemäß eine „unüberwindliche Differenz zwischen Mensch und Tier, eine Situation der völligen Unterordnung der Kreatur unter den Menschen“ (Dinzelbacher 2000: 266f. zitiert nach: Fischer 2007: 147), welche sich auch in der Folgezeit weiter fortsetzte. Die Tiere verloren „mit der im 12.Jhd. zunehmenden Wahrnehmung der Tiere im Kontext der Entwicklungsgeschichte – den Schutz und die Rückbindung an die göttliche Schöpfung“ (Otterstedt 2003a: 22). Die christliche Theologie bot daher die (erforderliche) moralische Grundlage für die Vormachtstellung des Menschen gegenüber den Tieren und der Natur, wie sie sich schon seit Beginn der Antike abzeichnete.

## 2.4. Neuzeit

Der zeitliche Rahmen des nachfolgenden Kapitels bewegt sich zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert und wird zum Zwecke der besseren Anschaulichkeit und Übersichtlichkeit in die drei Unterkapitel „Renaissance“, „Aufklärung“ und „Industrialisierung“ sowie eine anschließende Zusammenschau gegliedert. Darüber hinaus dient die Dreiteilung auch einer Eindeutigkeit in Bezug auf die Einordnung der zu dieser Zeit um ein Vielfaches gestiegenen, denn zu dieser Zeit haben die

---

<sup>26</sup> <http://www.zet.or.at/subnode,4,195,de,Zitate,infocenter.php>

Veröffentlichungen um ein Vielfaches zugenommen. Ein Grund für diese Verdichtung könnte unter anderem in der Etablierung des Buchdruckes zu sehen sein, durch den es ermöglicht wurde, das Schriftgut zu vervielfältigen und dementsprechend leichter zu erhalten.

Ähnlich wie im vorangegangenen Kapitel kann auch hier „nur“ eine Auswahl dargelegter (philosophischer) Auffassungen zum Tier demonstriert werden, da der Einbezug aller Meinungsbilder zum Tier sonst (leider) den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen würde.

### ***2.4.1. Renaissance***

Der Beginn der Neuzeit war prinzipiell eine Weiterführung der starken Differenzierung zwischen Mensch und Tier, wie sie für das Mittelalter charakteristisch war. Dies wurde durch den aufkommenden Humanismus noch weiter verstärkt, indem unter anderem auf (philosophische) Grundgedanken aus der Antike zurückgegriffen wurde:

„Die in Humanismus und Renaissance sich anbahnende Revolte gegen die kirchliche Dogmatik und das relativ geschlossene mittelalterliche Weltbild vereinte den Rekurs auf antike Kunst- und Philosophietraditionen mit der wirtschaftlichen und politischen Dynamik der Zeit zu einer verstärkten Diesseitswerdung und einem neuen Selbstbewusstsein des Menschen“ (Mütherich 2000:31).

Der Humanismus akzentuierte die Würde und verstandesbedingte Selbstkontrolle des Menschen und erhob ihn damit in eine Sonderstellung, nämlich die in den Mittelpunkt des Universums: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge“. Dieses neue humanistische Menschenbild trug dazu bei, dass sich das Verhältnis zwischen Mensch und Tier in Richtung einer strikten Differenzierung weiter verschärfte. Nun wurde klar zwischen dem Geistigen und dem Triebhaften unterschieden. Der Mensch galt dank seiner Anlagen zur rationalen Lebensplanung und –steuerung als befähigt, Selbstkontrolle und Selbstbeherrschung zu üben und dementsprechend triebhafte Gefühle zu zügeln und zu kontrollieren. Das Tier hingegen wurde als verstandesloses Triebwesen gesehen, welches über keine Moral, keine Rationalität und damit auch keinen Geist verfügt. In Folge des humanistischen Menschenbildes

wurde das Tier daher weiter zum seelenlosen Nutzobjekt menschlicher Verfügungszwecke degradiert, welches der Willkür der Menschen absolut unterworfen war. Sie dienten vornehmlich als Rohstoff- und Nahrungslieferanten und wurden im Rahmen der weiterhin populären Tierkämpfe zur Unterhaltung und zum Vergnügen der Gesellschaft entwürdigend zur Schau gestellt (vgl. Pollack 2009: 18). Der aufkommende Humanismus brachte folglich keine mitfühlende und respektvolle Umgangsweise mit dem Tier mit sich. Er ist schließlich nicht mit der Humanität, also der Tendenz, menschlich zu handeln, gleichzusetzen. Vielmehr verschärfte sich in der Renaissance die Sonderstellung des Menschen über der Natur.

Aber auch zu dieser Zeit sind Abweichungen gegenüber der allgemein verbreiteten Auffassung zum Tier durchaus feststellbar. So bildete beispielsweise der französische Schriftsteller und Philosoph Michel de Montaigne<sup>27</sup> eine Ausnahme in Bezug auf die Frage der menschlichen Überlegenheit über die Natur. Er unterschied sich damit gravierend vom vorhergehenden mittelalterlichen Verständnis der Mensch-Tier-Beziehung, aber auch vom gegenwärtigen Denkmuster. Als Verfechter des Skeptizismus distanzierte sich Montaigne vom Christentum und der Annahme der anthropologischen Differenz zwischen Tier und Mensch. Stattdessen lehnte er sich gegen die allgemein verbreitete Sonder- und Vormachtstellung des Menschen über die Tiere auf und begründete gleichzeitig mit der notwendigen Erweiterung des Begriffes der Sprache das außersprachliche Verhalten und die nonverbale Kommunikationsfähigkeit der Tiere (vgl. Otterstedt 2003a: 23). Montaigne wies auf die Vielfalt der nonverbalen Kommunikationsmöglichkeiten der Tiere (Ausdruck von Absichten, Überlegungen und Gefühlen) hin und zeigte folgerichtig auf, dass sowohl eine Verständigung der Tiere untereinander (auch unterschiedlicher Spezies) als auch der Aufbau einer sozialen Beziehung zum Menschen gewiss möglich sind (vgl. ebd.: 23). In diesem Kontext erfolgte gleichzeitig die Verteidigung und Akzentuierung der Vernunft, die seither als Alleinstellungsmerkmal des Menschen galt.

Das Zeitalter der Renaissance war insgesamt von einem beginnenden Wandel in der öffentlichen Wahrnehmung von Tieren geprägt. Insbesondere Montaigne leistete einen wesentlichen Beitrag zur Änderung der vorherrschenden Denkweisen, sodass alle Lebewesen gleichberechtigt behandelt werden sollten, nicht zuletzt sollten sie Achtung und Zuneigung erfahren. Durch die Verteidigung der Tierversunft, dem

---

<sup>27</sup> 1533-1592

Zugestehen einer sterblichen, aber rationalen Seele sowie der Annahme hoher Fähigkeiten bei Tieren und einer niedrigen Differenz zwischen Mensch und Tier entstand eine Strömung, die heute als „*theriophil*“ (tierfreundlich) bezeichnet wird.

Die Folgezeit der aufklärerischen Epoche wurde diese theriophile Bewegung, insbesondere durch einen sehr wirkmächtigen Vertreter, wieder gebrochen, wie im Folgenden aufgezeigt werden soll.

### **2.4.2. Aufklärung**

Insbesondere das 17. und 18. Jahrhundert wird allgemeingültig als (Literatur-) Epoche der Aufklärung bezeichnet. Charakteristisch für dieses Zeitalter ist das Streben nach Toleranz in Politik, Gesellschaft und Religion, damit einhergehend die Säkularisierung<sup>28</sup> sowie das Abwenden von der Konzentration auf das Leben nach dem Tod. Für die vorliegende Arbeit sind jedoch der Glaube und die Berufung auf die Vernunft (*ratio*) und die Erhebung dieser als zentrales Element der Erkenntnisprozesse bei Menschen von besonderer Bedeutung. Diese Akzentuierung der Vernunft wirkte sich gleichzeitig auf das Verständnis der Mensch-Tier-Beziehung aus, wie im Folgenden aufgezeigt wird.

Die wohl folgenreichste und stärkste Besinnung auf die Differenz zwischen Mensch und Tier stammt vom französischen Philosophen René Descartes<sup>29</sup>. Descartes gilt als Protagonist des rationalistisch-mechanistischen Dualismus, d.h. nach seiner Auffassung sind die Seele (*Res cogitans*) und die Materie (*Res extensa*) voneinander völlig unabhängige Substanzen. Tiere sollten seiner Auffassung nach lediglich der *Res extensa* angehören, also weder über Sprache, Bewusstsein, Denkvermögen und Seele verfügen (Otterstedt 2003a: 24 und Münch 1999: 328 ff.).

---

<sup>28</sup> Säkularisierung (oder Säkularisation, Säkularismus) wird abgeleitet vom lateinischen *saeculum* („die zeitliche Welt“) und bedeutet allgemein jede Form von Verweltlichung. Es ist ein „emanzipatorischer Entwicklungsprozess, der auf Ablösung von den durch Religion und Theologie bestimmten und begründeten Ordnungssystemen und Institutionen zielt und zugleich auf eine autonome Begründung des Staates, der staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen, des Rechts und der Ethik sowie auf ein den so begründeten Normen[systemen] entsprechendes, eigenverantwortliches Handeln ausgerichtet ist“ (Brockhaus (PHO-Z) 2000: 157).

<sup>29</sup> 1596-1650

Mit seiner Aussage „*Cogito, ergo sum*“ („*ich denke, also bin ich*“) misst Descartes dem Denken eine außerordentlich wichtige Bedeutung bei, genauer: dass die „denkende Seele“ des Menschen ihn über die Natur hinaushebt und sich durch ihre Eigenständigkeit kategorial von der Tierwelt trennt. Auf Grund dessen, dass der Mensch also die Fähigkeit hat, zu denken und sich und seine Umgebung bewusst wahrzunehmen, ging Descartes davon aus, dass er eine Seele hat. Vereinfacht könnte man die cartesianische<sup>30</sup> Ansicht wie folgt darstellen: Alles, was denkt, hat eine Seele und alles, was eine Seele hat, denkt. Das eine bedingt also das andere. Für Tiere vermochte Descartes keine Seelentätigkeit festzustellen, da seinerseits auch eine radikale Leugnung des Denkvermögens und des Bewusstseins bei Tieren erfolgt. Auch in der Sprachfähigkeit sah Descartes ein Differenzierungskriterium zwischen Mensch und Tier: „Tiere, etwa Spechte oder Papageien, besäßen durchaus Sprachorgane, aber sie redeten, selbst wenn sie menschliche Worte nachahmten, eigentlich nicht, weil sie nicht ‚zu erkennen geben‘ könnten, ‚daß sie denken, was sie sagen‘“ (Münch 1999: 329). Aus dieser fehlenden Fähigkeit der sprachlichen Kommunikation leitete Descartes ab, dass Tiere nicht nur weniger Verstand als Menschen haben, sondern vielmehr „gar keinen, und es ist die Natur, die in ihnen je nach der Einrichtung ihrer Organe wirkt, ebenso wie offensichtlich eine Uhr, die nur aus Rädern und Federn gebaut ist, genauer die Stunden zählen und die Zeit messen kann als wir mit all unserer Klugheit“ (Meyer 1975: 119). Mit dieser Überzeugung argumentierte Descartes schließlich sehr wirkmächtig und folgenschwer, dass Tiere lediglich gefühllose Automaten, genauer: Uhrwerke sind, welche nach vorgegebenen Prinzipien perfekt funktionieren. Im Hinblick auf diese Idee der Automatisierung der Tiere wurde Descartes stark von der Maschinentechnologie<sup>31</sup>, die sie zu dieser Zeit etablierte, beeinflusst. Das, was Tiere tun, wurde als eine Art mechanische Reizreaktion auf Grund der Anordnung und Regulation ihrer Organe betrachtet. Beispielsweise oblag der Blutkreislauf, nach

---

<sup>30</sup> Rene Descartes wurde lateinisiert Renatus Cartesius genannt, die Anhänger seiner Theorie wurden daher als Cartesianer bezeichnet.

<sup>31</sup> Maschinen, in Form des Einsatzes von Hebel und Rad gab es bereits schon in der Antike. Dies waren sogenannte nichtautonome Maschinen, die extern von Menschen betrieben werden mussten. Dagegen waren die Maschinen bei Descartes autonome Maschinen, welche im Stande waren, Kraft zu vervielfältigen, beispielsweise Pumpen oder Uhren (vgl. Noske 2008: 112 ff.). Die Bedeutung dieser Maschinen wurde dann von Descartes noch auf die Natur übertragen: „Diese Art der Maschine wurde für Descartes zum Symbol für Ordnung und Gesetzmäßigkeit in der Natur“ (Noske 2008: 112).

Ansicht von Descartes, der Tatsache, dass der Körper eine zirkulare Maschine, also eine Art Pumpe ist (vgl. Noske 2008: 113).

Doch nicht nur Tiere wurden von Descartes als Automaten betrachtet, auch gegenüber den menschlichen Körpern herrschten mechanistische Vorstellungen. Im Gegensatz zum Tier verfüge der Mensch über Geist und Seele. Maschinen, Automaten und wie oben geschildert auch Tiere hatten, laut Descartes, keine Seelen und konnten folglich auch keine Gefühle haben. Dementsprechend lautete die Schlussfolgerung der Cartesianer, dass Tiere auch keinen Schmerz, keine Leiden erleben und empfinden können. Diese Philosophie Descartes' war in Bezug auf die zu dieser Zeit aufkommenden qualvollen Experimente mit lebenden, unbetäubten Tieren eine willkommene Theorie zur Legitimation und Gewissensberuhigung bzw. zur kompletten Elimination letzter Skrupel. „Lebende Tiere, gehäutet und zerstückelt, wurden von den Vivisektoren<sup>32</sup> als Uhrwerke betrachtet. Angeblich von Rädern, Federn, Getrieben und Gewichten in Gang gesetzt, wurden sie als Automaten begriffen“ (Leslie, Watson 2007: 211).

Der cartesianische Dualismus und die materialistische Tierautomatenlehre sind als sehr folgenreich in Bezug auf die Entwicklung der Mensch-Tier-Beziehung einzuschätzen. So rechtfertigte die Tiermaschinentheorie die radikale Unterordnung der Tiere und „ermöglichte noch im 20.Jhd. das Leid von Tieren, wie z.B. in der Tierproduktion oder in den Vivisektionen im Rahmen naturwissenschaftlicher Experimente zu legitimieren“ (Otterstedt 2003a: 24). Auch sicherte und beruhigte der Ansatz Descartes' das Gewissen derjenigen, die Tiere professionell zum Nutzen des Menschen töteten (beispielsweise Jäger oder Metzger) aber auch das der fleischverzehrenden Gesellschaft (Münch 1999: 332).

---

<sup>32</sup> Der Begriff „Vivisektion“ stammt aus dem Lateinischen *vivus* („lebendig“) und *sectio* („Zerschneiden“, „Durchschneiden“) und entspricht heute dem umgangssprachlichen Begriff „Tierversuch“.

Vivisektion umfasst dementsprechend operative (nichttherapeutische) Eingriffe am lebendigen Tier, früher auch am Menschen (nationalsozialistische Vivisektionen ohne Narkose an KZ-Häftlingen), meist ohne Anästhetika (vgl. Brockhaus (PHO-Z) 2000: 483).

Vivisektion an Tieren wird heute vordergründig zu Forschungszwecken (Erprobung von Operationsmethoden) und Lehrzwecken durchgeführt und steht unter heftiger Kritik von Tierschützern, da einerseits eine Übertragbarkeit auf die menschliche Physis angezweifelt wird und andererseits die ethischen Kosten solcher Tierversuche als zu hoch angesehen werden.

Neben dieser zweifelslosen Gewissenberuhigung und der Beseitigung des Theodizee-Problems<sup>33</sup> sind beträchtliche Folgen für den Umgang mit Tieren in Folge der Descartes'schen Lehre von den völlig empfindungs- und seelenlosen Tierautomaten zu erwähnen. Nicolas Fontaine beschreibt, wie Menschen mit völliger Gleichgültigkeit Hunden Schläge verabreichten und verlachten dann diejenigen, die Mitleid mit den Tieren empfanden, als könnten sie Schmerzen empfinden. Schreie, die die Tiere ausstoßen, so erklärten sie, wären kein Zeichen von Schmerz oder Leid, sondern vielmehr nur das Geräusch einer Sprungfeder, die berührt wurde (vgl. Noske 2008: 114). Es zeichnete sich folglich ein oftmals mitleidloser, demonstrativ roher und deformiert-rationalisierter Umgang mit Tieren ab, der keinerlei ethischen oder moralischen Beschränkungen unterlag.

Ebenfalls die Menschen bekamen die lebensweltlichen Folgen der Descartes'schen Lehre zu spüren: animalische Züge oder Ähnlichkeiten mit tierischen Verhaltensweisen galt es strengstens zu vermeiden, verstärkt zu bändigen oder ganz zurückzudrängen. „Erst die mit Moral und Vernunft gepaarte Zivilisierung würde die ‚viehische‘ Seite des Menschen bändigen und die wahre Menschennatur hervorbringen können“ (Münch 1999: 333). Von den dem Tierischen ähnlichen Verhaltensweisen waren viele Standards des alltäglichen Lebens betroffen, die durch den Zivilisationsprozess unterdrückt werden sollten: beispielsweise die Nahrungsaufnahme, Ausscheidungsvorgänge, der soziale Umgang und insbesondere die Sexualität, die als triebhaft und ungezügelt attribuiert wurde.

Insgesamt stellte sich der cartesianische Dualismus, wie bereits erwähnt, als sehr folgenreich und wirkmächtig, fast beispiellos im Hinblick auf die (Weiter-) Entwicklung des Mensch-Tier-Verhältnisses heraus. Trotz der unerlässlich zu erwähnenden negativen Folgen für die Tiere, muss man auch die „positive Seite“ (wenn man dies so nennen kann) des wichtigsten und folgenschwersten neuzeitlichen Differenzdiskurses beleuchten. Denn dieser Diskurs löste gleichzeitig eine Vielzahl von Gegenbewegungen aus, welche die theriophilen Anschauungen vertraten, wieder aufgriffen und verfestigten und insgesamt für eine verbesserte Einstellung gegenüber Tieren im 18. Jahrhundert sorgten. Der Historiker Paul Münch spricht diesbezüglich von einer Befruchtung der Auseinandersetzung über das Mensch-Tier-

---

<sup>33</sup> Der von Leibniz geprägte Begriff „Theodizee“ heißt so viel wie „Rechtfertigung Gottes“ und meint damit insbesondere die Frage, wie das Leiden in der Welt zu erklären ist, wenn doch Gott die Allmacht, die Güte und den Willen besäße, um das Leiden in der Welt zu vermeiden (vgl. Brockhaus (PHO-Z) 2000: 370).

Verhältnis. Insbesondere „die Problemzonen der Mensch/Tier-Beziehung – von der Jagd über die medizinischen Tierversuche bis zur Frage der Tierschlachtung und des Fleischgenusses – wurden nun ausgiebig diskutiert und von der tierfreundlichen Partei grundsätzlich in Frage gestellt“ (Münch 1999: 335). Stellvertretend sind in diesem Zusammenhang Leibnitz, La Mettrie, Hume, Rousseau und partiell auch Kant zu nennen, deren Auffassungen zum Tier im Folgenden kurz skizziert werden sollen.

Der Universalgelehrte Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz<sup>34</sup> trat mit seiner Monadologie<sup>35</sup> dem Dualismusgedanken von Descartes scharf entgegen. Auf Grundlage dieser Theorie kam Leibnitz zu der Schlussfolgerung, dass zwischen Mensch und Tier lediglich eine graduelle Differenz besteht, d.h. alle Lebewesen bestehen demnach aus derselben Grundsubstanz, wobei dem Menschen zusätzlich Selbsterkenntnis und Vernunft zuteilwird. Dieses höhere Vernunftvermögen wurde den Tieren prinzipiell aberkannt. Ein fortschrittlicher Gedanke war dennoch erkennbar: Laut Leibnitz sind Tiere empfindende Lebewesen, die über eine Seele verfügen und in ihren wesentlichen Zügen menschengleich sind (Pollack 2009: 20). Insofern resultierte aus den Lehren Leibnitz‘ eine allmähliche Annäherung von Mensch und Tier und die vorsichtige (Auf-) Forderung, dass die Sonderstellung des Menschen zugrunde gehen sollte und er stattdessen „nur“ als Teil der Natur angesehen werden dürfte.

Auch der schottische Moral-Philosoph David Hume<sup>36</sup> tat seine Meinung zur Einstellung gegenüber Tieren kund. In seinem Werk „*Essay concerning the Principles of Morals*“ beschrieb er die moralische Tugend und die Verpflichtung des Menschen zu einem rücksichts- und respektvollen Umgang mit den Tieren. Zwar könne seiner Meinung nach nicht von einer Gemeinschaft von Mensch und Tier ausgegangen werden, da sowohl eine körperliche als auch eine geistige Unterlegenheit der Tiere bestünde, aber dennoch rief er auf Basis der Menschlichkeit dazu auf, Tieren achtungsvoll, mit höchstem Respekt, Mitleid und Güte zu begegnen. Darüber hinaus räumte Hume den Tieren auch Lern- und Abstraktionsvermögen (Lernen durch Beobachtungen und Erfahrungen) ein (vgl. Pollack 2009: 21 f.). Diese Berücksichtigung und der Einbezug der Tiere in die moralische Haltung der

---

<sup>34</sup> 1646-1716

<sup>36</sup> 1711 – 1776

Menschen können als erste Schritte zur Herausbildung der Tierethik<sup>37</sup> angesehen werden.

Der französische Philosoph Julien Offray de La Mettrie<sup>38</sup> ging sogar so weit, dass er unter Weiterführung des Gedanken von Montaigne die Gleichartigkeit zwischen Mensch und Tier propagiert. Gestützt auf die Tierautomatenlehre von René Descartes entwickelte La Mettrie durch seine Schrift mit dem aussagekräftigen Titel „*L’homme machine*“ einen Materialismus, der den Descart’schen Vergleich der Tiere mit Maschinen konsequent auf den menschlichen Körper überträgt und Körper und Geist als Einheit deutet. Infolgedessen kam er zu dem Entschluss, dass folgerichtig Menschen nur als Tiere und aufrecht kriechende Maschinen anzusehen sind (vgl. Münch 1999: 334). Lediglich durch die Komplexität seines Aufbaus unterscheidet sich das Tier vom Mensch, was jedoch keine Auswirkungen auf das Empfindungs- und Denkvermögen der Tiere habe. Durch diese annähernde Gleichstellung und Assimilierung von Mensch und Tier und die Annahme einer einzig quantitativen und graduellen Differenz bei tierischen und menschlichen Fähigkeiten erachtete La Mettrie die Lebensqualität beider Lebewesen als gleichartig. In seinem Traktat konzentrierte er sich jedoch nur auf die Begründung der Übereinstimmung des menschlichen und tierischen Körpers, schlussfolgerte daraus jedoch keine (ethischen) Bestimmungen für den Umgang mit und den Gebrauch von Tieren.

Anders bei Jean –Jacques Rousseau<sup>39</sup>: Der französische Philosoph forderte, ethischen Reflexionen seiner Schriften zufolge, Tiere nicht zu misshandeln. Die

---

<sup>37</sup> Die Tierethik ist eine Teildisziplin, die sich mit moralischen Prinzipien und Normen im menschlichen Umgang mit Tieren befasst. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage nach der Legitimität und Rechtfertigung der Nutzung von Tieren für menschliche Interessen. Ferner wird die Einstufung von Tieren als interessensfähige Individuen angestrebt (Goetschel 2009: 317 ff). Es lassen sich im Allgemeinen zwei Hauptstränge mit tierethischem Hintergrund herauskristallisieren: einerseits die Utilitaristische Tierethik, deren Grundgedanke mit der Forderung „Handle immer so, dass das größtmögliche Maß an Nutzen (bzw. Glück) entsteht“ beschrieben werden kann und andererseits Tierrechtstheorien, wie das von Tom Regan beeinflusste Konzept „*The Case for Animal Rights*“, welches besagt, dass das Leben aller Lebewesen, die sich als „*Subjekte ihres Lebens*“ wahrnehmen, denselben „inhärenten Wert“ hat und ihnen auf dieser Grundlage durchsetzbare Rechte zugestanden werden müssen. Siehe auch: Goetschel 2009: 316 ff.

In Abgrenzung zur Tierethik wird im Tierschutz davon ausgegangen, dass Tiere zum Nutzen des Menschen verwendet werden können, aber in diesem Rahmen eine humane und artgerechte Behandlung erfahren sollten, welche sich insbesondere in dem Verzicht der Zufügung von unnötigem Leiden, Schmerzen und Schäden zeigt.

<sup>38</sup> 1709 – 1751

<sup>39</sup> 1712 – 1778

Grundlage für diese Forderung war, dass nun nicht mehr allein die geistige Leistung als Kriterium galt, sondern dass die Empfindungsfähigkeit und die Sensibilität als Gemeinsamkeiten zwischen Mensch und Tier postuliert wurden (vgl. Otterstedt 2003a: 25). Da nun, gemäß Rousseau, Mensch und Tier die gleichen Empfindungen haben, müssen die Tiere folglich in das Naturrecht<sup>40</sup> eingebunden werden, was auch gewisse menschliche (ethische) Verpflichtungen gegenüber den Tieren bedingt. So dürfe der Mensch beispielsweise Tiere nicht unnötig misshandeln oder quälen: „Wenn ich verpflichtet bin, meinesgleichen kein Leid zuzufügen, so geschieht es, mehr, weil es mit Empfindungen begabt ist, als weil es Vernunft besitzt. Da nun Menschen und Tiere das Vermögen zu empfinden miteinander gemein haben, so hat ein jedes das Recht, nicht umsonst von dem anderen misshandelt zu werden“ (Rousseau o.J.: 186). In diesem gesellschaftskritischem System Rousseaus, das gemeinhin unter dem Schlagwort „Zurück zur Natur“ bekannt ist, wurden erste Schritte zur Gleichbehandlungspflicht, zu Tierrechten und ersten Tierschutzbewegungen initiiert (vgl. Otterstedt 2003a: 25f.). Ferner prägten Rousseaus Anschauungen auch die (Neu-) Bestimmung des Philanthropismus<sup>41</sup> in eine theriophile Richtung, womit insgesamt auf einen direkten Einfluss Rousseaus auf das ethische Handeln gegenüber Tieren gedeutet werden kann (vgl. 1999: 334).

Auch Immanuel Kant<sup>42</sup> deduzierte aus dem Empfindungsvermögen und der Sensibilität von Tieren das Verbot der unnützen Tierquälerei und verwies in diesem Kontext, ähnlich wie Thomas von Aquin, darauf, dass Rohheit gegen Tiere den Menschen selbst verrohe: „Jemand, der Tiere quält, wird auch hart im Umgang mit Menschen. Wir können das Herz eines Menschen danach beurteilen, wie er Tiere behandelt“ (Jung 2010: 265).

Nach Kants Ansicht ist dementsprechend der Tierschutz nicht der Tiere wegen zu vollziehen, sondern um den Menschen selbst vor den verrohenden Einflüssen der Tierquälerei zu schützen (vgl. Pollack 2009: 21). Kurz: Tierschutz ist

---

<sup>40</sup> Zusammengefasst kann dem Begriff des Naturrechts die Überzeugung zugrunde liegen, dass jedem Mensch „von Natur aus“ unveräußerliche Rechte obliegen – unabhängig von Alter, Ort, Geschlecht, Staatsangehörigkeit und der Staatsform, in der er lebt. Der Ansatz des Naturrechts ist demgemäß eng verknüpft mit der Idee der Menschenrechte (vgl. Brockhaus (GP-PHONOM) 2000: 461).

<sup>41</sup> Der Philanthropismus (auch Philanthropinismus) ist eine pädagogische Reformbewegung des späten 18. Jahrhunderts, welche die Lehre von der Erziehung zur Natürlichkeit, Vernunft und Menschenfreundlichkeit, und praktischen Fähigkeiten und Kenntnisse umfasst (vgl. Brockhaus (GP-PHONOM) 2000: 590).

<sup>42</sup> 1723 – 1804

Menschenschutz. Ferner formuliert Kant in seiner „*Metaphysik der Sitten*“ (1785), dass die Vernunftfähigkeit als entscheidendes Kriterium über den moralischen Status eines Lebewesens erhoben anzusehen ist (vgl. ebd.: 21f.). Tiere waren für ihn demgemäß vernunftlose Wesen, die keinem Moralgesetz untergeordnet sind. Moralische Pflichten habe der Mensch nur gegenüber vernunftbegabten Wesen (sprich: Mitmenschen) zu erfüllen, nicht jedoch gegenüber anderen Lebewesen (vgl. ebd.: 21). Mithilfe dieser Auffassung erhob Kant den Menschen über das Tier hinaus, beförderte ihn sozusagen in eine exklusive, intelligenzbetonte und erhabenerere Welt. Indessen setzte er aber, wie bereits beschrieben, der menschlichen Sonderstellung auch Grenzen für den Umgang mit Tieren, indem er seine Verachtung gegenüber der Misshandlung von Tieren prononcierte. Nur galt das Tier an dieser Stelle auf Grund seiner Vernunftlosigkeit nicht als Benefiziar moralischer Verbindlichkeiten, sondern diente vielmehr dem „Mittel zum Zweck“, um den Menschen vor den verrohenden Einflüssen der Tierquälerei zu behüten (vgl. ebd.: 21f.).

Folgt man also der Position von Kant, so sind der Tierschutz und die Tierethik, genauso wie bei Thomas von Aquin, stark anthropozentrisch gefärbt. Mit anderen Worten wurzelte Kants propagierter Schutz des Tieres in der Zuversicht, das Wohle der menschlichen Gemeinschaft zu sichern. Nichtsdestotrotz gereichte seine Einstellung den Tieren zum Nutzen.

Resümierend kann also die Epoche der Aufklärung im Allgemeinen als eine Prägung von einer Vielzahl (ambivalenter) philosophischer Theorien zur Haltung gegenüber Tieren angesehen werden, deren Auswirkungen bis heute spürbar sind. Insbesondere René Descartes wurde zu Recht eine immense (fatal-negative) Auswirkung auf den (Nicht-)Schutz von Tieren zugesprochen. Seine Tiermaschinentheorie brach sehr radikal mit den gängigen Vorstellungen aus der Frühen Neuzeit, die früher an das aristotelische und theriophile Weltbild angelehnt waren. Spätestens seit dem Cartesianismus war sodann die Hochschätzung des Menschen mit der einhergehenden Geringschätzung der Tiere bei dem Großteil der Gesellschaft verinnerlicht. Zwar gab es in der Folgezeit noch eine Vielzahl wichtiger, sinnvoller und unbedingt erwähnenswerter Einsichten, die den Cartesianismus in Frage stellten und sich für ein Wohlergehen der Tiere einsetzten. Aber sie endeten (leider) nur in (unmöglichen) Versuchen, das verfestigte Bild über das Vernunftwesen

des Menschen mit partiell aufgegriffenen Erkenntnissen über die Tiere, beispielsweise in Bezug auf das Empfindungs- und Denkvermögen, zu verbinden.

In diesem Zusammenhang lassen sich auch zwei große grundsätzliche Positionen herausfiltern, die sich seither in der Neuzeit etablierten, und das heißt: auch heute noch einen enorm wichtigen Anteil der gegenwärtigen Debatte zum Verständnis des Mensch-Tier-Verhältnisses haben. Die eine Auffassung führt Mensch und Tier eng zusammen und geht sogar so weit, von einer Gleichartigkeit zu sprechen. Stellvertretend soll hier Montaigne angeführt werden, der die seit dem Mittelalter etablierte, stark angenommene Distanz zwischen Tieren und Menschen vehement relativierte, indem er auf Ähnlichkeiten bis hin zur Gleichheiten vieler Eigenschaften (beispielsweise die Kommunikationsfähigkeit) beider Lebewesen verwies. Die andere Auffassung entfernt Mensch und Tier weit voneinander und betont permanent die Höherstellung des Menschen (Descartes). Wie alle Dinge der Welt sollten seiner Meinung nach auch Menschen und Tiere nach bestimmten Naturgesetzen wie Maschinen funktionieren. Demnach gestand Descartes also zumindest im Hinblick auf die körperliche Beschaffenheit von Mensch und Tier eine Art Gleichartigkeit zu, die er jedoch mit der These „Der Mensch besitzt eine Seele, das Tier nicht“ gleich wieder relativierte. Die vorgeblich nur dem Menschen innewohnende, immaterielle, unsterbliche Seele, die ihm das Denken, das Bewusstsein und das Sprechen ermöglicht, verschaffte dann dem Mensch ab dem 16. Jahrhundert eine exklusive, weit über das Tier hinausgehobene Existenz.

In Abgrenzung zur cartesianischen Tierautomatenlehre entstanden in der Aufklärung Strömungen, die die Akzentuierung der Empfindungsfähigkeit der Tiere in den Mittelpunkt ihrer Lehren stellten. Jedoch wurde das Wissen, dass Tiere sensitive Wahrnehmungen haben, von der Gesellschaft nur recht langsam internalisiert. Dagegen zeichneten sich Veränderungen im alltäglichen Arbeitsprozess der sich entwickelnden Industrialisierung, „in dem das Tier als Nahrungslieferant, Lastenträger und Arbeitsmittel, aber auch Statussymbol (Pferd, Ziervögel, Schoßhund...) integriert war“ (Otterstedt 2003a: 25) sehr viel schneller und wirkmächtiger im Hinblick auf die Mensch-Tier-Beziehung ab, wie im folgenden Abschnitt dargelegt wird.

### **2.4.3. Industrialisierung**

Durch den im Zuge der Industrialisierung zunehmenden Einsatz von Maschinen in der Landwirtschaft, veränderte sich auch das Nutzungsprofil der Tiere (vgl. Otterstedt 2003a: 25). Einerseits galten Tiere als unverzichtbar und wurden auf Grund der Tatsache, dass die Ökonomie ohne den Einsatz von Muskelkraft nicht funktionieren konnte, als existenziell notwendige wirtschaftliche Arbeitskraftressourcen angesehen (vgl. Münch 1999: 24). Andererseits wurden beispielsweise Pferde als „Personenbeförderungsmittel“ im Fernverkehr durch den Bau der Eisenbahn von selbiger abgelöst, sodass es demzufolge zum ersten Mal in der Geschichte zur Überwindung der animalischen Zugkraft kam (vgl. ebd.: 282). Währenddessen kam es in anderen gesellschaftlichen Bereichen zu einer Intensivierung der Nutzung von Tieren. So erfuhren insbesondere die Nutztierzucht und –haltung durch die zunehmende Technisierung die weitreichendsten Veränderungen, die allmählich eine Entfremdung des Menschen mit der Natur bedingten (vgl. ebd.: 282f.). Durch den zunehmenden Einsatz von Maschinen in der Landwirtschaft, der durch die wachsende Bevölkerungszahl gestiegenen Nachfrage nach Fleisch als Nahrungsmittel wurde Tierhaltung sukzessiv zur Tierproduktion mit einer beginnenden (erforderlichen) Methodik der Massenschlachtung (vgl. Otterstedt 2003a: 25). Die technisch optimierte und mechanisierte Massenschlachtung von Tieren heutzutage ist aus den durchkalkulierten Fabrikationsvorgängen der Schlachtung aus der Zeit der Industrialisierung heraus entstanden.

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts wurden diese Zustände weiter verschärft: Mit der gesetzlich verordneten Verlegung von Schlachthöfen aus der Innenstadt an die Stadtränder und der Erfindung der Guillotine wurde der Schlachthof bald „zum Inbegriff des institutionalisierten Tötens und der Degradierung und Entwertung quälbarer Körper“<sup>43</sup>. Die Tiere wurden, der Wahrnehmung der Gesellschaft entzogen, in streng rationalisierten, mechanisierten und arbeitsteiligen Schlachtvorgängen ver- und als Subjekt entwertet. Sie wurden zur Naturressource degradiert und auf ihren Gebrauchswert reduziert. Otterstedt spricht in diesem Kontext von der Verschiebung der Mensch-Tier-Beziehung „von einer Du- zu einer Es-Beziehung, das Tier wurde

---

<sup>43</sup> Witt-Stahl (2004): 8, online aufrufbar unter <http://www.assoziation-daemmerung.de/wp-content/uploads/2011/12/Marginalien.pdf>

eine Sache, ein beliebiger Posten im Kontobuch des Betriebes“ (vgl. Otterstedt 2003a: 25).

Gleichzeitig bedeutete die oben erwähnte Intensivierung der animalischen Nutzung auch ein zur rationellen Durchführung der Massentierhaltung und -schlachtung scheinbar gegenteiliges Phänomen: den enormen Bedeutungsgewinn der Haustiere. Leslie und Watson begründen diese Ambivalenz wie folgt: „Mit der Eingliederung der Tiere in den Verwertungsprozess geht die enge Beziehung der Menschen zu den Tieren verloren. Zwischen Mensch und Natur öffnet sich ein Spalt – für die Natur eine riesige Kluft. Gleichzeitig wird die Marginalisierung der Tiere in der Industriegesellschaft jedoch durch die Erfindung des Haustieres wieder aufgehoben“ (Leslie, Watson 2007: 206). Folglich konstituierte sich auch die explizite Züchtung von Hunden zu Zwecken des Vergnügens und der Liebhaberei (vgl. Buchner-Fuchs 1999: 286). Dabei ist zu erwähnen, dass die Haltung von rasserein gezüchteten Hunden nicht nur einen hohen materiellen Wert darstellte, sondern auch wertvoll für das soziale Prestige der Menschen war. Darüber hinaus diente vor allem das Haustier durch seine psychosoziale Bedeutung dazu, das Bedürfnis des Menschen nach Kontakt mit der Natur zu befriedigen<sup>44</sup> (vgl. Otterstedt 2003a: 25). Aus demselben Beweggrund entstanden auch zu dieser Zeit die ersten Zoos, die exotische Tiere in ihren „pseudo-natürlichen“ Lebensräumen zur Schau stellten<sup>45</sup> (vgl. Leslie, Watson 2007: 209).

Es zeigt sich also, dass sich das ambivalente Mensch-Tier-Verhältnis im Zuge der Industrialisierung wesentlich verschärfte. Sowohl die (Aus-) Nutzung als auch die Emotionalisierung erfuhren eine stark aufeinander bezogene Steigerung und dürfen nicht unabhängig voneinander betrachtet werden. Hier wird deutlich, dass menschliche Emotionen jedem Umgang mit Tieren beiwohnen, aber unter

---

<sup>44</sup> Dieses Phänomen der Verbundenheit des Menschen mit der Natur wird auch als „Biophilie-Hypothese“ bezeichnet. Darauf wird im Kapitel 3.3.2. eingegangen.

<sup>45</sup> Auf die Frage der artgerechten Haltung von Tieren in Zoos und der damit verbundenen Tierschutz-Debatte soll an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden, da sie für die vorliegende Arbeit thematisch kaum relevant sein dürfte, weil ich ausschließlich Bezug auf domestizierte Tiere nehme. Es steht lediglich allumfassend fest, dass die Haltung von einigen Wildtieren –auch trotz vieler Fortschritte in Richtung von großen, gärtnerisch aufwendig angelegten, durchdachten Gehegen – das Leben in freier Wildbahn nicht ersetzen kann. Weitere Kritikpunkte vieler Tierschützer wie beispielsweise das andere Klima, ein unter Umständen nur eingeschränkt mögliches Sozialverhalten und Instinktverhalten und der Stress durch Besucher sollen nicht weiter erörtert werden und obliegen dem jeweiligen Meinungsbild des Lesers. Siehe auch: Nogge 1999: 447ff.

Umständen räumlich segregiert und in unterschiedlichen Erscheinungsformen auftreten können, d.h. „ sie (die Emotionen) können sich beispielsweise in einer offenen liebevollen oder ablehnenden Haltung gegenüber Tieren äußern, können aber auch so versteckt behandelt werden, daß sie auf den ersten Blick überhaupt nicht zum Vorschein kommen“ (Buchner-Fuchs 1999: 283).

Letztlich ist jedoch feststellbar, dass beide beschriebenen Umgangsformen mit dem Tier (in Bezug auf die Massentierhaltung einerseits und der Haltung von Haustieren andererseits), und zwar gänzlich gleichgültig ob aus liebevollem und emotionalem Interesse oder aus wirtschaftlich-rationalen Gründen – auf die Nutzung der Tiere abzielte.

Diese neue, recht ambivalente Beziehung zwischen Mensch und Tier sorgte auch dafür, dass sich Naturwissenschaft und Philosophie sowie verschiedene soziale Gruppen für die Lebensqualität der Tiere und einen verbesserten Umgang mit ihnen einsetzten. Folglich kam es zur Institutionalisierung von ersten Tierschutzorganisationen und –bewegungen im angloamerikanischen und deutschen Sprachraum, aus denen sich fortan eine eigenständige Tierethik bildete<sup>46</sup> (Goetschel 2009: 317 ff.).

#### ***2.4.4. Fazit zur neuzeitlichen Mensch-Tier-Beziehung***

Insgesamt war die Epoche der Neuzeit derart von Ambiguitäten im Mensch-Tier-Verhältnis geprägt, wie es in der Geschichte seither nicht der Fall war. Die Spanne der Betrachtungen reichten von der Descart'schen Tierautomatenlehre, die die Tiere

---

<sup>46</sup> Die Tierethik ist eine Teildisziplin, die sich mit moralischen Prinzipien und Normen im menschlichen Umgang mit Tieren befasst. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage nach der Legitimität und Rechtfertigung der Nutzung von Tieren für menschliche Interessen. Ferner wird die Einstufung von Tieren als interessensfähige Individuen angestrebt (Goetschel 2009: 317 ff). Es lassen sich im Allgemeinen zwei Hauptstränge mit tierethischem Hintergrund herauskristallisieren: einerseits die Utilitaristische Tierethik, deren Grundgedanke mit der Forderung „Handle immer so, dass das größtmögliche Maß an Nutzen (bzw. Glück) entsteht“ beschrieben werden kann und andererseits Tierrechtstheorien, wie das von Tom Regan beeinflusste Konzept „*The Case for Animal Rights*“, welches besagt, dass das Leben aller Lebewesen, die sich als „*Subjekte ihres Lebens*“ wahrnehmen, denselben „inhärenten Wert“ hat und ihnen auf dieser Grundlage durchsetzbare Rechte zugestanden werden müssen. Weiter dazu: Goetschel 2009: 316 ff.

In Abgrenzung zur Tierethik wird im Tierschutz davon ausgegangen, dass Tiere zum Nutzen des Menschen verwendet werden können, aber in diesem Rahmen eine humane und artgerechte Behandlung erfahren sollten, welche sich insbesondere in dem Verzicht der Zufügung von unnötigem Leiden, Schmerzen und Schäden zeigt.

als mechanische Konstruktionen ohne Schmerz- und Leidensfähigkeit ansah bis hin zur Gleichartigkeit, wie sie bei Montaigne betont wurde. In diesem Kontext muss auch der Naturwissenschaftler Charles Robert Darwin<sup>47</sup> genannt werden, dessen Evolutionstheorie die Trennwand zwischen Mensch und Tier im 19. Jahrhundert nachwirkend in Frage stellt. Stark komprimiert könnte man den Darwinismus wie folgt darstellen: in dem von Darwin sogenannten „*Kampf ums Dasein*“ überlebten nur diejenigen Individuen, die am besten an die Umwelt angepasst sind. Dies hat zur logischen Folge, dass eine natürliche Selektion stattfindet, was weiter bedeutet, dass dadurch neue Arten aus bereits bestehenden Arten heraus entstehen können. Darwin deduzierte daraus, dass verschiedene Spezies, und damit auch der Mensch und die jeweiligen Tierarten immer auf einen gemeinsamen Ahnen zurückgeführt werden (vgl. Pollack 2009: 24). Auf Grund des Widerspruches von Darwins Abstammungslehre mit der Schöpfungsgeschichte erfuhr die Theorie vorerst heftige Ablehnung und Empörung – insbesondere von Seiten der katholischen Soziallehre. Dennoch konnte die Anerkennung der Evolutionstheorie nicht lang aufgehhalten werden, sodass es langfristig zur Neuinterpretation des Mensch-Tier-Vergleichs kam, wodurch die Grenze zwischen Mensch und Tier allmählich transparenter wurde und der Mensch mit dem Tierreich fast „verbunden“ war.

Dessen ungeachtet intensivierten sich einerseits die Tierproduktion in riesigen Mastbetrieben, andererseits die Massenschlachtungen im Zuge der Verstädterung weiter. Leslie/ Watson sprechen von einer „radikale(n) Entfremdung von der Natur – die brutalste und gleichzeitig unsichtbarste Massentierhaltung der Welt, ein(em) Verpackungswahn, der Leichenteile verfremdet, ein(em) boomende(n) Markt für Fertiggerichte ...“ (Leslie, Watson 2007: 207). Albert Schweitzer<sup>48</sup> ist der Überzeugung, dass das Töten von Tieren als „notwendige Grausamkeit“ zur Ernährung der Menschen anzusehen ist. Tiere betrachtete er als Mitgeschöpfe, denen Achtung entgegen zu bringen ist. Auf dieser Tatsache fußt daher die im Rahmen seiner mannigfachen philosophischen Überlegungen befürwortete Ethik, die alle Lebewesen moralisch berücksichtigen soll (vgl. Frömming 2006: 11). Seiner Meinung nach wurde dies von den Denkern über Jahrhunderte hinweg vernachlässigt, nicht beachtet bzw. missachtet:

---

<sup>47</sup> 1809 – 1882

<sup>48</sup> 1875 – 1965

„Wie die Hausfrau , die die Stube gescheuert hat, Sorge trägt, daß die Türe zu ist, damit ja der Hund nicht herein komme und das getane Werk durch die Spuren seiner Pfoten entstelle, also wachen die europäischen Denker darüber, daß ihnen keine Tiere in der Ethik herumlaufen. Was sie sich an Torheiten leisten, um die überlieferte Engherzigkeit aufrechtzuerhalten und auf ein Prinzip zu bringen, grenzt ans Unglaubliche. Entweder lassen sie das Mitgefühl gegen Tiere ganz weg oder sie sorgen dafür, dass es zu einem nichtssagenden Rest zusammenschumpft“ (Schweitzer 2007: 295).

Wahre Ethik ist nach diesem Verständnis also für Schweitzer grenzenlos und universell und unterscheidet nicht nach wertvollerem und weniger wertvollem Leben (vgl. ebd.: 308ff.). Indessen verdeutlichte er jedoch auch, wie schwer die Verantwortung für das Leben ist und zeigte das grausame Faktum auf, dass Mensch und Tier (zum Zwecke der Wahrung des je eigenen Lebens) nicht leben können, ohne anderes Leben zu schädigen oder gar zu vernichten (vgl. Pollack 2007: 23). Die Abkehr dieses Konfliktes sah Schweitzer einzig in der (Auf-) Forderung nach Humanität der Menschen, die auch in der Bildung und Erziehung von Kindern grundlegend gegeben sein sollte (vgl. ebd.: 23f.).

Es muss hier noch auf eine einzigartige Variante der Tierethik eingegangen werden, die in ihrer Form neuartig die Trennwand zwischen Menschlichem und Tierischem in Frage stellte. Gemeint ist die sogenannte Mitleidsethik Arthur Schopenhauers<sup>49</sup>. In Anlehnung an das Gedankengut des Buddhismus entwickelte Schopenhauer einen Ansatz für den schonenden Umgang mit Tieren, der das Leiden, genauer gesagt das Mit-Leiden in den Mittelpunkt stellte. Dabei findet das Leiden der Tiere bei ihm eine sehr viel stärkere Berücksichtigung als es bei Immanuel Kant der Fall war, dessen theoretische Philosophie Schopenhauer weitestgehend übernimmt, dessen anthropozentrische Ethik er aber rundherum ablehnte. Der gute Umgang mit Tieren soll nicht um des Menschen Willen, sondern der Gerechtigkeit und Achtung wegen erfolgen (vgl. Gräfrath 1999: 391 ff.). Die daraus lautende Schlussfolgerung der besonderen ethischen Verpflichtung des Menschen gegenüber den Tieren leitete Schopenhauer einerseits aus der von ihm betonten Verwandtschaft zwischen Mensch und Tier und andererseits aus dem angenommenen graduellen Unterschied in Bezug auf die Intelligenz ab. In der Summe wurde durch die Mitleidsethik Schopenhauers mit der entsprechenden Einbeziehung des Tieres in den Moralbegriff jenes in seiner Wertschätzung aufgewertet und erhält –mit Barmherzigkeit ausgestattet – eine Position unweit des Menschen (vgl. Pollack 2007: 22f.). Das ist

---

<sup>49</sup> 1788 – 1860

bemerkenswert, zumal andere Positionen Schopenhauers (z.B. zum Frauenbild), bis in die Gegenwart hinein, höchst umstritten sind.

Um ein kurzes Resümee in Bezug auf die neuzeitliche Fortentwicklung des Verhältnisses des Menschen zum Tier zu leisten, sollen nun sehr komprimiert und abstrahiert, in Stichpunktform, einige wichtige Erkenntnislinien zusammengetragen werden. Es werden „nur“ entsprechend relevante Kriterien aufgeführt, um den Zugang zur später erfolgenden Reflexion zu eröffnen, welche einerseits das Ziel hat, die heutige ambivalente Beziehung zwischen Mensch und Tier zu erklären (Kapitel 2.5.2.) und welche andererseits die signifikante Stelle in der Neuzeit zu finden versucht, die den Einbezug von Tieren für therapeutische Zwecke erklärt (Kapitel 3.2.). Es ist damit ausdrücklich keine Abwertung anderer Denkansätze.

Die wichtigsten Argumente können wie folgt zusammengetragen werden:

- es sind erhebliche Unterschiede in den Auffassungen der neuzeitlichen Denker zum Mensch-Tier-Verhältnis erkennbar,
- bestimmte Argumentationen wiederholen sich, andererseits werden spezifische Thesen von unterschiedlichen Denkern ganz unterschiedlich beleuchtet,
- grundsätzlich verstetigten sich, eventuell auf Grund naturwissenschaftlich belegter Erkenntnisse zur evolutionär bedingten Verkettung von Mensch und Tier (Darwinismus), Auffassungen zur prinzipiellen Gleichartigkeit zwischen Mensch und Tier, die insbesondere zum Ende der Neuzeit auch Berücksichtigung in den Moralsystemen fand (z.B. bei Schopenhauer),
- die mittelalterliche Idee der Stufenfolge, in der Gott die oberste Position einnimmt, schien rückblickend – spätestens nach der Darwin'schen Evolutionstheorie – in der Neuzeit keine Rolle mehr gespielt zu haben,
- prinzipiell wurde das Tier bei den neuzeitlichen Denkern nicht abstrahiert, sondern vielmehr konkret als Mitgeschöpf betrachtet,
- Empfindungs-, Schmerz- und Leidensfähigkeit wurde den Tieren prinzipiell (außer bei Descartes) zugestanden, Diskussionen über das

Vernunftvermögen waren (nach Ende der Aufklärung) weitestgehend abgeflaut,

- folglich ergab sich ein fast revolutionäre Ablehnung der (unnötigen) Tierquälerei bei nahezu allen Denkern, das schnelle und schmerzlose Töten von Tieren zur Nahrungsgewinnung wurde jedoch prinzipiell toleriert,
- dementsprechend erfolgte im Zuge der Industrialisierung eine Intensivierung der Tierhaltung und der Massenschlachtung zum Zwecke des Fleischgewinns,
- das (unsichtbare) Leid und die Ausbeutung der Nutztiere nahm zu, das Haustier hingegen gewann aus verschiedenen Gründen (psychosoziale Bedeutung, sozialer Prestigewert, Wiedergutmachungsversuche an die Natur auf Grund der Marginalisierung der Nutztiere, uvm.) an Bedeutung,
- die Forderungen zum Schutz der Tiere und zum schonenden Umgang mit ihnen beruhten zumeist auf emotionalen Motiven der Denker – entweder waren sie vom Mitleid geprägt (z.B. bei Schopenhauer, Schweitzer, Hume) oder rührten aus der Sorge der möglichen Verrohung des Menschen beim Anblick der Tierquälerei (z.B. Kant).

Die Auswirkungen des sehr ambivalenten Spektrums an neuzeitlichen Meinungsbildern und Argumentationen hinsichtlich des Verständnisses von Tieren, welches sich sodann in der Beziehung vom Mensch zum Tier widerspiegelt, werden im folgenden Kapitel nachgewiesen. Das 20. und 21. Jahrhundert gilt daher „vorsichtig genannt“ als Komparativ der Zwiespältigkeit des Umgangs mit Tieren<sup>50</sup>.

## 2.5. Neueste Geschichte

Nachfolgend wird nun das vorerst letzte Kapitel der historischen Betrachtung der Mensch-Tier-Beziehung angegangen. Der Schwerpunkt wird hier einerseits auf der Portraitierung des sozialphilosophischen Standpunktes von Horkheimer und Adorno

---

<sup>50</sup> Der Superlativ sollte an dieser Stelle „noch“ nicht verwendet werden, da anzunehmen ist, dass bei weiterem (fatalem) Verlauf der Mensch-Tier-Beziehung (sich stetig vergrößernde Mastbetriebe mit der einhergehenden Verdinglichung der Tiere im Gegensatz zur Vermenschlichung von Haustieren) jetzige Gegebenheiten noch übertroffen werden. Der Superlativ bleibt daher der (in diesem Maße hoffentlich ausbleibenden) Entwicklung der Zukunft vorbehalten.

und andererseits auf der Darstellung der gegenwärtigen Situation in Bezug auf das Verhältnis des Menschen zum Tier liegen.

### ***2.5.1. Die Mensch-Tier-Beziehung in der kritischen Theorie Horkheimers und Adornos***

„Die Idee des Menschen in der europäischen Geschichte drückt sich in der Unterscheidung vom Tier aus. Mit seiner Unvernunft beweisen sie die Menschenwürde. Mit solcher Beharrlichkeit und Einstimmigkeit ist der Gegensatz von allen Vordenkern des bürgerlichen Denkens, den alten Juden, Stoikern und Kirchenvätern, dann durchs Mittelalter und die Neuzeit hergebetet worden, dass er wie wenige zum Grundbestand der westlichen Anthropologie gehört“ (Adorno/Horkheimer 1992: 262).

Dies sind die ersten Sätze aus dem Kapitel „Mensch und Tier“ in Max Horkheimers<sup>51</sup> und Theodor W. Adornos<sup>52</sup> „Dialektik der Aufklärung“. Darin reflektieren sie das historische Verhältnis zwischen Mensch und Tier in Bezug auf das Selbstbild des „vernünftigen Menschen“ und dessen Folgen für das Tier (vgl. ebd., 262ff.). Ihre kritische Perspektive zur Beleuchtung des Verhältnisses der menschlichen Gesellschaft zum Tier ist Ausdruck ihrer (allgemeineren) Analyse der bürgerlichen Gesellschaft und der Vernunft. Beide Vertreter der Frankfurter Schule beleuchten die Beziehung von Mensch und Tier unter herrschafts- und machttheoretischen Gesichtspunkten. Dementsprechend nahmen sie die Herrschaft und die Sonderstellung des Menschen über den Tieren nicht als Naturgesetz hin, sondern akzentuierten stets die Überwindbarkeit der Unterdrückung der Tiere als geschichtliche Tradition (vgl. ebd.: 262ff.).

Die durch die Herrschaft des Menschen über die Tiere bedingte Abgrenzung zur Natur unterläge, Adorno und Horkheimer zufolge, der im oben genannten Zitat dargestellten fatalen Zivilisationsgeschichte und der einhergehenden unerhörten Überschätzung der menschlichen Vernunft (vgl. Adorno / Horkheimer 1992: 264f.). Die menschliche Vernunft ist jedoch nicht allein die Form der Herrschaft des Menschen über die innere und äußere Natur, sondern ist überdies auch ein

---

<sup>51</sup> 1895 – 1973

<sup>52</sup> 1909 – 1963

Entstehungsgrund für Vorurteile und Ausgrenzungsmuster gegenüber Menschen und Mitgliedern anderer Spezies. Vernunft ist, laut Adorno und Horkheimer, aus ihrer Verschränkung mit dem Zwang zur Selbsterhaltung zu verstehen: „Das heißt, das Denken war seit den Anfängen ein Instrument der Menschen, die eigene Existenz der ihn umgebenden Natur abzurufen, durch Objektivierung der Natur und durch geschickte Anpassung an widrige natürliche Verhältnisse“ (Haker 2007: 26).

Das Denken des Menschen in Form des planerischen Verhaltens, durch Mimesis (hier: die Nachahmung der Naturmächte) und des Gebrauchs von Werkzeugen führt dazu, dass sich der Mensch durch die Naturbeherrschung und die „Erforschung der Natur zum Zwecke ihrer Nutzbarmachung und Beeinflussung“ von der symbiotischen Befangenheit mit der beseelten Natur befreien kann und sich nunmehr gegen die Willkür der Natur zu behaupten glaubt (vgl. ebd.: 29). Es wurde konstatiert, dass nur die Vernunft des Menschen Triebhaftigkeit unterdrücken kann, was den Menschen vom Tier trennt. Triebe werden tabuisiert und mit Tieren gleichgesetzt, sodass es unverweigerlich zur „Projektion verdrängter Triebimpulse auf Tiere und andere Menschen, die Tiere oder tierähnlich verunglimpft werden“ kommt und „in deren Bestrafung und Verfolgung der Verdrängende seinen Unmut und seiner Aggression über die Verdrängung freien Lauf lassen und sich gleichzeitig als Vollstrecker der Zivilisation fühlen kann“ (ebd.: 33). Dieses Phänomen der Projektion eigener, gesellschaftlich tabuisierter, daher zu verdrängender Triebimpulse auf andere, nicht dem eigenen Kollektiv angehörende, meist gesellschaftlich abgewertete Individuen, „ (...) um sie dort zu verfolgen und in der Verfolgung die verdrängten Impulse bzw. die unbewusste Wut über deren Verdrängung auszuleben und sich dadurch als rechtschaffender Durchsetzer des Tabus zu fühlen“, wurde von Adorno und Horkheimer als sogenannte „pathische Projektion“<sup>53</sup> bezeichnet (vgl. Adorno/ Horkheimer 1992: 196f.).

Überdies reflektierten Adorno und Horkheimer sehr deutlich die Gemeinsamkeit von Mensch und Tier in Bezug auf die Erfahrbarkeit von Schmerz: „Im Schmerz wird alles eingeebnet, jeder wird jedem gleich, Mensch und Mensch, Mensch und Tier. Der Schmerz saugt das ganze Leben des Wesens auf, das er ergriffen hat: sie sind

---

<sup>53</sup> Adorno und Horkheimer wandten die Denklinie der pathischen Projektion auch auf den Antisemitismus an, um den Massenmord und die Folter an Juden während der NS-Zeit –soweit möglich- zu erklären: es erfolgt die Projektion des eigenen Spiegelbildes des nicht-menschlichen Charakteristikums als Gewalttäter der Faschisten auf die so betrachteten moralisch weit unterlegenen bzw. zur anderen „Rasse“ gehörenden Juden (vgl. Haker 2007: 34f.).

nichts mehr als Hüllen von Schmerz“ (Adorno/ Horkheimer 1992: 298). Aus der Schmerzfähigkeit und den geringeren rationalen Kompetenzen von Tieren leiteten sie in ihrer Kritischen Theorie ab, dass dies, wie es historisch der Fall war, keinesfalls als Legitimation ihrer Ausbeutung zu verstanden werden darf, sondern einen Solidaritätsaufruf mit den Schwächeren hervorbringen sollte (vgl. Haker 2007: 40f.).

Insgesamt erweiterten Adorno und Horkheimer das Prinzip der übergreifenden Solidarität auch auf Tiere und zielten auf den Zustand des Glückes des Allgemeinen ab. Die von beiden abgelehnte „Tierverwertungsindustrie“ sahen sie als nicht zeitgemäß an, da die fortschreitende Produktivkraftentwicklung und der technische und marktwirtschaftliche Fortschritt moderner Gesellschaften die Ausbeutung der tierischen Arbeitskraft und den Verzehr von Tieren und Tierprodukten unnötig machen – auch wenn die Verwertungsindustrie eigentlich system-/gesellschafts-/zeitgemäß, nämlich profit-/kapitalgemäß waren. Adorno und Horkheimer schlussfolgerten aus der Ansicht, dass Tieraussbeutung demzufolge immer weniger notwendig wird, dass sich eine Ethik des allgemeinen Respektes gegenüber Tieren entwickeln könnte und sollte. Es bleibt abzuwarten, inwiefern sich diese Hoffnung der Beiden durchsetzen wird. Aus der Perspektive der gegenwärtigen Situation scheint sich (noch) keine Veränderung im Hinblick auf die Ausbeutung der Tiere zu menschlichen Zwecken abzuzeichnen, wie im Folgenden dargelegt wird.

### ***2.5.2. Gegenwärtige Situation***

Wie bereits im vorangegangenen Kapitel ausführlich beschrieben, belegten einige Theorien, insbesondere Darwins Evolutionstheorie, die Verwandtschaft und die Gleichartigkeit zwischen Mensch und Tier. Indessen entwickelte und intensivierte sich die industrialisierte Tierhaltung, die unbemerkt täglich tausende Tiere als Todesopfer für menschliche Zwecke fordert(e). Ähnlich wankelmütig gestaltet sich auch die gegenwärtige Situation, vor allem in den westlichen Industriegesellschaften.

Auf der einen Seite unterliegt alles, bis auf wenige Ausnahmen in der ökologischen Landwirtschaft, der Profitmaximierung und der Rendite-Erwartung. Bei einem Großteil der Fleischkonsumenten gilt nur der Preis als wichtigstes Kriterium, sodass eine artgerechte Haltung und eine „würdevolle“ Schlachtung (ohne lange

Transportwege) als preissteigernde Faktoren meist zweitrangig sind. Das Konzept der Minimierung der Kosten mit gleichzeitiger Ausbeutung der Tiere in Mastbetrieben, unter immer lebensferneren Bedingungen, ist als äußerst fragwürdig anzusehen und trägt hinsichtlich der Nachhaltigkeit eines soliden Wirtschaftens zur Verdinglichung der Tiere und des Todes bei. Das Massentier wird „ent-tierlicht“ und zur Produktionssache deklariert (vgl. Reichholf 2009: 22). Wegsehen muss fast niemand mehr, da das Geschehen in den Schlachthäusern nahezu unsichtbar geworden ist, Nutztiere anonymisiert werden und die Darreichungsform des Fleisches im Supermarkt den Verbraucher in keinsten Weise an ein totes Tier erinnert. „Fleisch“ und „totes Tier“ scheinen demnach voneinander getrennt und die letzten moralischen Bedenken sublimiert.

Die andere Seite der Mensch-Tier-Beziehung betrifft die Heimtiere, die einem großen Bedeutungszuwachs unterliegen. Es könnte schon beinahe von einem „Haustierboom“ gesprochen werden, der mithin auch einen nennenswerten Wirtschaftsfaktor ausmacht: „In den hoch ‚entwickelten‘ Staaten wird bereit mehr Geld für Tiernahrung im Heim- und Haustierbereich (Katzen und Hunde) ausgegeben als für Babynahrung“ (ebd.: 24). Nach Angaben des Industrieverbands Heimtierbedarf (o.J.) lebten 2007 in deutschen Haushalten 23,2 Millionen Haustiere – Zierfische und Terrarientiere nicht mitgerechnet. Demnach werden in mehr als einem Drittel der Haushalte Tiere gehalten<sup>54</sup>. Möglicherweise auf Grund des Zerfalls der traditionellen Familienstruktur und der Individuation nehmen Heimtiere (insbesondere Hunde und Katzen) heutzutage oftmals den Platz eines Familienangehörigen ein und dienen als Kinder- und/ oder Partnerersatz. In Folge dessen etablierte sich ein Markt mit einem enormen Spektrum an Dienstleistungen, der der/dem geliebten Hund, Katze und Co. vom Friseur, über den Tierphysiotherapeut, über das Wellness-Tierhotel und die Hundetagesstätte bis hin zum Bestattungsinstitut und den Tierfriedhof alles bietet, was das Herz begehrt.

Auch wenn einige Darstellungen ein wenig zugespitzt und sarkastisch anzumuten scheinen, ist dennoch klar feststellbar, dass der moderne Umgang mit dem Tier sehr zwiegespalten, wenig hinterfragt und reflektiert sowie - nicht selten - äußerst paradox ist. Auch James A. Serpell, dem Direktor des Zentrums für Interaktion zwischen Tier

---

<sup>54</sup> Industrieverband Heimtierbedarf (o.J.): Daten und Fakten. Deutscher Heimtiermarkt 2007. Online aufrufbar unter: <http://www.ivh-online.de/de/home/der-verband/daten-fakten/archiv/2007.html>

und Gesellschaft an der tierärztlichen Fakultät der Universität Pennsylvania hat die Paradoxie schon früh auf die Liste der von der Mensch-Tier-Forschung u bearbeitenden Themen gesetzt, als er schrieb: Die wirtschaftlich praktisch nutzlosen Heimtiere „versorgen wir und lieben wir (...) wie unsere eigenen Freunde und Verwandten, und wir empfinden Wut und Ekel, wenn sie misshandelt werden. Auf der anderen Seite stehen Tiere wie das Schwein, ein in jeder Hinsicht außerordentlich nützliches Tier (...) Und als Lohn für ihre überragende Leistung behandeln wir die Schweine wie wertlose Gegenstände, die keine Gefühle und keine Empfindungen haben“ (Serpell 1990:27). Es grenzt schon fast an einer schizophrenen Haltung gegenüber Tieren, da anscheinend der Verdrängungsmechanismus und die monetären Interessen des Menschen derart vordergründig sind, dass auf der einen Seite die Ausbeutung der Nutztiere in Intensivtierhaltungen völlig unreflektiert hingenommen wird. Auf der anderen Seite wird über andere Tiere (Heimtiere, vom Aussterben bedrohte Wildtiere) scheinbar recht kritisch nachgedacht wird. Der Historiker Paul Münch resümiert dieses Paradoxon wie folgt: „Sie (die Mensch-Tier-Beziehung) zeigt irritierende Konturen, deren Extreme zwischen kaum reflektierter Verwertung und sentimentalisierender Anthropomorphisierung schwanken“ (Münch 1999: 9).

Den Umgang mit Tieren betreffend, herrscht folgerichtig eine Pervertierung der rechten Ordnung und des Gleichgewichts zwischen Vermenschlichung und Verniedlichung, Partnerersatz einerseits und Profitmaximierung und Ausbeutung andererseits vor. Der kollektiven Schizophrenie könnte das Argument zugrunde liegen, dass der Mensch von heute im Hinblick auf das Verhältnis zum Tier über eine Doppelmoral verfügt, d.h. es liegen zwei völlig gegensätzliche Systeme moralischer Wertvorstellungen vor, die miteinander nicht zu vereinbaren sind (vgl. Pollack 2007: 41).

Zusammenfassend kann die gegenwärtige Situation als ambivalente Phase, „in der der Tierschutz im moralischen Gefühl vieler Menschen und auch im Recht<sup>55</sup>

---

<sup>55</sup> Die Geschichte des Tierschutzes soll in diesem Rahmen nicht näher beleuchtet werden. Im Hinblick auf die Darstellung der gegenwärtigen Situation muss jedoch angebracht werden, dass in Deutschland 2002 Tierschutz zum Staatsziel erklärt wurde und 2004 in den Entwurf der EU-Verfassung aufgenommen wurde. Die aktuelle Entwicklung zeigt zwei grobe Strömungen auf: eine eher (traditionelle) Tierschutzbewegung und eine (radikale) Tierrechtsbewegung. Beide sind in ihren Grundsätzen recht kontrovers: Tierschützer werfen Tierrechtlern Überzogenheit und fehlende Umsetzbarkeit vor, Tierrechtler kritisieren Tierschützer vor dem Hintergrund von vermeintlicher Inkonsequenz und Halbherzigkeit bei der Vertretung der Interessen der Tiere.

verankert ist, während gleichzeitig nicht menschliche Tiere speziesistisch<sup>56</sup> als minderwertige verstanden, indifferent instrumentalisiert, eingesperrt, misshandelt und industriell getötet werden“ (Fischer 2007: 156) charakterisiert werden. Diese „Schizophrenie“ unterliegt in Bezug auf die Spezies aber grundlegend kulturellen und regionalen Faktoren: beispielsweise ist die Kuh in Indien heilig und wird verehrt, wohingegen sie in Europa und Nordamerika geschlachtet und gegessen wird (vgl. Pollack 2007: 41).

Es kann dementsprechend induziert werden, dass der gegenwärtige Umgang mit dem Tier einem ständigen Wechsel der Perspektive und Moral unterliegt, das Tier also entsprechend seiner Kategorisierung entweder einen Objektstatus (Nutztier) oder Subjektstatus (Heimtier) innehat. Dieser historisch betrachtete stetige Wechsel zwischen Objektivierung und Subjektivierung findet in letzter Konsequenz gegenwärtig seinen (vorläufigen) Höhepunkt.

## **2.6. Zusammenfassung**

In den vorangegangenen Kapiteln wurde mit Hilfe der Darlegung einiger ausgewählter philosophischer, soziologischer, theologischer und nicht zuletzt naturwissenschaftlicher Denklinien zur „Frage nach dem Tier“ versucht, die verschiedenen Entwicklungsphasen und Einflüsse zu exemplifizieren, die das heutige zwiespältige Mensch-Tier-Verhältnis erklären und begründen. Wie bereits in der Einführung zur Historie geschildert, kann die Entwicklung der Beziehung des Menschen zum Tier keineswegs separiert betrachtet werden, sondern muss entsprechend immer als Anregung seiner eigenen Entwicklung verstanden werden.

---

Prinzipiell ist jedoch festzuhalten, dass in der neuesten Geschichte die Etablierung und Verbreitung des Tierschutzgedankens sehr präsent war/ ist (vgl. Goetschel 2009: 316ff.).

<sup>56</sup> Mit Speziesismus wird das (anthropozentrisch geprägte) Phänomen der in menschlichen Gesellschaften überwiegend vorherrschenden unterschiedlichen Behandlung von Menschen und Tieren bezeichnet. Antispeziesisten lehnen folglich die Gattungsherrschaft der Menschen über die Tiere bzw. allgemeiner: die Herrschaft, die sich auf Grund einer (konstruierten) Spezieszugehörigkeit ergibt, streng ab. Ferner sehen sie die Ausbeutung der Nutztiere in der Massentierhaltung und die „Verhätschelung“ der Heimtiere keinesfalls als Paradoxon, sondern vielmehr gemäß dem Motto „Tiere sind für uns da!“ als gleichartiges Problem. Heimtierhaltung wird von den Antispeziesisten stark abgelehnt, da sie auch auf der Funktionalisierbarkeit, Nutzbarmachung und Ausbeutung des Tieres zu Gunsten menschlicher Zwecke beruhe (vgl. Hoffmann 2007: 180ff.).

Greiffenhagens Aussage „Der Mensch wurde zum Menschen, indem er sich der Natur entfremdete“ beschreibt dieses Phänomen des Wandels der gesellschaftlichen Stellung und Nutzung der Tiere durch den Einfluss der sozialen und kulturellen Entwicklung des Menschen sehr treffend (Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 17). Das Tier diene also in erster Linie der Erklärung bzw. den Erklärungsversuchen der menschlichen Existenz.

Die Beziehung reichte - komplex betrachtet - von der prähistorischen Verehrung der Tiergötter und der beginnenden Domestikation, über die Antike und ihrer Hierarchie des Lebendigen mit einhergehendem Geist-versus-Natur-Denken, dem Mittelalter mit seiner bereits erstarrten Mensch-Tier-Dichotomie, über die Zeit der Aufklärung und ihrer Akzentuierung der Vernunft, der Industrialisierung mit der radikal einsetzenden Verdinglichung der Tiere in der Tierverwertungsindustrie, dem vielversprechenden Aufglimmen der Tierethik und erster Tierrechtsströmungen im 19. und 20. Jahrhundert bis hin zum gegenwärtigen Paradoxon und zu den Extremen einer übertriebenen Vermenschlichung des (Heim-) Tieres und der Anonymität sowie des Verdrängens des Leidens bei (Nutz-) Tieren. „Doch diese abermaligen Vermischungen stellen nicht den Zustand vergangen-archaischer Zeiten wieder her, sondern in ihnen manifestieren sich die normativen Verhaltensstandards hochdifferenzierter Gesellschaften. Mehr noch: Es sind genau genommen die Verhaltensstandards der hegemonialen sozialen Fraktionen dieser Gesellschaft“ (Buchner-Fuhs & Rose 2012: 19).

An dieser Stelle kann unterstrichen werden, dass mit fortschreitender Entwicklung und einer „komplizierter werdenden“ Gesellschaft, auch die Themen - insbesondere hier: die Beziehung zu Tieren - komplizierter, komplexer und vielfältiger werden und nicht mehr nur monokausal zu erklären und zu begründen sind. Mensch-Tier-Beziehungen sind folglich als ähnlich facettenreich und multiplex wie zwischenmenschliche Verhältnisse einzuschätzen.

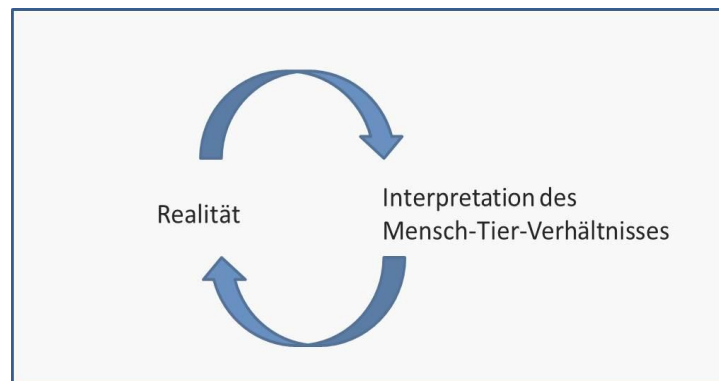
Schlussfolgernd lässt sich aus Zusammenschau der Historie des Mensch-Tier-Verhältnisses ableiten, dass ein erster Schnitt infolge der Domestikation zu verzeichnen ist, die - langfristig gesehen – die Entwicklung des inferioren Status‘ der Tiere begünstigte. Die faktische Degradierung der animalischen Lebewesen und die konsistente und starre Theorie von Herrschaft und natürlicher Ordnung fand jedoch erst mit der Heraufkunft und dem politischen Siegeszug des Christentums Einzug in

das gesellschaftliche Bild vom Tier. Seither scheint es in den Köpfen der (westlichen) Gesellschaft verankert zu sein, dass der Mensch (wie selbstverständlich) eine übergeordnete Stellung in der Natur innehat und Herrschaft über das Tier ausübt. Ein Großteil der Menschheit übernimmt einfach unhinterfragt und unreflektiert die Ambivalenz in Bezug auf die Tiere, die ihr vorgelebt wird.

Doch scheint der Mensch (noch) weit davon entfernt, sich von seinem selbst erbauten Sockel wieder auf den „Boden der Tatsachen“ herab zu begeben. Es ist fragwürdig, ob jemals wieder eine Beziehung zwischen Mensch und Tier auf Augenhöhe möglich ist- auch wenn die Unterdrückung der Tiere als gesellschaftlich vermittelt begriffen wird und demnach als „theoretisch“ überwindbar gilt. Dennoch, oder vielmehr gerade deswegen ist es unabdingbar, die Gesellschaft für diesen „Missstand“ und für das Thema „Tier“ zu sensibilisieren. Auf Grund dessen wurde auch der historischen Betrachtung des Mensch-Tier-Verhältnisses zur Erklärung der heutigen Ambivalenz ein hohes Maß an Aufmerksamkeit geschenkt. Nicht zuletzt, um dem „Trend“ der Tiertherapie bzw. tiergestützten Interventionen auf den theoretischen Prüfstand zu stellen, und zwar im Hinblick auf die Gefahr der Funktionalisierung und Nutzbarmachung des Tieres zum Dienste der Menschen. Dem gilt es kritisch zu begegnen.

Neben dem dargestellten Perspektivenwechsel, dem die Tiere stets im Spektrum vom menschlich gleichgestellten Subjekt bis hin zu Verbannung in die Klasse der Dinge unterlagen, ist darüber hinaus noch folgende, fast triviale Quintessenz (auf Metaebene) auffällig geworden, die sich konsequent durch die gesamte Historie zog. Veränderungen in der Realität, materieller ebenso wie geistiger Art rufen stets Veränderungen in den Interpretationen hinsichtlich des Mensch-Tier-Verhältnisses bei den jeweiligen zeitgenössischen Denkern hervor.

Diese neuen Denklinien wirken sich dann wiederum erneut auf die realen Begebenheiten aus, wie auch die nachstehende abstrahierende Grafik zeigt:



**Darstellung 1: Genese der Beziehung**

Demgemäß gestaltete sich auch die Form der Beschreibung der Historie: es wurde versucht, in einem möglichst ausgewogenen Verhältnis Objektives (Darstellung der Realität) und Subjektives (Denklinien zeitgenössischer Philosophen, Kirchenväter, Naturwissenschaftler usw.) sowie deren gegenseitige Einflüsse zu veranschaulichen. Beispielsweise erfolgte der Einbezug materieller Bedingungen in der Darstellung der Vor- und Frühgeschichte, der Industrialisierung, stellenweise im Mittelalter sowie der Gegenwart (Objektives), es wurden religiöse Faktoren und ihre Einflüsse in der Epoche des Mittelalters symbolisiert und es wurde eine Vielzahl (philosophischer) Theorieänderungen offengelegt, die sich aus einem geänderten Menschenbild (Humanismus in der Renaissance) bzw. einem geänderten Gesamtgesellschaftsbild (Toleranzstreben und Säkularisierung in der Aufklärung) ergaben.

Offensichtlich ist, dass es sich bei der Entwicklung der Mensch-Tier-Beziehung um keinen bloßen Materialismus handelt, sondern, dass die Beziehung vielmehr ein Gebilde für sich ist und daher auch eine Theorie darstellt, die aus der Theorie, aus materiellen sowie nicht-materiellen Änderungen (Religion, usw.) heraus entstanden ist und entsprechend geformt wurde. Auch hier findet sich wieder der Beleg dafür, dass es zur Frage und damit auch zur Überwindung der Hierarchisierung von Mensch und Tier keine monokausalen Antworten und „Patentrezepte“ gibt und dass die Beziehung stets als Konstrukt unter gesellschaftlichen, kulturellen, sozialen und auch materiellen Einflüssen verstanden werden muss, welche sich, wie bereits erläutert, sodann auch wieder auf die (Weiter-) Entwicklung des Menschen spiegeln.

Ein richtungsweisendes Zitat von Carola Otterstedt soll dies konkretisieren und das erste Kapitel beenden: „Das Weitergeben von kulturellen Normen – wie beispielsweise der Respekt gegenüber dem Tier und eine sensible, sinnvolle, kommunikative Beziehung zwischen Mensch und Tier – als gesellschaftliche Chance verstanden, ermöglicht so auch die Entwicklung einer wertvollen kulturellen Identität“ (Otterstedt 2003a: 31).

### **3. Interpretationen der Mensch-Tier-Verhältnisse aus sozialpädagogischer Perspektive**

Als eine wichtige Quintessenz der Analyse in Punkt 2 wurde herausgefiltert, dass das Verhältnis zwischen Mensch und Tier stets von einem Spannungsverhältnis von Nähe und Distanz (Verwandtschaft – Fremdheit) geprägt war und noch immer ist, in welchem sowohl Verehrung als auch Abneigung und Verwertung gleichzeitig Platz finden.

Wer glaubt, dass der Einsatz von Tieren für therapeutische Zwecke der Gipfel aus der heutigen Form der Verehrung und Wertschätzung von einzelnen, personengebundenen Haustieren ist, der irrt. Im folgenden Kapitel soll dies geklärt werden, indem allgemeine Überlegungen zur Entstehung tiergestützter Interventionsformen angestellt werden, um anschließend Hypothesen aufzustellen, die die Schnittstelle mit der historischen Entwicklung der Mensch-Tier-Beziehung abbilden. Nach dieser kurzen Reflexion werden Kriterien dargelegt, welche die soziale Beziehung des Menschen zum Tier ermöglichen, was als Grundvoraussetzung für die Arbeit mit Tieren gilt. Anschließend erfolgt die begriffliche Klärung verschiedener Formen der tiergestützten Interventionen im deutschsprachigen Raum. Dies soll einerseits dazu dienen, das Spektrum an Einsatzmöglichkeiten von Tieren in sozialen Einrichtungen aufzuzeigen und andererseits eine möglichst genaue begriffliche Abgrenzung der Interventionsformen untereinander zu gewährleisten. Überdies scheinen die Grenzen der einzelnen Formen in der praktischen Arbeit heutzutage noch recht verschwommen, sodass es für mich unabdinglich ist, ein theoretisches Fundament für die Planung der

Integration von Tieren in eine Einrichtung zu liefern. Abschließend wird das Wirkungspanorama von Tieren auf Menschen aufgezeigt.

### **3.1. Entstehungsgeschichte tiergestützter Interventionsformen**

Der Beginn der tiergestützten Arbeit wird in der Literatur recht unterschiedlich datiert. Dies könnte möglicherweise daran liegen, dass der positive Einfluss von Tieren auf das körperliche und seelische Wohlbefinden der Menschen bereits seit der Domestikation bekannt war und dass man sich eventuell bereits sehr frühzeitig die heilende Wirkung von Tieren im Rahmen einiger Vorformen der heutigen tiergestützten Arbeit zunutze gemacht haben könnte (vgl. Vernooij & Schneider 2008: 2). Erste Einsätze von Tieren zu therapeutischen Zwecken wurden im angelsächsischen Raum unternommen, sodass hier die Erforschung tiergestützter Therapie und Pädagogik anzusetzen hat (vgl. Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 13). Dementsprechend ist ein Beispiel aus dem 18. Jahrhundert bekannt: 1792 gründete der Quäker William Tuke in England das sogenannte „York Retreat“, eine Einrichtung für „Geisteskranke“, welche die strafähnlichen Methoden des Umgangs mit Geisteskranken zu korrigieren versuchte. Die Patienten bekamen hier entsprechend der aktivitätsorientierten Behandlungsmethoden der Einrichtung die Möglichkeit, die Gärten zu pflegen und Kleintiere zu halten, was sich Tuke zufolge sehr positiv auf die Psyche auswirkte (vgl. Förster 2005: 27). Auch die Mönche des Klosters York waren sich damals über die positiven Wirkungen von Tieren bewusst: „Den in der Seele und am Körper Beladenen hilft ein Gebet und ein Tier“ (Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 14).

Die historischen Wurzeln des Einsatzes von Tieren für therapeutische Zwecke reichen auch bis nach Deutschland. In Bielefeld-Bethel wurde Ende des 19. Jahrhunderts ein Zentrum für behinderte und anfallskranke Menschen gegründet, „das von Anfang an auf die heilenden Kräfte von Tieren vertraute und Hunde und Katzen, Schafe und Ziegen hielt“ (Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 14).<sup>57</sup> Mitte des 20. Jahrhunderts wurden Tiere erstmals in New York in ein Krankenhaus

---

<sup>57</sup> Heute ist das Epilepsie-Zentrum Bethel eine der größten weltweit und Deutschlands größte Einrichtung zur Behandlung, Versorgung und sozialen Rehabilitation von Menschen mit Epilepsie. Noch immer spielen Tiere in der Einrichtung eine zentrale Bedeutung (vgl. <http://www.mara.de/epilepsie-zentrum.html>).

(Pawling Army Airforce Convalescent Hospital) integriert, um Kriegsveteranen bei der Bewältigung emotionaler Traumata und bei der Erholung von Kriegsverletzungen zur Seite zu stehen (vgl. Vernooij/ Schneider 2008: 26). Diese drei kurzen dargestellten Sequenzen zeigen Beispiele für tiergestützte Pädagogik und Therapie in ihren Anfängen. Leider wurden diese ersten Einsätze von Tieren in soziale und medizinische Einrichtungen größtenteils nicht oder nur unzureichend dokumentiert, sodass sie für die wissenschaftliche Erforschung wenig Wert besaßen (vgl. ebd.: 26).

Auf Grund dessen wird der Beginn der modernen tiergestützten Therapie (anlässlich der wissenschaftlichen Belegbarkeit) erst auf das Jahr 1962 datiert, als die Veröffentlichung des amerikanischen Kinderpsychologen Boris Levinson „*The dog als a Co-Therapist*“ erschien. Levinson selbst erkannte die therapeutische Wirkung von Tieren, in seinem speziellen Fall von Hunden auf Kinder rein zufällig, als zu einer Therapiestunde mit einem kleinen Jungen, der den Kontakt zu ihm und seiner Umwelt scheute, Levinsons Hund Jingles anwesend war. Der Junge begann sofort in Kommunikation und Interaktion mit dem Hund zu treten (vgl. ebd.: 27). Ab diesem Zeitpunkt machte sich Levinson die entdeckte „Eisbrecherfunktion“ seines Hundes zunutze und publizierte seine Erfahrungen (vgl. ebd.: 27). Neben der oben erwähnten Veröffentlichung veranlassten auch seine weiteren Monographien „*Pet oriented Child Psychiatrie*“ (1969) und „*Pets, child development and mental illness*“ (1970) Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen dazu, sich näher mit den Wirkfaktoren tiergestützter Interventionen auseinanderzusetzen und diese zu erforschen (vgl. ebd.: 26f.). In der Folgezeit waren dies das Psychologen-Ehepaar Sam und Elizabeth Corson, die Soziologin Erika Friedmann und der Mediziner Aaron H. Katcher, welche als führende Wissenschaftler bei der Erforschung der (physischen, psychischen und sozialen) Wirkung von Tieren auf Menschen galten und noch immer gelten (vgl. Greiffenhagen/ Buck Werner 2011: 14). Beispielsweise bestätigte auch das Ehepaar Corson das von Levinson entdeckte Phänomen des „Eisbrechers“, welches auch als „Katalysorenwirkung“<sup>58</sup> bezeichnet wird: In Forschungen in einer psychiatrischen Klinik beobachteten sie, wie sich „schwer zugängliche“ Patienten über eine Beziehung zu den Tieren allmählich auch den Therapeuten, Mitpatienten und dem Pflegepersonal öffneten.

---

<sup>58</sup> Die erwähnte „Katalysorenwirkung“ von Tieren auf Menschen wird im Rahmen der unter Punkt 3.5. dargestellten Wirkweise von Tieren auf Menschen näher erläutert.

Dieses rege wachsende (Forschungs-) Interesse an der bis dato belächelten und wenig ernst genommenen Thematik sorgte für die Entstehung eines neuen Wissenschaftszweiges, der sich mit der „Mensch-Tier-Beziehung“ („Human-Animal Interactions“) beschäftigte. Die Folgezeit war im Hinblick auf die Etablierung der tiergestützten Arbeit äußerst ereignisreich, fast revolutionär: in den 1970er Jahren bildeten sich in zahlreichen Ländern zu diesem Zweck Vereine und Gesellschaften heraus. Nachfolgend soll nur ein kurzer Überblick über die wichtigsten Zusammenschlüsse<sup>59</sup> gegeben werden: „*The Delta Society*“ (1977, USA, jetzt: pet partners) leistet(e) maßgebliche Arbeit im Hinblick auf die praktische Umsetzung, die Begriffsbestimmungen und den damit verbundenen rahmengebenden Richtlinien tiergestützter Interventionen (vgl. ebd.: 27). Das „*Institut für interdisziplinäre Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung*“ (1977, Österreich, Schweiz) widmet sich diesbezüglich als erster europäischer Verein der Erforschung der Aspekte der Beziehung zwischen Mensch und Heimtier. Der dritte wichtige Verband ist die „*International Association of Human-Animal-Interaction-Organisations*“ (1990, Internationaler Dachverband mit Sitz in der USA), welcher alle nationalen Vereinigungen und andere Organisationen umfasst, die sich mit der wissenschaftlichen Untersuchung der Mensch-Tier-Beziehung beschäftigen. Überdies gewährleistet der Verein die Koordination aller Mitgliedsorganisationen und stellt den internationalen Austausch wissenschaftlicher Erkenntnisse her (vgl. ebd.: 28). Weiter dazu: Vernooij/ Schneider 2010: 27ff.

Auffällig ist, dass, während das wissenschaftliche und mediale Interesse an den Wirkeffekten von Tieren auf Menschen in zahlreichen Ländern seit den 1970er Jahren stetig zunahm, Deutschland weitestgehend unberücksichtigt, fast rückständig blieb. Greiffenhagen schreibt hierzu: „In der Bundesrepublik Deutschland fand das Mensch-Tier-Thema zunächst wenig Interesse. Nur beim >Therapeutischen Reiten< waren die Deutschen im wörtlichen Sinne Vorreiter in Forschung und Praxis der tiergestützten Behandlung von Kranken“ (Greiffenhagen/ Buck-Werner 2007: 15).

Andere Formen tiergestützter Interventionen setzten sich in Deutschland erst in den achtziger Jahren sehr langsam durch. Als wichtige Vertreter sind an dieser Stelle

---

<sup>59</sup> Die kurz zusammengetragenen wichtigsten Verbände und Vereine dienen einerseits einem Überblick unter dem Blickwinkel der Entstehungsgeschichte der tiergestützten Interventionen. Andererseits dienen sie auch als Ressource bzw. Ansprechpartner, die zur Vorbereitung für die Planung und Durchführung tiergestützter Projekte zu Rate gezogen werden können.

Professor Piotrowski, Simone de Smet und Theodor Grimm zu sehen. Piotrowski, Direktor der neurochirurgischen Klinik Karlsruhe, setzte sich dafür ein, dass in deutschen Krankenhäusern Tiere erlaubt werden sollten, die Hamburger Psychologin Simone de Smet postulierte, dass Tiere in Alten- und Pflege-Institutionen keine Seltenheit mehr sein sollten und der Münchner Psychiater Theodor Grimm „verschrieb gegen psychosomatische Störungen statt eines Medikaments gern ein Haustier“ (Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 15). In der Folgezeit gewannen sodann auch in Deutschland Praxisprojekte, Experimente und wissenschaftliche Studien an Bedeutung. Infolgedessen erfolgte die Bildung und Verstärkung von forschungsspezifischen Verbänden und Gruppen, deren Schwerpunkt in der Erforschung und den praktischen Anwendungsmöglichkeiten der Mensch-Tier-Beziehung lagen und noch immer liegen (vgl. Vernooij/ Schneider 2010: 28). Beispielsweise beschäftigt sich der „*Forschungskreis Heimtiere in der Gesellschaft*“ (1988) insbesondere mit den sozialen Beziehungen zwischen Mensch und Heimtier, während der Verein „*Tiere helfen Menschen e.V.*“ (1987) auf die Förderung des Einsatzes von Tieren in Therapie, Pädagogik und Besuchsdiensten abzielt und externe Unterstützung und Beratung bei der Planung, Umsetzung und Durchführung tiergestützter Projekte anbietet (vgl. ebd.:27ff.).

### **3.1.1. Gegenwärtige Situation**

Insgesamt steckt Deutschland jedoch trotz der beschriebenen Entwicklung der vergangenen 30 Jahre im internationalen Vergleich immer noch „in den Kinderschuhen“ und „es ist noch ein langer Weg, bis das Tier als ‚Hilfsmittel‘ in der professionellen Arbeit akzeptiert und als ein völlig selbstverständliches Medium angesehen wird, wie dies nicht nur in den Vereinigten Staaten bereits seit Jahren der Fall ist“ (Vernooij/ Schneider 2010:28). Greiffenhagen sieht den Grund dafür in der Rückständigkeit der wissenschaftlichen Bearbeitung der Mensch-Tier-Beziehung gegenüber der Entwicklung der Praxis (vgl. Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 11). Im Tagungsband des Vereins „Tiere helfen Menschen“ zum Seminar "Tiere als therapeutische Begleiter " bei der Heimtiermesse "Animal 2000" in Stuttgart, am 2.Dezember 2000 reflektiert sie den Forschungsstand wie folgt: „Die Praxis ist der Theorie im deutschen Sprachraum weit voraus: Die Zahl der Praxisprojekte sowie

deren Qualität (Reflexionsniveau, Orientierung an festgelegten Qualitätsstandards, Dokumentation) sind weitaus höher als zehn Jahre vorher; dies gilt für die wissenschaftliche Erörterung der Mensch- Tier- Beziehung in Deutschland nur sehr bedingt“ (Tagungsband „Tiere helfen Menschen“, zum Seminar „Tiere als therapeutische Begleiter“ bei der Heimtiermesse „Animal 2000“ in Stuttgart, 2.Dezember 2000).

Insbesondere zur Erklärung einer gelingenden – „und, wenn es gut geht, beide Seiten beglückenden - Mensch-Tier-Beziehung“ gibt es nur sehr wenige Theorien und wissenschaftliche Ansätze (vgl. Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 11). Allerdings kann man feststellen, dass im deutschsprachigen Raum gegenwärtig einige wissenschaftliche Disziplinen das Thema für sich (wieder-) entdeckt haben: so beispielsweise die Soziologie, Theologie, Anthropologie, Philosophie, Ethnologie, Verhaltensforschung, (Sozial- und Sonder-) Pädagogik, Kulturgeschichte, Biologie, Tier- und Humanmedizin sowie Zoologie und Sportwissenschaft (vgl. ebd.: 11f.). Eine grundlegende, ganzheitliche, interdisziplinäre Theorie der Mensch-Tier-Beziehung steht jedoch noch aus, da Greiffenhagen zufolge die einzelnen Disziplinen „(...) im Allgemeinen immer noch wenig von den jeweiligen >anderen< Themen-Zugängen“ wissen (ebd.: 12). Weitere Anmerkungen zur themenbezogenen wissenschaftlichen Lage finden sich im Kapitel 4.2.

### **3.2. Reflexive Gedanken**

Mein anfängliches Bestreben war es, die Schere zwischen der kulturgeschichtlichen Entwicklung der Mensch-Tier-Beziehung und der Entstehung tiergestützter Interventionen zu erklären. Vor dem Hintergrund der recht umfangreich dargestellten Historie des Verhältnisses vom Menschen zum Tier wollte ich Stationen herausfiltern, die den gezielten professionellen Einsatz von Tieren in die Soziale Arbeit begründen und rechtfertigen.

Da jedoch, wie bereits beschrieben, die ersten Versuche - falls sie in der Gestalt überhaupt unternommen wurden - weder evaluiert noch dokumentiert wurden, kann dieses Vorhaben nur rein hypothetisch und summarisch erfolgen. Der nachfolgende hypothetische Erklärungsversuch ist folglich einer unter vielen anderen möglichen.

Der gewählte Ansatz versteht sich als entwickelter Reintegrationsprozess von (Haus-) Tieren in den menschlichen Lebensraum als Folge der Verdrängung von (Nutz-) Tieren aus städtischen Zonen in der Zeit der Industrialisierung.

Die Entwicklung der tiergestützten Interventionen (unter Berücksichtigung des ersten historischen Beispiels des „York Retreats“ aus dem Jahre 1792) könnte demnach eng an die Geschichte der Haustierhaltung geknüpft sein und als Reaktion auf die zunehmende Kluft zwischen Mensch und Natur/ Tier angesehen werden. Wie im Kapitel 2.4.3. beschrieben, führten die Zivilisations-, Urbanisierungs- und Technisierungsprozesse in der Industrialisierung zu einer schrittweisen Verdrängung der Tiere aus der Alltagswelt der Menschen. Der Abstand zwischen dem Lebensraum der Menschen und dem der Tiere wurde zunehmend größer, was unter anderem am Verschwinden des bäuerlichen Lebens, der Nutztierhaltung und den Schlachthäusern aus städtischen Zonen ablesbar ist (vgl. Buchner-Fuhs/ Rose 2012: 19). In der Folge verschwinden Nutztiere, wie Schweine, Kühe, Ziegen, Hühner und Schafe aus den menschlichen Lebensräumen. „Besitzerlose Tier, wie streunende Katzen und Hunde, werden verfolgt, eingefangen und nicht selten getötet. Kleinstlebewesen – wie Läuse, Kakerlaken, Spinnen, Fliegen, Würmer – werden als Ungeziefer zum Inbegriff des Ekligen und Widerwertigen“ (Buchner-Fuhs/ Rose 2012: 19).

Mit diesen Tieren zusammen zu leben, wird im Zuge dessen zu gesellschaftlicher Deprivation.<sup>60</sup> Diese zunehmende Entfremdung des Menschen mit der Natur könnte im Zusammenspiel mit dem Leben der Menschen auf kleinem Raum in den industriellen Großstädten und dem damit verbundenen Lärm, den Reizüberflutungen und dem steigenden Leistungsdruck möglicherweise zu Stressreaktionen der Menschen geführt haben. Die langfristigen Folgen von Stress im Hinblick auf die physische und psychische Gesundheit in Form psychosomatischer Krankheiten, Depression, Allergien, usw. sind allgemein bekannt.

An dieser Stelle setzt die enorme Bedeutung der Haustiere ein. Ab dem 18. Jahrhundert nahmen Haustiere als „Schoß – und Vergnügungstiere“ und Zoo-, Zucht- und Sporttiere zu Zwecken der Freizeitgestaltung eine zunehmend wichtige Rolle ein.

---

<sup>60</sup> An dieser Stelle soll ein kurzer Exkurs angeführt werden: Historische und aktuelle Kulturvergleiche zeigen, dass das Leben in Armut und Unterwickeltheit (auch heute noch) von einer räumlichen Nähe zu Tieren geprägt ist. Im Gegensatz dazu wird sozialer Aufstieg mit dem Ausgrenzen und Eliminieren der Tiere verbunden (vgl. Buchner-Fuhs & Rose 2012: 19f.).

An dieser Stelle ist auch die mögliche Entstehung erster Einsätze von Tieren in Pädagogik, Therapie oder Medizin zu verorten. Tiere werden nun in den menschlichen Nahraum reintegriert, nur findet dies nun in einer sehr spezifischen Weise statt: selektiert, gesäubert, gebändigt, kontrolliert und funktionalisiert (Rose 2011: 1674). In dieser Form sucht der Mensch nun (wieder) die Nähe zur Natur. Ferner wird der Einfluss, welchen die Tiere im Hinblick auf die zunehmenden gesellschaftlichen, persönlichen und arbeitsspezifischen Anforderungen auf das psychische und physische Wohlbefinden und die Lebensqualität der Menschen leisten, hoch geschätzt. So meint auch Plötz: „Es [das Tier] stellt eine Verbindung her zum vielfach verloren gegangenen ursprünglichen Leben und hilft, die technische Welt in ihrer Einsamkeit und Seelenlosigkeit zu bewältigen“ (Plötz 1970: 23). Das vergangene und gegenwärtige (Nicht-) Miteinanderleben von Mensch und Tier wird in Bezug auf die tiergestützten Interventionsformen zum Sinnbild einer wünschenswerten idealen Einheit und Symbiose.

Zusammenfassend könnte die Entstehung der tiergestützten Interventionen möglicherweise vor dem Hintergrund der historischen Wandlungen und Ambivalenzen der Mensch-Tier-Beziehung als Reintegrationsprozess der Tiere in den/ die menschlichen Lebensraum/ Lebenswelt angesehen werden.

### **3.3. Kriterien und Voraussetzungen für die soziale Beziehung zwischen Mensch und Tier**

Es sollen nunmehr schwerpunktmäßig Merkmale der Mensch-Tier-Beziehung thematisiert werden, die für die vorliegende Arbeit relevant sind und im weiteren Verlauf weiter angewendet werden können. In diesem Kontext werden zur (Er-) Klärung der Mensch-Tier-Beziehung vor dem Hintergrund der Möglichkeiten tiergestützter Interventionen ausgewählte Ansätze und Voraussetzungen vorgestellt. Neben der Domestikation werden die Biophilie-Hypothese, das Konzept der „Du-Evidenz“ und die Kommunikationstheorie von Watzlawick thematisiert und anschließend kurz kritisch beleuchtet, da sie fundamentale Erklärungsansätze für das Entstehen einer sozialen Beziehung zwischen Mensch und Tier bieten.

Allgemein ist die Mensch-Tier-Beziehung als eine eigenständige Form der Beziehung zwischen Lebewesen zu betrachten, die eine bereichernde Ergänzung zu interpersonalen Beziehungen auf Grund der Tatsache der notwendigen Berücksichtigung und Gleichgewichtung der tierischen Eigenarten und Bedürfnisse darstellt (vgl. Vernooij/ Schneider 2010: XV). Wie bereits mehrfach erläutert, haben sich die Einstellung zum Tier, der Umgang mit ihm sowie die Bedeutung des Tieres für den Menschen im Laufe der Jahrtausende sehr gewandelt. Konstatiert werden kann aber dennoch, dass sich die Beziehung von den Anfängen bis heute im Wesentlichen zwischen zwei Polen bewegt: der Kontrolle und Funktionalisierung einerseits und der emotionalen Hinwendung und Vereinnahmung der Tiere andererseits (vgl. Vernooij 2009:158). Vor dem Hintergrund verschiedener ausgewählter Erklärungsansätze und Voraussetzungen werden die Grundzüge der sozialen Beziehung zwischen Mensch und Tier nachfolgend im Wesentlichen analysiert und geklärt.

### ***3.3.1. Domestikation***

Heutzutage leben vor allem Hunde, Katzen, Kleinsäuger (Hamster, Kaninchen, Meerschweinchen, Degus, Ratten, Mäuse, Gerbille, Chinchillas, Eichhörnchen, Streifenhörnchen, Frettchen und Flugbeutler), Amphibien, Reptilien und Zier- und Stubenvögel in Wohngemeinschaften mit Menschen. Teils werden aber auch Großtiere, wie Ziegen, Rinder, Schweine, Esel, Schafe und Pferde zu landwirtschaftlichen und auch therapeutischen Zwecken gehalten (vgl. Weber/ Schwarzkopf 2007: 7). An diesem Punkt zeigt sich, dass die Domestikation ebenso notwendig war/ ist und sich in Bezug auf die Beziehungsebene von Mensch und Tier als elementar erweist. Greiffenhagen führt dazu aus: „Tiergestütztes Helfen und Heilen bedeutet eine neue und vermutlich die intensivste Stufe tierischer Domestikation: Tiere sollen nicht nur für diese oder jene Funktion im Dienste des Menschen ausgebildet werden, sondern durch ihre bloße Existenz selbst hilfreich sein“ (Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 20).

Das wohl bekannteste domestizierte und damit älteste Haustier ist der Hund. Bis heute ist noch unklar, wann, wo und aus welchen Gründen die Domestikation

erfolgte. Sicher ist jedoch, dass die genetische Isolation der Tiere im Hausstand von ihren wilden Artgenossen und die damit einhergehende Selektion auf Zahmheit ermöglichten, dass Tiere die Fähigkeit ausbildeten, einen gewissen Teil ihrer Aufmerksamkeit auf den Menschen zu richten<sup>61</sup> (vgl. Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 22). Nur so kann die soziale Bindung der Tiere zum Menschen und die Gemeinschaft beider miteinander zustande kommen. „Selektion auf Zahmheit war notwendigerweise Teil jeder Domestikation, weil Haustiere sicher hantierbar, kooperativ und in gewissem Maß auf die menschliche Umwelt entkulturierbar sein müssen“ (Kotrschal 2009: 68).

Zusammenfassend gilt zu erwähnen: Obgleich die Thematisierung der Domestikation im Kontext zur Erklärung der Beziehungsstruktur zwischen Mensch und Tier ein wenig trivial erscheinen mag, ist es m.E. dennoch unabdinglich, sie an dieser Stelle – wenigstens kurz - zu nennen. Da die Domestikation für die sozio-kognitive Passung zwischen Mensch und Tier sorgte, langfristig gesehen die emotionale Zuwendung<sup>62</sup> seitens des Menschen (in der Heimtierhaltung) brachte und die Abhängigkeit des Tieres vom Menschen bewirkte, gilt sie als grundlegendes Element einer Theorie der Mensch-Tier-Beziehung und muss als Fundament für die Einbindung von Tieren in den pädagogischen, therapeutischen, medizinischen, o.ä. Kontext betrachtet werden.

---

<sup>61</sup> Verhaltensforscher gehen davon aus, dass der domestizierte Hund in seiner Prägung in folgenden Punkten von der Urprägung abweicht:

1. Neotenie (eine allgemeine „Verjugendlichung“ der Tiere, d.h., dass auch erwachsene Tiere ein Leben lang die Eigenschaften eines Jungtieres, wie z.B. ihre Anhänglichkeit, beibehalten),
2. Spieltrieb (sofern es seine körperliche Verfassung erlaubt, wird ein domestizierter Hund sein Leben lang große Freude am Spiel – in welcher Form auch immer – haben, was eine Sozialisation und Erziehung durch den Menschen erleichtert),
3. Verringerung der Neophobie (d.h. es kommt zu einem Abbau der Angst wilder Tiere vor unbekanntem Dingen, Situationen, Menschen und/ oder Orten, daher dulden domestizierte Tiere auch die enge Nähe der Menschen und genießen sogar teilweise den intensiven Körperkontakt) (vgl. Lorenz 1975).

<sup>62</sup> An diesem Punkt darf nicht impliziert werden, dass die emotionale Zuwendung des Menschen alle domestizierten Tierarten umschließt. Insbesondere die „Massenarten“ unter den Haustieren, wie Rinder, Schweine, Ziegen und Schafe erfahren in der Regel keine besondere emotionale Zuwendung seitens des Menschen. Möglicherweise lässt sich hier die Hypothese aufstellen, dass mit zunehmender Menge der Haustiere die Wertschätzung und emotionale Bindung sinkt. Eine Verifizierung oder Falsifizierung dieser Hypothese kann im Rahmen der vorliegenden Arbeit jedoch (leider) nicht möglich sein. Die Domestikation brachte also insgesamt „nicht zwangsläufig ein im positiven Sinne intensiviertes Verhältnis zu den Tieren zustanden“ (Reichholf 2009:20).

### **3.3.2. Biophilie-Hypothese**

Die Biophilie-Hypothese ist ein soziobiologisch, evolutionstheoretischer Ansatz zur Begründung der Heimtierhaltung und zur Erklärung der Ursache der besonderen Beziehung zwischen Mensch und Tier. Der Soziobiologe Edward O. Wilson erklärt in seinem 1984 erschienenen Buch „*Biophilia: The Human Bond with other Species*“ die positive Wirkung von Tieren auf Menschen und die „inhärente Affinität [des Menschen] zur Vielfalt von Lebewesen in ihrer Umgebung ebenso wie zu ökologischen Settings, welche die Entwicklung von Leben ermöglichen“ (Olbrich 2003b: 69). Diese ausgeprägte Affinität zum Leben und zur Natur sieht Wilson als einen biologisch begründeten Prozess an, dem eine evolutionär bedingte Verbundenheit mit der Natur zugrunde liegt. Das heißt, es handelt sich um eine angeborene Verbundenheit des Menschen mit der Natur, welche aus der Historie der kontinuierlichen Evolution im Kontakt zu anderen Lebewesen heraus entstanden ist. Olbrich charakterisiert Biophilie wie folgt: „Das ist etwas Biologisches, hat sich entwickelt aus der Evolution: 99% der Geschichte haben wir Menschen mit anderen Lebewesen zusammengelebt. Dabei hat sich unsere Software weiterentwickelt. Es hat sich etwas entwickelt, was uns diese besondere Aufmerksamkeit auf anderes Leben richten lässt“ (Dialog im Kolloquium zum Thema „Biophilie – die menschliche Hinwendung zum Lebendigen“ 2009: 153).

Er verweist ferner in diesem Kontext darauf, dass sich die Evolution sicher nicht nur in morphologischen oder in physiologischen Merkmalen nachweisen lässt, sondern sich auch in sozialen und oder psychischen Prozessen, wie etwa im Bindungsverhalten oder dem archetypischen Erleben niederschlägt (vgl. Olbrich 2003b: 69). Auch Kellert setzt sich damit auseinander und charakterisiert Biophilie als „eine physische, emotionale und kognitive Hinwendung zu Leben und zu Natur“, die für die Entwicklung einer Person eine fundamentale Bedeutung hat (vgl. ebd. 70). Er differenziert dazu neun, der Affinität des Menschen zur Natur zugrunde liegende Annahmen, die jeweils mit der spezifischen Bewertung der Natur und einem bestimmten adaptiven Wert für den Erhalt der eigenen Existenz und des ökologischen Systems einhergehen. Die folgende Übersicht soll diese neun Kategorien als biologische Grundlage für die Verbundenheit des Menschen mit der

Natur nach Kellert (1993) kurz konkretisiert und differenziert darstellen. Wenn nicht ausdrücklich anders angeführt, dient Olbrich 2003b: 70ff. als Literaturgrundlage.

Kategorie	Beschreibung	Wert
<b>Utilitaristische Perspektive</b> („Utilitarian“)	Akzentuierung der Nützlichkeit der Natur,  Beispiele: Tiere dienen als Fleisch- und Rohstofflieferant oder Arbeitskraft	Erhalt und Sicherheit des menschlichen Lebens, Befriedigung physischer und materieller Bedürfnisse
<b>Naturalistische Perspektive</b> („Naturalistic“)	das Erleben eines tiefen, zufriedenen Ausgefülltseins beim Kontakt mit der Natur steht im Mittelpunkt	Zufriedenheit & Entspannung, Neugierde, Faszination & Bewunderung für die Vielfalt & Komplexität der Natur
<b>Ökologisch – wissenschaftliche Perspektive</b> („Ecologic-Scientific“)	Betonung der Motivation zur systematischen Analyse der Strukturen,  Funktionen und Beziehungen in der belebten und unbelebten Natur  → Wissenschaftl. Schwerpunkt: Reduktion der Komplexität (Auseinanderlegen)  → Ökolog. Schwerpunkt: Verbundenheit, Wechselbeziehungen, Ganzheitlichkeit	Wissenserwerb, Erklären der Welt, Verstehen der Zusammenhänge, Erkennen von Kontrollmöglichkeiten
<b>Ästhetische Perspektive</b> („Aesthetic“)	Akzentuierung der Anziehungskraft von und der Bewunderung für die physische Harmonie & Schönheit der Natur	Inspiration, Harmoniegefühl, Gefühl von Sicherheit

<b>Symbolische Perspektive</b> („Symbolic“)	Kategorisierung und Schematisierung der Natur (als Metapher) für Formen des Ausdrucks, Befindens, der Interaktion & Kommunikation	Anreize für Identifikationsprozesse, Förderung der Interaktions- & Kommunikationsfähigkeit
<b>Humanistische Perspektive</b> („Humanistic“)	Angesprochen wird die tief empfundene positive, emotionale Verbundenheit mit der Natur	Tendenz zur Fürsorge, Altruismus, zu Bindung und der Bereitschaft, zu kooperieren und zu teilen, Gruppenzugehörigkeit, Gemeinschaftsgefühl
<b>Moralische Perspektive</b> („Moralistic“)	Im Vordergrund steht die starke Affinität zur (spirituellen) Erfurcht vor und der (ethischen) Verantwortung für die Natur	Ordnung & Sinn des Lebens, Erfahrung von Harmonie und einer größeren Ordnung
<b>Dominierende Perspektive</b> („Dominionistic“)	Hervorhebung von Kontrolle und Beherrschung der Natur durch den Menschen	Kontrollierendes & machtvolleres Handeln, Entwicklung menschlicher Techniken und Fertigkeiten
<b>Negativistische Perspektive</b> („Negativistic“)	Auslösung von Angst, Aversion oder Antipathie gegen einzelne Tiere (Spinnen, Schlangen) oder gegen Bereiche (schleimige, hässliche)	Anstoß für die Erarbeitung und Errichtung von Schutz- und Sicherheitsvorrichtungen für die kulturelle Gestaltung des persönlichen Nahraumes

**Darstellung 2: Perspektiven**

Die dargestellten neun Perspektiven stellen ausnahmslos alle eine (positive oder auch negative) Form der Bezugnahme des Menschen zur Natur dar und werden entsprechend intensiv erlebt. Der Ausdruck der Verbundenheit mit der Natur kann folglich Neugierde, Wertschätzung der natürlichen Schönheit, das Gefühl von Verwandtschaft und Empathie, Nutzung, gegenseitige Hilfe, aber auch Angst sein (vgl. Wille 2007: 35). Dabei ist anzunehmen, dass in der Regel mehrere Perspektiven der Verbundenheit mit der Natur gleichzeitig, möglicherweise auch in Interaktion auftreten, insbesondere dann, wenn es um das Überleben der Spezies oder des Individuums geht (vgl. Olbrich 2003b: 70ff.). Im Hinblick auf tiergestützte

Interventionen kommen laut Vernooij und Schneider grundsätzlich alle Kategorien mehr oder weniger zum Tragen, d.h. einige Wirkungen erfolgen eher implizit und sind somit kaum sichtbar sowie steuer- und kontrollierbar, andere hingegen können systematisch genutzt, gesteuert und kontrolliert werden (vgl. Vernooij/ Schneider 2010: 7).

M.E. stellt die Biophilie-Hypothese einen wesentlichen Ansatz zur Analyse der Klärung der Mensch-Tier-Beziehung dar. Wie in Kapitel 2 ausführlich dargelegt wurde, ist die gemeinsame Entwicklung beider keinesfalls zu leugnen, sodass ohne Zweifel von einer auf biologischer Verbundenheit zwischen Mensch und Tier beruhenden Beziehung ausgegangen werden kann. Dennoch zeigte die Historie des Mensch-Tier-Verhältnisses auch auf, dass die Beziehungsstrukturen zwischen Mensch und Tier keinesfalls einfach und logisch zu erklären sind, sondern vielmehr einer enormen Komplexität, Vielfalt und Vielschichtigkeit unterliegen. Aus diesem Grund heraus scheint mir allein die Biophilie-Hypothese nicht hinreichend. Die neun beschriebenen Perspektiven, die zwar Annahmen über die Kausalbeziehungen zwischen Mensch und Tier beschreiben, reichen meiner Ansicht nach jedoch nicht aus, die Komplexität und teilweise Paradoxität der Mensch-Tier-Interaktionen zu erläutern. Ein Denken in einfachen Kausalitäten und kausalen Wenn-Dann-Aussagen wird dem vielschichtigen Mensch-Tier-Gefüge nicht gerecht. Nach Ansicht der Psychologin Dr. Silke Wechsung sollte Folgendes bei der Analyse der sozialen Beziehung des Menschen zum Tier miteinbezogen werden: „Individuelle Charakteristika von Menschen, Tieren und Tierart, situative Rahmenbedingungen und Wechselwirkungen in der Interaktion müssen ebenfalls berücksichtigt werden, um verlässliche Vorhersagen über die Art und die Qualität der Mensch-Tier-Beziehung vornehmen und empirisch überprüfen zu können“ (Wechsung 2008: 83).

Die vorliegende Arbeit kann dies jedoch in dem Umfang nicht leisten. Die Biophilie-Hypothese sollte vielmehr als ein soziobiologischer, evolutionstheoretischer Ansatz verstanden werden, um die Mensch-Haustier-Affinität zu begründen. Das Konzept muss also im Hinblick auf die Klärung der Mensch-Tier-Beziehung stets in einen Kontext und damit in ein Gefüge von Interaktionen und Rückwirkungen gebettet werden.

### **3.3.3. Das Konzept der „Du-Evidenz“ & Anthropomorphisierung**

Eine wichtige Grundlage für das „Zustandekommen“ der sozialen Beziehung zwischen Mensch und Tier ist, dass sich Mensch und Tier unter bestimmten Bedingungen als (Interaktions-) Partner akzeptieren. Als Begriff wird hier die „Du-Evidenz“<sup>63</sup> als Voraussetzung der Kontaktbereitschaft eingeführt. Diesen theoretischen Ansatz zur (Er-) Klärung der Mensch-Tier-Beziehung gilt es im Folgenden heranzuziehen.

Der Begriff der „Du-Evidenz“ tauchte erstmals 1922 beim deutschen Denk- und Sprachpsychologen Karl Bühler (1879 – 1963) - bezogen auf den zwischenmenschlichen Bereich - auf. Er verstand darunter die Fähigkeit und das Bewusstsein eines Menschen, eine andere Person als Individuum, als „Du“ wahrzunehmen und zu respektieren (vgl. Vernooij/ Schneider 2010: 7). Der Soziologe Theodor Geiger (1891 – 1952) übertrug 1931 in seinem Aufsatz „Das Tier als geselliges Objekt“ die „Du-Evidenz“ erstmals auf die Mensch-Tier-Beziehung und postulierte damit, dass Menschen nicht nur mit anderen Menschen, sondern auch mit Tieren – in erster Linie sozial lebenden Tieren mit ausgeprägter Interspezieskommunikation<sup>64</sup> (z.B. Hunde, Pferde) - eine solche Du-Beziehung eingehen.

Mit „Du-Evidenz“ bezeichnet man folglich das Faktum, „dass zwischen Menschen und höheren Tieren Beziehungen möglich sind, die denen entsprechen, die Menschen unter sich beziehungsweise Tiere unter sich kennen“ (Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 22). Bei der Bildung der „Du-Evidenz“ ist es gleichwohl irrelevant, ob die eigene Wahrnehmungsweise oder emotionale Zuwendung das Gegenüber, welches zum „Du“ geworden ist, objektiv trifft. Entscheidend ist vielmehr die eigene Sicherheit, Greiffenhagen nennt es „subjektive Gewissheit“, dass es sich bei der Verbundenheit um eine Beziehung in Form von Partnerschaft, Kameradschaft oder

---

<sup>63</sup> Das Wort „Evidenz“ bedeutet Deutlichkeit bzw. vollständige, überwiegende Gewissheit. So wird auch ein Sachverhalt als „evident“ bezeichnet, wenn dessen Richtigkeit keines weiteren Beweises bedarf (vgl. Brockhaus (A-GOZ) 2000: 429).

<sup>64</sup> Dass Du-Beziehungen vorrangig zu sozial lebenden Tieren eingegangen werden, ist insbesondere der Tatsache geschuldet, dass diese Tiere ähnliche emotionale und soziale Grundbedürfnisse wie der Mensch besitzen und auch in ihrer Körpersprache und ihrem Ausdrucksverhalten menschlich vergleichbar und folglich auch besser verstehbar sind (vgl. Vernooij/ Schneider 2010:8).

Freundschaft handelt (vgl. ebd. 23). Die „Du-Evidenz“ entwickelt sich im Prozess des persönlichen Erlebens mit einem anderen Lebewesen (Mensch oder (Haus-)Tier) und der dadurch bedingten subjektiven Einstellung zu ihm sowie den damit verbundenen Gefühlen (vgl. Vernooij 2009: 159f.). Sie wirkt auf sozioemotionaler Ebene und ist möglicherweise Voraussetzung für die Fähigkeit, Empathie und Mitgefühl für ein anderes Lebewesen entwickeln zu können (vgl. Vernooij/ Schneider 2010: 8).

Die vom Menschen empfundene tierische Du-Evidenz zeigt sich in der tatsächlichen Beziehung zwischen Mensch und insbesondere dem Haustier beispielsweise in dem Zuschreiben personaler Qualitäten und Charaktereigenschaften und der Namensgebung<sup>65</sup>. Das Tier wird aus der Menge seiner Artgenossen herausgehoben, es wird individualisiert und subjektiviert. Diese Individualität macht das (Haus-) Tier zum Familienmitglied, Gefährten, zum Adressaten von Ansprache und Zuwendung, zum Subjekt mit (fast menschengleichen) Bedürfnissen und Rechten, zu dem stets eine emotionale Bindung besteht<sup>66</sup>. „Der Mensch sieht das Tier in diesem Zusammenhang also nicht als bloßen Nahrungslieferanten, als ‚Dienstleistungserbringer‘ oder als minderwertiges Wesen an, das sich ihm unterzuordnen hat, sondern empfindet die Beziehung zu ihm als Kameradschaft und Partnerschaft“ (Vernooij/ Schneider 2010: 9).

In engem Zusammenhang mit der Theorie der „Du-Evidenz“ taucht der Begriff „Anthropomorphisierung“ auf, der die Neigung des Menschen, Tiere wie Menschen zu behandeln, meint. Hierbei geschieht die Übertragung von menschlichen Eigenschaften und Gefühlen auf das Tier, sodass man sich ähnlich mit dem Tier verbunden fühlt, wie mit einem menschlichen Partner. In der Literatur finden sich bezogen auf die Anthropomorphisierung sehr gegensätzliche Bewertungen. Einerseits wird das Phänomen als positiv und notwendig eingeschätzt, da es die Grundlage für den Beziehungsaufbau zwischen Mensch und Tier darstelle und für die Entwicklung des notwendigen Einfühlungsvermögens Sorge. Andererseits finden

---

<sup>65</sup> Welche Bedeutung die Namensgebung für die Mensch-Tier-Beziehung hat, wird schon allein an der unter Bauern geläufigen Aussage „Gebe nie dem Tier einen Namen, Du wirst es nicht zur Schlachtbank führen können“ deutlich. Zur Namensgebung als Dialogförderung: siehe auch: Otterstedt 2007: 32ff.

<sup>66</sup> Zahlreiche Beispiele aus dem Fernsehen (z.B. der Delfin „Flipper“, die Colliehündin „Lassie“, der Wal „Free Willy“ oder der Affe „Charly“) sowie aus dem Alltag unterstreichen diese Tendenz (vgl. Vernooij/ Schneider 2010: 9).

sich eine Vielzahl von Einwänden, die in dem Trend, das Tier als „Alter Ego“ zu sehen, in erster Linie auf die Gefahr einer hemmungslosen Vermenschlichung der Tiere und der damit verbundenen Missachtung der tierspezifischen Eigenarten und Bedürfnisse hinweisen. Diese mit dem Anthropomorphismus verbundenen häufigen Fehlinterpretationen des tierischen Verhaltens könnten demnach auch Situationen auslösen, die für den Tierhalter und/ oder Kinder sehr gefährlich werden könnten, wie beispielsweise der Übergriff eines Hundes auf den Tierhalter (vgl. Gebhard 2001: 129). Auch das Risiko einer Herabsetzung der Hemmschwelle im Umgang mit dem Tier sollte als (Negativ-) Resultat der Anthropomorphisierung keinesfalls vernachlässigt werden: „Indem beispielsweise die unangenehmen und gefährlichen menschenähnlichen Eigenschaften des Tieres in den Vordergrund gerückt und hoch gewichtet werden, könnten sie als Legitimation dafür genommen werden, Tiere grausam zu behandeln oder zu töten“ (Vernooij/ Schneider 2010: 15).

Trotz der grundsätzlich ähnlich erscheinenden Verhaltensaspekte dürfen die „Du-Evidenz“ und die Anthropomorphisierung nicht als gleichartig angesehen werden. Anthropomorphisierungstendenzen zeigen sich anders als bei der „Du-Evidenz“ nicht im subjektiven Erleben, sondern als Verhalten des Menschen dem Tier gegenüber. Für die Anthropomorphisierung ist jedoch eine „Du-Evidenz“ notwendig, bei der der Mensch beispielsweise das Tier als Mitsubjekt mit eigenem Willen oder sogar als gleichwertigen Partner sieht.

Insgesamt stellt die Theorie der „Du-Evidenz“ eine fundamentale Voraussetzung für die Entwicklung einer sozialen Beziehung zwischen Mensch und (Heim-) Tier dar. Oder anders gesagt: Eine soziale Beziehung zwischen Mensch und Tier ist also dann gegeben, wenn die praktische Voraussetzung für ihr Wirksamwerden erfüllt ist: nämlich, dass die Partner (Mensch und Tier) einander gegenseitig als Du evident sind. Folglich stellt diese Du-Beziehung ein absolutes „Muss“ für das Funktionieren von pädagogischen oder therapeutischen Interventionen dar, bei denen Tiere hilfreich und erfolgreich eingesetzt werden sollen. Nach Greiffenhagen ist die „Du-Evidenz (...) die unumgängliche Voraussetzung dafür, dass Tiere therapeutisch und pädagogisch helfen können. Dabei reicht die Breite der durch die Du-Evidenz nahegelegten Zuwendung von Betrachten und Füttern der Aquarienfische bis zu einer Partnerschaft, welche kaum noch Unterschiede zu zwischenmenschlichen Beziehungen erkennen lässt“ (Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 24).

Angefügt werden sollte an dieser Stelle noch, dass die Initiative in der Regel vom Menschen ausgeht und die „Du-Evidenz“ auf die verschiedenartigsten Tiere trifft - darunter jene, „(...) die vergleichsweise schnell, differenziert und intensiv reagieren können, bis hin zu solchen, die auch auf eine geduldige und gezielte Zuwendung des Menschen nicht reagieren können, weil ihnen die entsprechende Ausstattung fehlt“ (Pollack 2009: 33). Daraus lässt sich ableiten, dass die gegenseitige interartliche Sozialbeziehung neben der „Du-Evidenz“ auch die Interaktionsfähigkeit und ein Mindestmaß an Kommunikation voraussetzt<sup>67</sup>. Die Kommunikation zwischen Mensch und Tier gilt es nachfolgend zu erörtern.

### ***3.3.4. Kommunikation zwischen Mensch und Tier***

Wie bereits angedeutet stellt Kommunikation<sup>68</sup> in der sozialen Beziehung zwischen Mensch und Tier und entsprechend auch in der Integration von Tieren in die Soziale Arbeit einen wesentlichen Aspekt dar – obgleich die Sprache – historisch im 2. Kapitel belegt – ein zentrales Unterscheidungsmerkmal zwischen Mensch und Tier war/ ist. Dass Sprache aber als Kommunikationsform nicht unbedingt ausschlaggebend ist, wird in diesem Kapitel deutlich.

Obwohl Tiere nicht in der Lage sind sprachlich mit dem Menschen zu kommunizieren, findet dennoch eine Art der Kommunikation in Form des Austausches von Informationen zwischen Mensch und Tier statt<sup>69</sup>: „Die Weitergabe von Informationen ist offensichtlich nicht an Sprachsysteme gebunden, sondern kann sich nonverbaler Systeme, Zeichen und Signale bedienen“ (vgl. Vernooij/ Schneider 2010: 16f.).

---

<sup>68</sup> Als Kommunikation wird der Prozess der Mitteilung, der wechselseitige Austausch von Gedanken, Meinungen, Wissen, Erfahrungen, Gefühlen sowie die Übertragung von Nachrichten und Informationen bezeichnet. Neben der Sprache ist Kommunikation durch Zeichen aller Arten möglich (vgl. Vernooij/ Schneider 2010: 18).

<sup>69</sup> Tiere können aus der Lautsprache des Menschen Informationen entnehmen (z.B. wird dies bei der Erziehung und Dressur eines Tieres sichtbar), sie können jedoch „nur“ mittels nonverbaler Ausdrucksweisen darauf reagieren.

Nonverbale Kommunikation spielt folglich in der Mensch-Tier-Beziehung eine enorm wichtige Rolle, wie auch der Kommunikationswissenschaftler, Psychotherapeut, Psychoanalytiker, Soziologe und Philosoph Paul Watzlawick (1921-2007) et al.<sup>70</sup> bestätigte. Watzlawick et al. formulierten fünf pragmatische Axiome<sup>71</sup>, von denen **drei** für die Mensch-Tier-Kommunikation relevant sind:

1. **Man kann nicht nicht kommunizieren.**
2. **Jede Kommunikation hat einen Inhalts- und einen Beziehungsaspekt.**
3. Kommunikation ist immer Ursache und Wirkung.
4. (Menschliche) **Kommunikation bedient sich analoger und digitaler Modalitäten.**
5. Kommunikation ist symmetrisch oder komplementär.<sup>72</sup>

Generell wird zwischen zwei verschiedenen Formen der Kommunikation unterschieden, die sich gegenseitig ergänzen: die verbal-digitale und die nonverbal-analoge Kommunikation (vgl. Olbrich 2003c: 84f.). Erstere „ist die Beziehung zwischen einem Wort und dem damit gemeinten Inhalt nach einer Konvention, oft bloß willkürlich festgelegt“ (Olbrich 2003c: 84). Worte sind demnach „Zeichen“ für das, was wir meinen. Analoge Kommunikation dagegen ist nicht mit Worten belegt, vielmehr nutzt sie die Sprache der Augen der Mimik und Gestik, die Stimmmodulation und eventuell werden Berührungen oder Bewegungen berücksichtigt (vgl. ebd.: 85). Olbrich nennt die analoge Kommunikation auch „die Sprache der Liebenden, sie ist aber auch die Sprache des Kampfes, sie wird immer dann ‚gesprochen‘, wenn intensives Erleben relativ ungebrochen ausgedrückt wird“ (ebd.: 85). Analoge Kommunikation ist demzufolge ehrlicher und aufrichtiger als die digitale Kommunikation, die zudem nur stattfinden kann, wenn alle Beteiligten dieselbe Sprache sprechen bzw. gelernt haben. Analoge Kommunikation ist mit

---

<sup>70</sup> Neben Watzlawick befassten sich auch Don D. Jackson und Janet H. Beavin mit der menschlichen Kommunikation. Zum Zwecke der besseren Lesbarkeit wird im Folgenden jedoch nur die Abkürzung Watzlawick et al. erscheinen.

<sup>71</sup> Ein Axiom ist ein als richtig anerkannter Grundsatz, der unmittelbar einleuchtet, eine gültige Wahrheit, die keines Beweises bedarf (vgl. Brockhaus (A-GOZ) 2000: 123) .

<sup>72</sup> Vgl. <http://www.paulwatzlawick.de/axiome.html>

jedem Lebewesen möglich und gilt als „frühe Sprache“, bei der Mutter und Säugling miteinander kommunizieren.

Verbunden mit der Unterscheidung in digitale und analoge Kommunikation ist eine weitere: und zwar die Unterscheidung zwischen Inhalts- und Beziehungsaspekt. Nach Watzlawick et al. nutzen Menschen die digitale Kommunikation, um Informationen über Dinge, Sachinhalte mitzuteilen (Inhaltsaspekt) und die analoge, um Bezogenheit und Gefühle auszudrücken (Beziehungsaspekt) (vgl. ebd.: 85). Olbrich zufolge wird Bezogenheit „natürlich in der analogen Kommunikation zwischen Menschen und Tieren deutlich ausgedrückt, ja, sie wird durch die bloße Anwesenheit von Tieren angeregt“ (ebd.: 86).

Fassen wir das Gesagte zusammen: In der Kommunikation zwischen Mensch und Tier ist die nonverbal-analoge Kommunikation die gemeinsame „Sprache“. Die historisch geprägte Akzentuierung der Sprache als Alleinstellungsmerkmal des Menschen gilt also insofern als unberechtigt, da die analoge Form der Kommunikation die differenziertesten Verstehens-, Verständigungs- und Ausdrucksprozesse zwischen Mensch und Tier ermöglicht. Natürlich hat diese (analoge) Kommunikation nicht die definitorische Präzision, welche digitale Kommunikation besitzt, was ihr viel von ihrer Klarheit und Schärfe nimmt, doch sie ist ehrlich, aufrichtig und „lässt (...) Raum für das Ahnen einer psychischen Realität, die über Rationalität hinausgeht, und es erlaubt Verbundenheit im Mitschwingen mit einem Leben, mit gegenüber, das mir nun einmal nicht exakt gleicht“ wie Olbrich - fast esoterisch - resümiert (vgl. Olbrich 2003d: 191). Bereits Montaigne verwies auf die Möglichkeiten der nonverbalen Kommunikation zwischen Mensch und Tier und so ist es nicht verwunderlich, dass das Tier heutzutage oftmals die Bedeutung eines echten Gesprächspartners hat, dem man alles anvertrauen kann. „Es wirkt somit wie ein ‚stiller Psychiater‘, weil es geduldig und scheinbar teilnahmsvoll zuhört, ohne dazwischenzureden“ (Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 56). Es zeigt sich also, dass insbesondere im Hinblick auf den Einsatz von Tieren in pädagogischen Arbeitsfeldern der Beziehungsaspekt der Kommunikation in der sozialen Mensch-Tier-Beziehung meist förderlich, positiv und wertfrei ist. Im Rahmen der Kommunikation fordert und drängt das Tier nicht, es verlangt und erwartet nichts, es urteilt und verurteilt nicht (abgesehen von Quälereien) und es maßregelt auch nicht. Nicht, weil es perfekt oder ähnliches wäre, sondern vielmehr weil es solches

Verhaltensmuster dem Tier als Handlungsalternative nicht obliegt. Auch Vernooij/Schneider sind sich dem Wert der Kommunikationsmöglichkeiten zwischen Mensch und Tier gewiss: „Vielen Menschen fällt die Kontaktaufnahme und die Kommunikation mit Tieren leichter als mit Menschen, da Tiere keine kognitiven und/oder kulturellen Bewertungen vornehmen, keine Vorurteile haben oder Bedingungen stellen und ihre analoge Art zu kommunizieren stets echt, ehrlich und rein situationsbezogen ist“ (Vernooij/ Schneider 2010:21).<sup>73</sup>

Olbrichs Auffassung zur Wirkung von Kommunikation und deren therapeutische und pädagogische Nutzbarkeit soll dieses Kapitel beenden:

„Eine stimmige Kommunikation, wie sie beispielsweise zwischen Menschen und Tieren abläuft, vermeidet nicht nur solche grundlegenden Diskrepanzen zwischen Sender und Empfänger, sie hilft auch, dass eine Person sich selbst einfach und wahr erfahren und sich einfach und wahr mit ihrem Gegenüber austauschen kann. Schon das ist therapeutisch wertvoll. Wichtig ist aber auch die Abstimmung und bessere Übereinstimmung zwischen mitgeteiltem Sachaspekt und Beziehungsaspekt. Beide Aspekte helfen nicht nur, paradoxe Kommunikation zu vermeiden, auch die Kongruenz innerhalb der Person und zwischen miteinander kommunizierenden Partnern kann damit verbessert werden“ (Olbrich 2003c: 87).

### ***3.3.5. Zusammenfassung***

Die dargestellten Ansätze zur (Er-) Klärung der sozialen Mensch-Tier-Beziehung stellen ein wichtiges Fundament dar, um die Wirkweise von Tieren für die Begründung ihrer pädagogischen und therapeutischen „Nützlichkeit“ zu verstehen. Aus diesem Grund waren die Erklärungsversuche –die allgemeine Biophilie-Hypothese ausgenommen – grundsätzlich auf die Beziehung zwischen Mensch und Haus- bzw. Heimtier bezogen, da es um diese Beziehung als Grundlage für tiergestützte Interventionen geht, in denen für gewöhnlich Haustiere zum Einsatz kommen.

Insbesondere das Konzept der „Du-Evidenz“ zeigte, dass die Beziehung, in der der Mensch das Tier als Du-evident anerkennt, es als Mitsubjekt mit eigenem Willen und fast gleichwertigen Partner akzeptiert und ihm in gewissem Maß menschliche Eigenschaften und Emotionalität zugesteht, als unumgängliche Voraussetzung dafür gilt, dass Tiere therapeutisch und pädagogisch helfen können. In diesem

Zusammenhang sollte der Vollständigkeit halber angeführt werden, dass gegenüber Nutztieren meist keine Du-Beziehung besteht. Das Nutztier in der heutigen Massenhaltung ist kein unverwechselbares Individuum, sondern vielmehr ein beliebig austauschbares Singulum einer bestimmten Kategorie<sup>74</sup>. Der Mensch nimmt das einzelne Tier hier nur als eines unter vielen, als einen Vertreter einer Kategorie (Nutztier) wahr und baut nur undifferenzierte und kurzzeitige Kontakte auf. Der Ethiker Gotthard M. Teutsch beschreibt die Beziehung von Mensch zu Tieren, von denen er einen materiellen Nutzen zieht, insbesondere dann, wenn diese Tiere dazu oder in Folge dessen getötet werden, als „kollektive anonyme Beziehung“ (vgl. Teutsch 1987: 40f.). Diese kollektive anonyme Beziehungsform ist im Gegensatz zur individuellen Du-Beziehung von einer anonymen Rationalität geprägt.<sup>75</sup> Diese Paradoxie der individuellen Mensch-Heimtier-Beziehung mit ausgeprägter „Du-Evidenz“ auf der einen Seite und der anonymen kollektiven Mensch-Nutztier-Beziehung auf der anderen Seite, wie sie bereits historisch und nun auch soziologisch erklärt wurde, tritt bei ein und demselben Menschen fast immer parallel auf und dient – zugespitzt gesagt – dem Selbstschutz des Menschen, da es moralisch und psychologisch unerträglich wäre, beiden Komplexen das gleiche Gewicht zuzugestehen (vgl. Pollack 2009: 41). Aus diesem Grund haben sich in der modernen Gesellschaft diese zwei separaten Klassen von Haustieren entwickelt.

Die „Du-Evidenz“ bewirkt schließlich Verhaltensformen beim Umgang des Menschen mit dem Tier, die der Mitgeschöpflichkeit entsprechen und dazu führen, dass der Mensch für das Tier wie für einen persönlichen Bekannten seiner Spezies empfindet. Folglich könnte auch Empathie ein Aspekt der Entstehung von Sozialbeziehungen zwischen Mensch und Tier sein. Eventuell kann die Empathie jedoch nur dann entstehen, wenn eine „Du-Evidenz“ vorhanden ist, die, wie bereits oben geschildert, aber meist nur bestimmte Tierarten betrifft. Pollack vermutet diesbezüglich Abstufungen im Grad der Empathie (vgl. Pollack 2009: 39).

---

<sup>74</sup> Die hier beschriebene anonyme, rationalisierte, mechanisierte Beziehung zu Nutztieren (in Form der Massentierhaltung zum Zwecke der Nahrungsmittelproduktion) ist heutzutage allgegenwärtig vorherrschend. Einzelne Ausnahmen finden sich in der heutigen Zeit nur noch in traditionell geführten Bauernhöfen, die jedoch unter keinen Umständen vergessen werden dürfen.

<sup>75</sup> Dies liegt allein schon darin begründet, da das Gewissen nicht so stark belastet wird. Ein Tier, mit dem man auf „Du-Evidenz“ steht, zu töten, würde als Vertrauensbruch empfunden werden.

Aus dem bislang Geschilderten, d.h. dem Überblick über das Mensch-Tier-Verhältnis aus historischer Perspektive als Erklärungsansatz für die heutige paradoxe Sicht auf die Tiere, dem Wissen um Biophilie, einer bestehenden „Du-Evidenz“ und dem hohen Wert an Kommunikationsmöglichkeiten zwischen Mensch und Tier kann man Folgendes nun sicher ableiten: Tiere nehmen auf verschiedene Bereiche des menschlichen Lebens Einfluss. In welchen Formen sich dies die professionelle Arbeit mit Tiere im Sinne präventiver, pädagogischer und auch therapeutischer Einsatzgebiete zunutze macht, wird im folgenden Kapitel erläutert.

### **3.4. Formen tiergestützter Maßnahmen und begriffliche Abgrenzung**

Der gezielte Einsatz von Tieren in pädagogischen, therapeutischen oder medizinischen Settings wurde in der vorliegenden Arbeit bis zu diesem Punkt stets unter der Terminologie „tiergestützte Interventionen“ oder „tiergestützte Maßnahmen“ geführt, da sie einen Sammelbegriff für die unterschiedlichsten Formen des tiergestützten Arbeitens darstellen. Dies fußte auf folgenden Beobachtungen:

1. Begrifflichkeiten im Bereich der tiergestützten Maßnahmen wurden in einem Großteil der Literatur oftmals sehr willkürlich und nicht einheitlich verwendet, sodass sie eher Verwirrung denn Klarheit schafften. Der Begriff „Therapie“ fand eine fast inflationäre Verwendung, auch wenn es eben nicht darum geht, „ein Kind auf ein Pferd zu setzen oder einen Hund in einer pädagogischen Situation zu nutzen und dies dann als ‚Therapie‘ zu bezeichnen“ (Vernooij/ Schneider 2010: XIII).
2. Darüber hinaus fanden sich Ausdrücke, die zwar sehr kreativ anmuteten, jedoch im wissenschaftlichen Kontext weniger brauchbar sind, da sie in Folge ihrer fehlenden definitorischen Präzision vielmehr irreführend und ungenau sind. Als ein Beispiel wäre hier der sogenannte „Lesehund<sup>76</sup>“ zu nennen.

---

<sup>76</sup> Darunter ist ein Hund zu verstehen, der insbesondere Kindern mit Leseschwäche durch seine „bloße Anwesenheit“ dazu verhelfen soll, die Lesefähigkeiten zu verbessern (den Lesefluss nicht zu unterbrechen, sobald Schwierigkeiten auftauchen), Ängste und Hemmungen, die durch Misserfolge beim Vorlesen (in der Schule) entstehen, abzubauen/ zu verlieren und insgesamt selbstsicherer zu werden (vgl. <http://www.lesehund.de/index.html>).

Diese Bezeichnung wurde teilweise auch auf Hunde übertragen, die „nur“ im schulischen Bereich eingesetzt wurden. Ein Hund, der bei schulischen Leseübungen anwesend ist, ist jedoch nicht automatisch ein „Lesehund“. Nebenbei ist gesagt, dass die Bezeichnung „Lesehund“ (mindestens) noch eine weitere, völlig andere Bedeutung hat: Sie steht für ein mobiles Lesemöbel der Kinderbibliothek.

Da aber keine der Begrifflichkeiten der tiergestützten Interventionen geschützt sind, kursieren demnach die unterschiedlichsten und willkürlichsten Bezeichnungen. Dies macht auf eine weitere Problematik aufmerksam:

3. Die Begrifflichkeit ist im deutschsprachigen Raum nicht offiziell festgelegt, sodass das Feld tiergestützter Interventionsformen im Moment noch recht unstrukturiert ist.

Unter anderem aus diesen Gründen plädieren einige Wissenschaftler dafür, die tiergestützten Maßnahmen zu kategorisieren, zu präzisieren und rahmengebende Richtlinien zu erstellen. Vernooij/ Schneider leisten diesbezüglich einen ersten wichtigen Beitrag, indem sie in Anlehnung an Begrifflichkeiten aus dem anglo-amerikanischen Raum Begriffe definieren sowie anhand der Kriterien „Zielsetzung“, „Voraussetzungen für die Durchführung bei Anbietendem und Tier“, „zeitlicher Rahmen“ und „Dokumentation-/ Kontrollpflicht“ voneinander abgrenzen (vgl. Vernooij/ Schneider 2010: 52).

Im Folgenden wird dies kurz zusammengefasst dargestellt.

Da sich Vernooij und Schneider, wie oben erwähnt, mit der Ordnung der Begrifflichkeiten im deutschsprachigen Raum an den Bezeichnungen tiergestützter Arbeit aus dem weit fortgeschrittenen anglo-amerikanischen Raum orientieren, sollen eben diese offiziell anerkannten, bis heute bevorzugten Bezeichnungen kurz erläutert werden.

### ***3.4.1. Terminologie aus dem anglo-amerikanischen Raum***

Die 1977 gegründete US-amerikanische Organisation „Delta Society“ (heute: pet partners) führte die Bezeichnungen „Animal-Assisted Activities (AAA)“ und „Animal Assisted Therapy (AAT)“ für zwei jeweils unterschiedliche Vorgehensweisen für den Einsatz mit Tieren ein (vgl. Vernooij/ Schneider 2010:29ff.).

Animal-Assisted Activities sollen unterstützend im Bereich erzieherischer, rehabilitativer, therapeutischer und/ oder motivationaler Prozesse wirken, um somit die Lebensqualität der betroffenen Personen positiv zu beeinflussen und nachhaltig zu verbessern. Der Großteil dieser Animal-Assisted Activities sind so genannte „meet and greet activities“, bei denen das Tier gemeinsam mit seinem Halter einzelne oder mehrere Klienten in einer Gruppe besucht (vgl. ebd.: 30f.). „Die Begegnung allein und die sich daraus möglicherweise ergebenden Handlungen und Gespräche sollen eine positive Wirkung auf die Klienten haben“ (ebd. 31).

Es gelten demgemäß die Verbesserung der Motivation, die Unterstützung der Erziehung und/ oder die Förderung der Genesung (psychisch/ physisch) als erstrebenswert. Es zeigt sich also, dass bei den Animal-Assisted Activities keine konkreten Ziele verfolgt werden, sondern, dass die gewünschten Verbesserungen vielmehr universellen Charakter haben. Die durchführenden Personen benötigen außer Kenntnissen über das Tier und seine besonderen Merkmale sowie Einfühlsamkeit gegenüber den Klienten keine spezifischen Qualifikationen (vgl. ebd.: 33). Darüber hinaus sind Aufzeichnungen über Aktivitäten und Effekte des Einsatzes des Tieres nicht verpflichtend.

Dieser Vorgehensweise gegenüber steht die Animal-Assisted Therapy, die eine (im Voraus geplante) zielgerichtete Intervention darstellt, bei der das Tier mit seinen spezifischen Merkmalen als fester Bestandteil des Behandlungsprozesses hinsichtlich der Förderung des Fortschrittes bzw. zur Verbesserung sozialer, körperlicher, emotionaler und/ oder kognitiver Funktionen des Klienten eingesetzt wird. Sie kann in einer Vielzahl unterschiedlicher Settings und Einsatzmöglichkeiten, sowohl mit Einzelpersonen als auch mit Gruppen durchgeführt werden. Die Verantwortlichkeit liegt bei qualifizierten Experten mit einer spezifischen Ausbildung, die die Animal-Assisted Therapy als integralen Bestandteil ihrer beruflichen Tätigkeit durchführen und den Verlauf stetig dokumentieren und regelmäßig evaluieren. An

dieser Stelle zeigt sich, dass bei dieser Form der tiergestützten Intervention Ziele (sowohl Teil- als auch Endziele) präzise festgelegt und operationalisiert werden müssen, um den vorher bestimmten Soll-Zustand zu erreichen (vgl. ebd. 30ff.).

In den beiden Kurzdarstellungen der Animal-Assisted Activities und der Animal-Assisted Therapy können gravierende Unterschiede in Bezug auf die Zielsetzung, die Professionalität der Durchführenden und der Dokumentation und Evaluation des Prozesses aufgezeigt werden. Während es sich bei den Animal-Assisted Activities eher um offene, flexible, mitunter spontane Interventionsformen handeln, die von der unterstützenden Möglichkeit positiver Effekte durch Tiere ausgehen, ist die Animal-Assisted Therapy vielmehr begrenzt und teilweise auch professionalisiert. Die im Vorfeld präzise festgelegten Ziele bestimmen den gesamten Verlauf des Einsatzes des Tieres und stellen einen wesentlichen Aspekt zur Abgrenzung zu den Animal-Assisted Activities dar.

Die kurze Erläuterung der beiden offiziell anerkannten und bis heute bevorzugten Bezeichnungen bzw. Formen tiergestützter Interventionen im anglo-amerikanischen Raum zeigt deutlich die Notwendigkeit der begrifflichen Abgrenzung und Strukturierung – auch im deutschsprachigen Raum.

### ***3.4.2. Terminologie aus dem deutschsprachigen Raum***

Im deutschsprachigen Raum wird im Wesentlichen zwischen den vier Bezeichnungen „Tiergestützte Aktivität“, „Tiergestützte Förderung“, „Tiergestützte Pädagogik“ und „Tiergestützte Therapie“ unterschieden.

Für einen ersten Überblick über die wesentlichen Grundzüge der einzelnen Interventionsformen soll die folgende Übersicht unter Einbezug der unter 3.4.1. genannten Abgrenzungskriterien dienen:

Interventionsform	Zielsetzung	Durchführende	Verlauf	Dokumentation
<b>Tiergestützte Therapie</b>	Lebensgestaltungskompetenz (Therapieplan mit präzise definierten Teil- und Endzielen)	Qualifizierte Therapeuten mit spezifisch trainiertem Tier	Regelmäßigkeit, festgelegte Zeiten, längerer Zeitraum	Sitzungsprotokoll von jedem Einsatz, Dokumentation des erzielten Fortschritts
<b>Tiergestützte Pädagogik</b>	Lernfortschritte (Initiieren von Lernprozessen im sozio-emotionalen Bereich, Zielvorgaben)	(sonder-)pädagogisches Personal mit spezifisch trainiertem Tier	Festgelegte Zeiten, längerer Zeitraum	Sitzungsprotokoll mit Bezug zu den Zielvorgaben
<b>Tiergestützte Förderung</b>	Entwicklungsfortschritt (durch Unterstützung vorhandener Möglichkeiten/ Ressourcen, Förderplan)	Unterschiedlich qualifizierte Personen (Qualifikation in pädagogischen oder therapeutischen Bereich – keine Bedingung) mit trainiertem Tier	Mehrmaliges zeitlich festgelegtes Angebot	Dokumentation sinnvoll
<b>Tiergestützte Aktivität</b>	Verbesserung des Wohlbefindens/ der Lebensqualität	Laien, ehrenamtliche Personen mit einem geeigneten Tier	Sporadische Aktivitäten (z.B. im Rahmen des Tierbesuchsdienstes)	Dokumentation nicht erforderlich

Spezifischere Zielsetzungen, höhere Qualifikationen der Durchführenden, mehr Regelmäßigkeit, zunehmende Dokumentations- und Kontrollpflicht

Darstellung 3: Formen

„Tiergestützte Aktivität (TG A)“ meint laut Vernooij/ Schneider „Interventionen im Zusammenhang mit Tieren (...), welche die Möglichkeit bieten, erzieherische, rehabilitative und soziale Prozesse zu unterstützen und das Wohlbefinden von Menschen zu verbessern“ (Vernooij/ Schneider 2010: 34). Diese Form entspricht weitestgehend den Animal-Assisted Activities aus dem anglo-amerikanischen Raum. So ist die allgemeine Verbesserung des Wohlbefindens und der Lebensqualität

sozusagen sinnstiftend für die Tiergestützte Aktivität, da sie sowohl die Zielrichtung (siehe Abbildung) als auch das Resultat darstellt, „wobei allerdings bedacht werden muss, dass im Augenblick der Aktivität nur bestimmte emotionale Äußerungen sowie Verhaltensweisen beobachtbar und damit dokumentabel sind“ (ebd.: 35). Neben diesem Aspekt wird den Tieren, die meist im Rahmen von Tierbesuchsdiensten Einsatz finden, eine stressreduzierende, blutdrucksenkende und entspannende Wirkung zugesprochen. Dies schafft wiederum eine angenehme Atmosphäre, die der Entstehung von Kommunikation und Interaktion förderlich ist. Insbesondere bei eingeschränkten Sozialbeziehungen – wie es in Heimen oftmals der Fall ist – und dezimierten Möglich- und Fähigkeiten zum Kontaktaufbau erweist sich der Kontakt zu Tieren meist als sehr freudvoll und erfolgreich (vgl. ebd. 34ff.). Daraus darf man jedoch nicht ableiten, dass der Kontakt zu Tieren einen Ersatz für zwischenmenschliche Beziehungen darstellt, vielmehr sollte er als zeitweilige alternative Möglichkeit der Beziehung zu einem Lebewesen interpretiert werden. Wie bereits oben geschildert bedarf es bei der/ den durchführenden Person/en weniger einer einschlägigen Berufsausbildung als Erfahrungen in der spezifischen Tierhaltung und wichtiger: es bedarf umfassender Kenntnisse über die körpersprachlichen Signale des Tieres, auf die es adäquat zu reagieren gilt. Tiergestützte Aktivitäten stellen demnach eine recht „niedrigschwellige“ Möglichkeit zur Integration von Tieren in die Soziale Arbeit dar- obgleich deren Wirkungen dennoch keinesfalls unterbewertet werden dürfen. Auch wenn sie keinen professionellen Therapieerfolg zum Ziel haben, können sie dennoch einen therapeutischen Charakter innehaben und zum Beispiel in Ergänzung zu konventionellen Interventionen bei Menschen jeden Alters enorm bedeutsam und positiv im Sinne der Verbesserung der individuellen Lebensqualität sein.

„Tiergestützte Förderung (TG F)“ bezeichnet eine helfende und unterstützende Intervention, um (insbesondere bei Kindern oder bei Menschen mit Beeinträchtigungen) Entwicklungsfortschritte zu aktivieren und zu stabilisieren (vgl. ebd.: 36f.). Da das Fördern eng verbunden mit dem Fordern ist, liegt der Fokus nicht darauf, „dem Geförderten etwas Schwieriges abzunehmen im Sinne eines caricativen Aktes, sondern im Gegenteil ihm auch etwas abzuverlangen“ (ebd.: 37). Unter Umständen wird auch die Interaktion mit dem Tier als Anforderung verstanden. Denn sich trotz einer bisher nicht erlebten Nähe, in einer unbekanntem Situation, möglicherweise mit Unbehagen oder dem Gefühl von Angst, einem Tier anzunähern

und kennenzulernen, stellt für viele Kinder (und auch Erwachsene) eine enorme Herausforderung dar. Ziel ist es, auf Basis eines individuellen Förderplans Ressourcen, Fähigkeiten und Potentiale zu erkennen und zu stärken, damit (kurzfristig) ein Entwicklungs- und Fortschrittsaspekt zu vermerken ist und (langfristig) ein möglichst selbstbestimmtes, eigenverantwortliches und autonomes Leben möglich ist (vgl. ebd.: 37). Die Voraussetzungen für die Durchführenden entsprechen im Wesentlichen denen der Tiergestützten Aktivität, d.h. eine Ausbildung im pädagogischen oder therapeutischen Bereich ist nicht zwingend erforderlich. Es ist indes von Nöten, dass eine Einführung durch eine Fachkraft im Hinblick auf eventuelle Problematiken bei den zu Fördernden erfolgt. Ein kontinuierlicher und reflektierter Austausch aller Beteiligten gilt ebenso als erstrebenswert, um den individuell erstellten Förderplan regelmäßig kritisch zu beleuchten und gegebenenfalls zu modifizieren. Denn: „Je offener und intensiver die interdisziplinäre Zusammenarbeit ist und je mehr Praktiker, Theoretiker und Professionelle bereit sind, ihr Spezialgebiet in ein Gesamtkonzept einzubringen, aufeinander zuzugehen und aufeinander zu hören, desto mehr werden die Betroffenen von der Tiergestützten Förderung profitieren können und desto qualitativ hochwertiger und professioneller werden die Interventionen“ (ebd.: 38).

„Tiergestützte Pädagogik (TG P)“ steht in enger Verknüpfung mit der Institution Schule, wie auch die Anforderung an den Durchführenden beweist: ein Abschluss in einem Lehrberuf (unter Einbezug eines Tieres, welches für den Einsatz spezifisch trainiert wurde). Im Mittelpunkt steht die emotionale<sup>77</sup> und soziale Intelligenz<sup>78</sup> eines Kindes/ eines Jugendlichen, die es durch den gezielten Einsatz eines Tieres schwerpunktmäßig zu verbessern gilt (vgl. ebd.: 41). Ein Lernfortschritt dieser individuellen Kompetenzen – außerhalb der rein kognitiven Intelligenzleistungen – wird mittels der Initiierung und Unterstützung von sozial-emotionalen Lernprozessen angestrebt. Diesen sogenannten „soft skills“ wird eine ausschlaggebende Bedeutung

---

<sup>77</sup> Die emotionale Intelligenz (auch: intrapersonale Intelligenz) beinhaltet beispielsweise die Fähigkeit, ein zutreffendes, der Wahrheit entsprechendes Modell von sich selbst zu bilden und mittels dieses Modells erfolgreich im Leben aufzutreten (vgl. Gardner 1993: 9 zitiert nach: Vernooij/ Schneider 2010: 39).

<sup>78</sup> Die soziale Intelligenz (auch: interpersonale Intelligenz) meint die Fähigkeit, sich in andere Menschen hineinzusetzen, sie zu verstehen, was sie motiviert, wie sie arbeiten und wie man mit ihnen kooperativ zusammenarbeiten kann. Ferner umfasst die soziale Intelligenz die Fähigkeiten, die Stimmungen, Wünsche, Motivationen der Mitmenschen zu erkennen und angemessen und sensibel darauf zu reagieren (vgl. Gardner 1993: 9 zitiert nach: Vernooij/ Schneider 2010: 39). Soziale Intelligenz bedingt daher Eigenschaften wie Einfühlungsvermögen, Menschenkenntnis, Takt, Empathie, diplomatische Fähigkeiten, Beurteilungsfähigkeit.

im Hinblick auf das spätere Zusammenleben und –arbeiten mit Mitmenschen und anderen Lebewesen zugeschrieben. Teilweise wird angenommen, dass die soziale und emotionale Intelligenz bei der Realisierung wichtiger Lebensziele wichtiger seien als die akademische Intelligenz<sup>79</sup>. Die Tiergestützte Pädagogik setzt an dieser Stelle an und versucht eben diese Fähigkeiten und Eigenschaften (z.B. die Fähigkeit, sich selbst zu motivieren, bei Enttäuschungen nicht aufzugeben, eigene Stimmungen zu regulieren und angemessen zu handhaben) anzubahnen/ zu fördern/ zu festigen (vgl. ebd.:40). Darüber hinaus stehen Emotionen in enger Verbindung mit Lernprozessen. Tiere wirken auf dieser emotionalen Ebene und lösen bei Kindern in der Regel positive Gefühle aus. „Daher überrascht es wenig, dass der Rückgang von Aggressionen in einer Schulklasse, in der ein Tier anwesend ist, einen der meist beobachteten Effekte darstellt“ (ebd.: 40).

Die „Tiergestützte Therapie (TG T)“ ist vermutlich eine der komplexesten Formen der tiergestützten Interventionen. Die Terminologie wird heute fast inflationär und in verschiedenen Kontexten angewandt. So verwendet beispielsweise die europaweite Institution „European Society of Animal Assisted Therapy“ (ESAAT) den Terminus „Tiergestützte Therapie“ als Oberbegriff, um alle Maßnahmen im Sinne von „Therapie“, „Förderung“, „Training“, „Rehabilitation“ wie auch die „Initiierung von Lernprozessen“ zu umschreiben<sup>80</sup>. Ich werde mich dennoch weiterhin auf die Begriffsbestimmungen von Vernooij/ Schneider beziehen, da sie m.E. durch ihre Anlehnung an die offiziell anerkannten anglo-amerikanischen Bezeichnungen sehr plausibel und zudem sinnvoll sind. Tiergestützte Therapie beinhaltet daher nach diesem Verständnis unterschiedliche Formen von Heilverfahren aus Psychologie, Medizin und Pädagogik (vgl. Vernooij/ Schneider 2010:41ff.). Der Schwerpunkt liegt auf der gezielten Einwirkung auf spezifische Persönlichkeits- und Leistungsbereiche, auf der Lösung emotionaler Blockaden, auf der Verarbeitung von Erlebnissen und auf der Minimierung sozialer Ängste (vgl. ebd.: 43). Dafür ist die vorherige Analyse der Situation des Klienten (in Bezug auf die erschwerenden, belastenden Bedingungen) in Form einer Anamnese und eines individuellen Situationsdiagramms unerlässlich. Aus diesem ergibt sich ein Therapieplan mit spezifischen Teil- und

---

<sup>79</sup> Die akademische Intelligenz manifestiert sich vor allem in (mathematischen, verbalen) Fertigkeiten, die in der Schule oder allgemein in akademischen Bildungseinrichtungen vermittelt und gefördert werden.

<sup>80</sup> Vgl. Widder & Wohlfarth (2011) Working Paper zur Diskussion: „Tiergestützte Therapie – eine Definition“, [http://www.esaat.org/fileadmin/medien/downloads/Erl%C3%A4uterung\\_Definition.pdf](http://www.esaat.org/fileadmin/medien/downloads/Erl%C3%A4uterung_Definition.pdf).

Endzielen, orientiert an den individuellen Ressourcen, Potentialen und Fähigkeiten des Betroffenen. Bereits diese Anforderungen induzieren deutlich, dass dies nur ein professionell ausgebildeter Therapeut (tiefenpsychologisch fundiert, Gesprächs-, Gestalt-, Verhaltenstherapeut und ggf. auch Ergo- oder Physiotherapeut) mit einem spezifisch ausgebildeten Tier leisten kann<sup>81</sup>. In Abgrenzung zur Tiergestützten Pädagogik, bei der Lernprozesse im sozio-emotionalen Bereich angestrebt werden, zielt die Tiergestützte Therapie auf die Verhaltens-, Konflikt- und Erlebnisbearbeitung zur Stärkung und Verbesserung der Lebensgestaltungskompetenz ab. Natürlich werden unter Umständen auch in der Tiergestützten Therapie teilweise Lernfortschritte im sozialen und emotionalen Bereich angestoßen, da dies Voraussetzungen für die Lebensgestaltungskompetenz darstellen. Derartige Überschneidungen sind – trotz aller Bemühungen um Abgrenzung und Strukturierung – m.E. nach nicht zu verhindern.

Nichtsdestotrotz erachte auch ich eine Abgrenzung als notwendig, um das Feld der tiergestützten Interventionen zu strukturieren, Zielsetzungen zu präzisieren, eine Institutionalisierung voranzubringen und nicht zuletzt, um eine finanzielle Abrechenbarkeit bei Kostenträgern zu gewährleisten. Um die (bislang oftmals belächelte) Thematik der tiergestützten Interventionen zu einem anerkannten Verfahren mit entsprechender Akzeptanz und Honorierung der vielfältigen Wirkungen der Tiere auf Menschen zu machen, ist es meiner Meinung nach unabdingbar, dass Konsensus-Definitionen gefunden werden und Qualitätskriterien und Standards festgelegt werden. Dabei sollten die Transparenz der Ziele, die bedarfsgerechte und ressourcenorientierte Zielgruppenorientierung, die Partizipation der Klienten, die Fachlichkeit und die Qualifikationen der Durchführenden und vor allem die Tiere und die Mensch-Tier-Beziehung im Blickpunkt stehen. Dies gehört m.E. nach zum Wesen des professionellen Handelns und der professionellen Autonomie und sollte als erster Schritt zu einer Anerkennung der tiergestützten Maßnahmen als eine Form der professionellen Arbeit im Sinne eines Berufsbildes getan werden.

---

<sup>81</sup> Hinsichtlich des Einsatzes des Tieres kann der Therapeut entweder eine aktive Rolle einnehmen (er lenkt unter der Voraussetzung notwendiger Kenntnisse bzw. Zusatzausbildungen und einer vertrauens- und respektvollen Beziehung zum Tier den Einsatz des Tieres selbstständig) oder er leistet passive Arbeit, indem er für die Organisation und den Ablauf der Sitzungen verantwortlich ist und den Trainer des Tieres anleitet und anweist (vgl. Vernooij/ Schneider 2010: 45).

### ***3.4.3. Begriffsverwendung in der vorliegenden Arbeit***

In der vorliegenden Arbeit wird hin und wieder, vor allem in Zitaten, von therapeutischen und heilsamen Effekten die Rede sein. „Therapeutisch“ soll hier nicht im engen Sinne der fachlichen Therapie verstanden werden, sondern vielmehr als Überbegriff aller positiven Wirkungen auf den Menschen. Dazu gehören dann auch erzieherische, motivationale und sozialisatorische Effekte.

Sollte es inhaltlich erforderlich werden, bin ich bestrebt, die Fachlichkeiten entsprechend der beschriebenen Kriterien klar zu differenzieren. Der Begriff der „tiergestützten Pädagogik“ wird beispielsweise dann verwendet, wenn er sich hinsichtlich der pädagogischen und sozialisatorischen Ziele vom Begriff der „tiergestützten Therapie“ unterscheidet. Sollte die Differenzierung irrelevant sein, so wird in der Regel von „tiergestützten Interventionen“ oder „tiergestützter Arbeit“ gesprochen. Dies wird – um Verwirrung vorzubeugen – bis auf wenige Ausnahmen der Fall sein.

### **3.5. Wirkungen von Tieren auf Menschen**

Die vorliegende Arbeit bot bisher schon reichlich Platz für Interpretationen im Hinblick auf die besondere Wirkweise von Tieren auf Menschen. Dass Tiere auf uns Menschen eine Wirkung haben, ist insbesondere in Anbetracht der gemeinsamen Entwicklung (Kapitel 2) unbestritten. Auch der gezielte Einsatz von Tieren im Rahmen tiergestützter Interventionen muss in einer Besonderheit begründet sein, die in der Literatur oftmals als „heilende Wirkung“ bezeichnet wird. Körner führt diese spezielle Wirkung und die „Anziehungskraft“ der Tiere auf Menschen auf die „Andersartigkeit“ von Tieren zurück: „Die Nähe zum Tier ist gerade deswegen so reizvoll, weil wir zugleich eine Andersartigkeit und Fremdheit spüren, und weil wir ahnen können, dass wir hierin etwas von uns selbst wiedererkennen könnten“ (Körner 1996: 116). Im Folgenden wird nun versucht, die vielschichtigen (Aus-) Wirkungen der Mensch-Tier-Beziehung aufzuzeigen und kritisch-reflexiv auf folgende Fragen Antwort zu geben: Wie wirkt ein Tier auf Menschen?, Auf welcher/n Ebene/n (physisch, psychisch) lassen sich diese Wirkweisen der Tiere erklären?, Gibt es

Voraussetzungen, Bedingungen und/ oder Grenzen für die Wirkungen von Tieren auf Menschen?

Die Literatur hebt in ihrer Auseinandersetzung mit dem Einsatz von Tieren zu therapeutischen und pädagogischen Zwecken eine Vielzahl von Aspekten hinsichtlich der Wirksamkeit von Tieren auf Menschen hervor (vgl. Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011, Olbrich/ Otterstedt 2011, Vernooij/ Schneider 2010, Bergler 2000). Dabei versuchen verschiedene Autoren, die vielfältigen Effekte der Interaktion mit Tieren zu systematisieren und zu kategorisieren. Prof. Frank Nestmann (TU Dresden) schlägt daher die Systematisierung nach physischen, psychischen und sozialen Dimensionen vor und bezeichnet sie als „bio-psycho-soziales Wirkgefüge“. In Anlehnung an dieses Wirkungspanorama werden im Folgenden die wesentlichsten Effekte dargestellt<sup>82</sup>. Soweit nicht anders angeführt, gilt dieses „bio-psycho-soziale Wirkungspanorama hilfreicher Tiereffekte“ bis 3.5.3. als Literaturgrundlage.

### ***3.5.1. Physische/ physiologische Aspekte***

Bereits in den 70er Jahren wurde die *blutdrucksenkende und kreislaufstabilisierende Wirkung* von Tieren auf Menschen belegt. In einer Studie über die Überlebenschancen von Herzinfarktpatienten nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus stieß die amerikanische Soziologin Erika Friedmann eher zufällig auf eine Reihe von Beobachtungen<sup>83</sup> (vgl. Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 32).

---

<sup>82</sup> Die folgende Darstellung enthält keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Vielmehr werden nur die wichtigsten Aspekte – insbesondere bezogen auf die möglichen Wirkungen auf psychisch kranke Menschen - erläutert. Zur Veranschaulichung und zum Zwecke der Vollständigkeit dient folgendes unveröffentlichtes Material von Graham Ford, zu finden im Anhang 8.2.

<sup>83</sup> Von 92 Patienten, die nach ärztlichem Ermessen die gleichen Genesungsvoraussetzungen besaßen, starben 14 bereits im darauffolgenden Jahr. Friedmann ging den Ursachen nach, die die Veränderung der Gesundheitssituation bewirkt haben könnten und fand dabei zwei wesentliche Faktoren heraus: Zum einen zeigte sich ein klarer Zusammenhang zwischen schwacher sozialer Integration und dem frühzeitigen Ableben der Patienten. Zum anderen ließen sich signifikant bessere Voraussetzungen zur Genesung bei den Patienten (auch ‚Risikopersonen‘ mit Berufsstress/ Leistungsdruck/Konfliktebeziehung) finden, die ein Haustier besaßen als bei den Patienten ohne Tier (vgl. Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 32f.).

Gemeinsam mit Aaron Katcher und James Lynch stellte Friedmann folgenden Effekt von Tieren auf den menschlichen Organismus fest: Tiere senken den Blutdruck.

Zur Erklärung dieser Tatsache wurde unter anderem folgendes Experiment unternommen: Es wurde der Blutdruck von Menschen in vier Situationen gemessen: wenn sie still saßen, wenn sie laut vorlasen, wenn sie mit dem Versuchsleiter sprachen und wenn sie ihren Hund streichelten. Die höchsten Blutdruckwerte wurden beim Sprechen und beim Vorlesen erreicht. Das Stillsitzen senkte den Wert- jedoch nicht in dem Maße, wie es

Neben der nachgewiesenen *Reduzierung kardiovaskulärer Risikofaktoren*<sup>84</sup> gilt auch die *Senkung des Muskeltonus (Muskuläre Entspannung)* – hervorgerufen durch den Körperkontakt mit dem Tier und einer insgesamt entspannten Interaktion als erwiesen (vgl. Otterstedt 2003b: 66). Im Allgemeinen wird daher dem Beisein von Tieren eine generelle *Verbesserung des Gesundheitszustandes* zugeschrieben, die insbesondere bei der Hundehaltung durch die erforderliche regelmäßige Bewegung an frischer Luft bewirkt wird. Heimtiere fördern folglich die *motorische Aktivität*<sup>85</sup>, fördern und fordern Regelmäßigkeit und eine Tagesstrukturierung (z.B. durch Versorgungs- und Pflegeleistungen für das Tier), welche sich ferner in der Anregung zu einer besseren Selbstverpflegung und zu einer besseren Körperpflege zeigt. Zusammenfassend erweist sich die Interaktion mit Tieren im Hinblick auf das Gesundheitsverhalten generell als positiv<sup>86</sup>, da sie zur Bewegung und Aktivität anregen, keine Rücksicht auf den individuellen Schmerz- und Gemütszustand nehmen und es folglich nicht zulassen, dass sich ihre Halter „hängen lassen“. Damit beugen sie Lethargie und Bewegungsarmut vor, die insbesondere bei älteren Menschen und Menschen in stationären Einrichtungen ein großes Gesundheitsrisiko darstellen. Weiterhin sind die positiven Effekte auf die Eigenpflege, auf die motorische Aktivierung, den Stressabbau und auf die Tagesstrukturierung – insbesondere bezogen auf Menschen mit sozialen Beeinträchtigungen -

---

bei der taktilen Berührung des eigenen Hundes der Fall war. Spätere Untersuchungen bewiesen weiter noch, dass die bloße Anwesenheit eines Hundes (also ohne den taktilen Reiz) blutdrucksenkend wirkt (vgl. Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 32f.).

1977 zeigte der englische Psychologe J. Sebkova in seiner Dissertation, dass Menschen, die sich einem Angst-Test unterzogen, deutlich geringere Angst-Werte zeigten, wenn während des Tests ein Hund im Raum anwesend war. Katcher und Lynch kamen zu der Erkenntnis, dass ein Hund dem Menschen ein Gefühl von „Sicherheit und Vertrautheit“ vermittelt. Später bewiesen sie, dass sich diese Effekte nicht ausschließlich auf Hunde beschränken, sondern auch auf andere Tierarten übertragen werden können: „Zierfische in einem Aquarium besitzen gleichsam hypnotische Wirkung“ (Greiffenhagen/ Buck Werner 2011: 34). Das Forscherteam formulierte daher die (vorsichtige) Hypothese, dass die Gegenwart ungestörter Lebewesen deshalb beruhigend wirkt, weil der Anblick und das Geräusch ungestörter Tiere und Pflanzen seit Jahrtausenden in der menschlichen Evolution ein entscheidendes Zeichen für Sicherheit waren (und sind) (vgl. Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 35).

<sup>84</sup> Dazu zählen beispielsweise die erwähnte Senkung des Blutdrucks, die Senkung der Atemfrequenz, die Regulierung von Herzfrequenz und Puls und die Kreislaufstabilisierung.

<sup>85</sup> Die Verbesserung der Motorik geht u.a. mit der generellen motorischen Aktivierung (Bewegung, Aufstehen, Laufen), der Verbesserung der Grob- und Feinmotorik, der Gleichgewichtsregulierung (z.B. durch Spiel, Spazieren gehen, Pflegen, Versorgen) und der Förderung der Bewegungskoordination einher (vgl. bio-psycho-soziales Wirkungspanorama hilfreicher Tiereffekte, Anlage 8.2.)

<sup>86</sup> Risikofaktoren, die im Zusammenhang mit dem Beisein mit Tieren auftreten, wie etwa Zoonosen oder andere Krankheiten, Allergien, Unfälle, o.ä. werden im Kapitel 6.4. berücksichtigt.

hervorzuheben. Gerade diese Aspekte sind jedoch nicht nur physischer Natur, sondern sind ebenso eng verbunden mit den psycho-sozialen Wirkfaktoren der Tiere. Beispielsweise können auch psycho-soziale Wirkungen wie Angstverminderung oder Vermeidung von Isolation und Bereitstellung von entspannter Geselligkeit Herzkrankheiten prävenieren (vgl. Nestmann 2005: 448f.).

### ***3.5.2. Psychische/ psychologische Aspekte***

Neben den physiologischen Wirkungen stellen sich also noch eine Vielzahl von Effekten auf die menschliche Psyche und die Emotionen ein. So gilt die *Förderung des emotionalen Wohlbefindens* als allgemeingültiger Aspekt im Beisein mit Tieren (vorausgesetzt, dass keine Ängste oder Phobien mit Tieren oder einzelnen Tierarten in Verbindung gebracht werden). Akzeptiert und geliebt zu werden, Zuwendung, Zuneigung, Bestätigung, Aufmerksamkeit, Trost und Ermutigung (mit und durch das Tier) zu erfahren, wirkt sich positiv auf den emotionalen Bereich des Menschen aus (vgl. bio-psycho-soziales Wirkungspanorama hilfreicher Tiereffekte, Anlage 8.2.). Tiere können darüber hinaus das *Selbstwertgefühl und das Selbstbewusstsein steigern* und „ihrem“ Menschen zu einem *positiven Selbstbild verhelfen*, denn durch sie erhält er Wertschätzung und durch das Tier selbst eine „unkritische“ Bewunderung<sup>87</sup>, er erfährt Autorität und Macht und das Gefühl, gebraucht zu werden und Verantwortung zu übernehmen. Folglich entwickelt sich eine Bewältigungskompetenz, die sich als Folge in der *Förderung von Sicherheit und Selbstsicherheit* und der *Angstreduktion* niederschlägt. Als Korrelat zu den beschriebenen blutdrucksenkenden und kreislaufstabilisierenden Wirkungen gilt auch auf psychologischer Ebene die *Stressreduktion, Beruhigung und Entspannung* als erwiesen. Tiere spenden Trost und Ablenkung und können durch ihre Anwesenheit negative Ereignisse und kleinere Rückschläge und Krisen „umbilanzieren“ und umbewerten. Dies bewirkt schließlich bei den Menschen eine *Wahrnehmungs- und Interpretationsmodulierung von Belastungssituationen*, welche sich infolge in einer

---

<sup>87</sup> Hier tritt der sogenannte „Aschenputteleffekt“ ein: Unabhängig vom Aussehen, den Fähigkeiten, den individuellen und den gesellschaftlichen Wertvorstellungen fühlt man sich von den Tieren geliebt, akzeptiert und bewundert. Braun und Schmidt können diesen Effekt in ihrer praktischen Arbeit immer wieder beobachten: „Menschen würden vielleicht denken ‚welch eine alte Frau – mit Falten und wunderbar gekleidet...‘. Doch das zählt für ihn [den Hund] nicht. Was zählt, ist der Mensch und die Zuneigung, die ihm entgegenkommt, und die er spontan erwidert“ (Braun/ Schmidt 2003: 327).

gelasseneren Stressbewertung abzeichnet. Durch die Nähe zum Tier werden Bedürfnisse nach Zusammensein, Geborgenheit, Gemeinsamkeit und Nichtalleinsein befriedigt, sodass *psychologische Wirkungen sozialer Integration* hervorgerufen werden. Dies fördert weiter ein gewisses Vertrauen bzw. eine Vertrautheit, die einen sicheren Halt und die Möglichkeit nach emotionaler Zuwendung mit einschließt. Diesen Faktoren wird u.a. eine *antidepressive und antisuizidale Wirkung* zuerkannt. Das Beisein mit Tieren ermöglicht weiter *Regression, Projektion und Entlastung*, da die Tiere in Folge ihres stillen Zuhörens Platz für einen offenen emotionalen Ausdruck, für enttabuisierte Nähe, für Identifikation und Interaktion – verbunden mit der Möglichkeit der affektiven Entladung bieten.

Das Übernehmen von Verantwortung in der Versorgung und Pflege der Tiere begünstigt, wie bereits oben geschildert, den Aufbau von Alltagsstrukturen und Regelmäßigkeit. Durch die intensive Beschäftigung mit den Bedürfnissen und dem Verhalten des Tieres werden einerseits *mentale Leistungen und Kompetenzen gefördert*: beispielsweise werden Sinne stimuliert, Lernprozesse (im Sinne der Wissensaneignung über die Tiere/ Tierpflege) angeregt und/ oder es werden Entscheidungs- und Planungsprozesse geübt, sodass die Vigilanz und das Reaktionsvermögen gesteigert werden, die (non-)verbale Ausdruckskompetenz verbessert und das Langzeit- und Kurzzeitgedächtnis trainiert wird. Das Tier hat hier die Rolle des kognitiven Katalysators inne, der motiviert und zu neuen (geistigen) Aktivitäten reizt. Auf der anderen Seite ruft die Verantwortungsübernahme die *Förderung von Kontrolle über sich selbst und die Umwelt* hervor, d.h. der einzelne Mensch hat im Rahmen der Beschäftigung mit dem Tier die Chance, sensibel für die eigenen Ressourcen zu werden, sich selbst entsprechende (teilweise herausfordernde) Arbeiten zuzutrauen und diese aktiv zu bewältigen (Vermittlung der Bewältigungskompetenz und der Kompetenzerfahrung). Eine Vielzahl dieser beschriebenen psychischen/ psychologischen Effekte wirkt sich ferner stark im sozialen Bereich des jeweiligen Menschen aus, sodass sie als Fundament für soziale Wirkmechanismen, wie sie nachfolgend erläutert werden, betrachtet werden können.

### 3.5.3. Soziale Aspekte

Als zentralster Aspekt auf der sozialen Ebene ist besonders die *Überwindung der sozialen Einsamkeit und Isolation* zu nennen. Dabei wirkt das Tier wie ein „sozialer Katalysator“ bzw. „sozialer Türöffner“, d.h. es „hilft“ sowohl beim Zustandekommen neuer Kontakte als auch bei der Erhaltung und bei der weiteren Entwicklung bestehender sozialer Beziehungen.

„Jeder darf jeden Hund und jede Katze, denen er auf dem Spaziergang begegnet, ohne Scheu anreden. Wenn am anderen Ende der Leine ein Mensch geht, ist dieser indirekt mitadressiert, und in der Folge entspinnt sich vielleicht ein Gespräch zwischen zwei wildfremden Menschen. Unmöglich die Vorstellung, mit einem Fremden ein Gespräch zu eröffnen, ohne einen Grund dafür zu haben oder bekannt gemacht worden zu sein“ (Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 40).

Das Tier bietet sich oftmals als unverfänglicher Gesprächsanlass und als verbindendes Thema an, weshalb es in der Literatur auch oftmals als „Eisbrecher“ in der Kommunikation mit anderen Menschen metaphorisiert wird. Tiere können jedoch nicht nur Begegnungen mit anderen Menschen erleichtern oder initiieren, sie bieten sich auch oftmals selbst als Sozialpartner an. Insbesondere einsame, ältere oder kranke Menschen, denen der Zugang zu Mitmenschen schwer fällt, können von dem Beisein der Tiere profitieren<sup>88</sup>. Der Kontakt mit dem Tier gibt oftmals Anlass, persönliche Erfahrungen, Gedanken, Erinnerungen und Gefühle zu offenbaren. Daraus entsteht mitunter eine positive soziale Erfahrung, die indirekt auch auf die psychische und physische Kondition wirken kann. Die Verminderung von Anonymität, Einsamkeit und Isolation bedingt folglich ein recht breites Wirkungsspektrum (mit psychischen, physischen und sozialen Aspekten) und sorgt u.a. weiter für die *Steigerung von Vertrauen* (infolge der Kontakt- und Interaktionsbereitschaft, der verbesserten Ansprechbarkeit und der Förderung von Offenheit und Veröffentlichungsbereitschaft) und/ oder die *Verbesserung der Interaktionsatmosphäre* (durch die Integrationsförderung und den verbesserten Interaktionsmöglichkeiten). Tiere beeinflussen weiterhin auf eine andere soziale Ebene: Sie erlauben *Nähe, Intimität, Körperkontakt und Sinnlichkeit*. „Im Kontakt mit dem Tier sind körperlich-sinnliche Berührungen in einer Art und Weise möglich, wie sie der zivilisierte Sittenkodex mit seinen Distanzgeboten für menschliche Interaktionen nicht zulässt“ (Rose 2011: 1674). Das Tier kann also – im Gegensatz

zum öffentlichen zwischenmenschlichen Umgang – freizügig gestreichelt, liebkost und angefasst werden und befriedigt damit einerseits das Bedürfnis nach Nähe, Zuneigung und Körperkontakt<sup>89</sup> und erlaubt andererseits eine Kompensation der Sinnlichkeitsverluste der modernen Gesellschaft. Darüber hinaus wird Tieren in Bezug auf ihren Halter die *Vermittlung positiver sozialer Attributionen* wie Sympathie, Offenheit, Ehrlichkeit und Unverkrampttheit zugesprochen<sup>90</sup>.

Insgesamt scheinen Tiere, insbesondere im Hinblick auf die Zugänglichkeit, die sozialen Kontaktchancen, die Überwindung sozialer Einsamkeit, auf Menschen und die Interaktionsmöglichkeiten durchaus förderliche und positive Wirkungen zu haben, die in tiergestützten Interventionsformen eine wichtige Rolle spielen dürften: „Die Öffnung gegenüber dem Therapietier ist oft der erste Schritt in der Öffnung zu sich selbst und in der Veröffentlichungsbereitschaft und Kommunikation mit anderen Menschen. Tiere schaffen so die Basis für die therapeutische und pädagogische Arbeit“ (Nestmann 2005: 452).

### ***3.5.4. Zusammenfassung***

Resümierend lässt sich feststellen, dass die beschriebenen Wirkmechanismen der Tiere auf Menschen untereinander korrelieren und dementsprechend ein komplexes Wirkgefüge darstellen, das sowohl die physische/ physiologische, die psychische/ psychologische als auch die soziale Ebene berührt und dementsprechend nicht isoliert voneinander zu betrachten sind. Bei einem Großteil der Effekte liegen keine

---

<sup>89</sup> Die Kehrseite dieser Möglichkeiten zur Befriedigung von Nähe und Körperlichkeit ist Zoophilie (auch Sodomie). Darunter sind sexuelle Handlungen mit Tieren zu verstehen (im ICD-10 als Störung der Sexualpräferenz geführt (F65.8)). Auf die Thematisierung der Gefahr der Zoophilie soll an dieser Stelle auf Grund des fehlenden thematischen Kontexts zur vorliegenden Arbeit verzichtet werden.

<sup>90</sup> Der amerikanische Psychologe Randall Lockwood führte diesbezüglich einen sogenannten TAT-Test mit 150 Versuchspersonen durch. Der TAT-Test (Thematischer Auffassungstest) ist ein in der Psychologie eingesetztes Verfahren, um verschiedene Wahrnehmungsweisen zu testen. Lockwood legte in seiner Untersuchung den Teilnehmern Zeichnungen vor, die einen oder mehrere Menschen darstellten und bewusst eine Vielzahl von Deutungen der im Bild festgehaltenen Situation zuließen. Auf diesem Bild war dann einmal der Mensch allein und in einem anderen Fall gemeinsam mit einem Tier illustriert. Anschließend mussten die Betrachter den Eindruck, den der/die Mensch/en auf sie machten mit Adjektiven charakterisieren. Bei der Auswertung zeigte sich eine eindeutige Richtung: „Sowie ein Tier mit im Bild war, wurden der Mensch oder die Menschen in seinem Umkreis als weitaus sympathischer und leichter zugänglich beurteilt“ (Greiffenhagen & Buck-Werner 2011:43). Die Resultate dieses Lockwoodschen Experiments werden heutzutage auch in der Werbung und in den Medien genutzt: „Gleichgültig welches Objekt zum Verkauf steht, ein Tier auf dem Plakat oder im TV-Spot macht es attraktiver“ (ebd. 43).

einfachen, plausiblen Wirkungszusammenhänge vor, sondern es bestehen vielmehr zahlreiche Wechselwirkungen innerhalb des „bio-psycho-sozialen Wirkungspanoramas“. Die Grenzen der Wirkbereiche in Therapie und Pädagogik sind also fließend, so „kann beispielsweise ein Tier einen günstigen Effekt auf das körperliche Wohl eines Menschen hervorrufen. Dieser wiederum kann zu psychischen Verbesserungen führen und letztendlich zu Veränderungen im sozialen Leben“ (Bauer 2001: 32).

Es muss jedoch ausdrücklich betont werden, dass die dargestellten Effekte eintreten können, bestenfalls auch langfristig Bestand haben, es jedoch keinesfalls eine Art „Garantie“ auf die gewünschten Wirkungen der Tiere auf Menschen geben kann. Obgleich diese Tatsache recht plausibel und auch selbsterklärend scheinen mag, finden sich in der Literatur oftmals gegenteilige Aussagen. In einer Vielzahl der Literatur sind sentimentale, romantisierte und nicht zuletzt idealisierte Beschreibungen der Wirkweisen von Tieren auf Menschen – häufig in einem wissenschaftlich recht fragwürdigen Ton – präsent, wie folgende Beispiele – stellvertretend für einige weitere – zeigen: „Tiere sind ein Verbindungsglied zum Intuitiven und zum Göttlichen“ und weiter „Darüber hinaus werden Sie entdecken, wie Tiere uns helfen, Zugang zu unserer spirituellen Natur zu bekommen und unser persönliches Wachstum zu beschleunigen“ (Guerrero 2003: 16) oder „Vielleicht sind Tiere einfach berührbare, fühlbare Brücken zum Himmlischen“ (Guerrero 2003: 200) oder „Tiere senken den Blutdruck des menschlichen Partners und stabilisieren – empirisch hundertfach glasklar bewiesen – seinen Kreislauf; sie bringen Zärtlichkeit und Sinnlichkeit in den Alltag, dienen als ‚soziales Gleitmittel bei der Kontaktsuche zu anderen Menschen‘ (...), lehren Empathie und nonverbale Kommunikationsfähigkeit, reizen zum Lächeln und Lachen und sorgen auf diese Weise bei Tierhaltern mehrfach am Tag für die Ausschüttung körpereigener Glückshormone“ (Greiffenhagen 2003: 23). Buchner-Fuhs und Rose reflektieren die Thematisierung der Wirkungen in der Literatur wie folgt: „Zur Plausibilisierung der positiven Wirkungen des Tieres werden emotional anrührende Fallgeschichten und persönliche Erfahrungsgeschichten geliefert, die dem literarisch-biblischen Format von ‚Wunder- und Erlösungsgeschichten ähneln“ (Buchner-Fuhs/ Rose 2012: 14). Aus einer derartigen Darstellungsweise verdichtet sich das „Bild von sensationellen Gesundungseffekten des Tierkontaktes auf körperlicher, seelischer und sozialer Ebene“ (Rose 2011: 1673). Daraus kann schnell der Trugschluss entstehen, Tiere

wären Allheilmittel, „die nach naturwissenschaftlich präzise erkannten Kausalbeziehungen zum Einsatz (kommen) und eine spezifische bio-chemische Störung gezielt (korrigieren)“ (Olbrich 2003b: 73) und generell positive Wirkungen auf das menschliche Wohlbefinden – unabhängig von bestimmten Bedingungen oder Kontexten haben. Tiere sind vielmehr evolutionär bedeutsam gewordene Beziehungs-“Objekte“ (sichtbar unter anderem am Bedeutungsgewinn der Haustiere) in einem System oder besser: „in einem Gefüge der ständigen Transaktionen, das individuelles Leben erst ermöglicht“ (Olbrich 2003b: 73).

Olbrich stellt fest:

„Tiere wirken sicher nicht bio-chemisch oder instrumentell auf kranke Organe oder auf den Organismus, sondern Tiere stärken oder bereichern das Gefüge von Beziehungen zwischen der Person und ihrer belebten Umgebung, und sie tragen dazu bei, dass auch psychisch, also gleichsam innerhalb einer Person, eine Verbundenheit zwischen bewussten und unbewussten, zwischen kognitiven und emotionalen, zwischen implizit-erfahrungsgeleiteten und explizit-kontrollierenden Prozessen verbessert wird“ (Olbrich 2003b: 69).

Tiere in pädagogischen oder therapeutischen Settings sind m.E. nach eher „unterstützende Gesellschafter“, die Menschen helfen können mit ihren Unzulänglichkeiten, die von der Gesellschaft oftmals stigmatisiert und nicht akzeptiert werden, besser umzugehen. Dies erleichtert sodann auch die Rückkehr oder die bessere Eingliederung in die Gesellschaft, was die Lebensqualität des jeweiligen Menschen verbessert. Insbesondere im Hinblick auf die Integration von Tieren in die Soziale Arbeit gilt dieser Aspekt als besonders erstrebenswert. Ohnehin sehe ich die „deutlichsten“ und bedeutendsten Effekte der Anwesenheit von Tieren in den sozialen (Aus-) Wirkungen. Durch ihre „Rolle“ als soziale Katalysatoren erleichtern oder ermöglichen Tiere den sozialen Austausch mit (fremden) Menschen. Die wechselseitigen Auswirkungen eines soliden sozialen Netzwerkes und empathischer Beziehungen auf die Lebensqualität und folglich auf die Psyche und die Physis des Menschen brauchen an dieser Stelle nicht weiter vertieft werden; sie sind vielmehr selbsterklärend. Auch Olbrich betont die Bedeutsamkeit sozialer Wirkungen von Tieren: „Wir können annehmen, dass eine Gemeinschaft, in der Tiere mit Menschen zusammenleben, eine größere Varianz von Personen aufweisen kann – ausdrücklich auch von sozial auffälligen Personen wie obdachlosen oder straffällig gewordenen Menschen oder von Menschen mit körperlichen, geistigen, psychischen oder sozialen Behinderungen“ (Olbrich 2003b: 76). In diesem Kontext muss jedoch

festgehalten werden, dass Tiere – trotz ihrer hohen sozialen Bedeutsamkeit für den Menschen - keinesfalls einen Ersatz für zwischenmenschliche Kontakte darstellen. Dies ist die Kehrseite der sozialen Effekte des Zusammenlebens von Mensch und Tier, denn es gibt Tierhalter, die scheinen ihre Probleme im sozialen Umgang mit Mitmenschen durch ein Tier kompensieren zu wollen, wodurch ihr „Leidensdruck“ nie groß genug sein wird, um an sich selbst zu arbeiten bzw. die Bewältigung dieser Problematik anzugehen. „Wenn alles andere schief läuft, hat man in den eigenen vier Wänden immer selbst jemanden, der einen bedingungslos liebt und bewundert. Das angeschlagene Selbst hängt am ‚Dauertropf Tier‘“ (Rhein 1994: 31).

Kapitel 3.5. zeigte auf, dass eine Reihe positiver sozialer, physischer und psychischer Effekte möglich sind. Anders als bei den physiologischen Wirkungen gibt es jedoch für die psychologischen und sozialen Effekte von Tieren auf Menschen keinen „klaren“ Beweis, keine Prüfung im wissenschaftlichen Sinne, sondern nur Vermutungen und Evidenzen. Ferner sind die meisten Studien zum Thema „Mensch-Tier-Beziehung“ eher zufällig entstanden. Auch Levinson, der die „Eisbrecherfunktion“ von Tieren entdeckte, verdankt seine Beobachtungen primär dem Zufall. Nestmann fordert bezüglich der Klärung von Wirkmechanismen der Tiere:

„Wirkungsursachen, Wirkungsbedingungen, Wirkungswege und Wirkungsformen, Wirkungseffekte und Wirkungskontexte sind heute bei weitem nicht geklärt und bedürfen weiterhin deskriptiver und vergleichender und längsschnittlicher, standardisierter und unstandardisierter, experimenteller und nichtexperimenteller, qualitativer und quantitativer, reaktiver und nichtreaktiver Einzel-, Gruppen- und Surveyuntersuchungen bio-psycho-sozialer Dimensionen einer hilfreichen Mensch-Tier-Beziehung...“ (Nestmann 2005: 453).

Ein derart „weiches“ Thema mit starren, harten wissenschaftlichen Parametern zu messen, dürfte jedoch recht schwer zu erreichen sein. M.E. liegt die Erklärung für die Wirkweise der Tiere nicht in ihrer bloßen Anwesenheit und ihrem –wie so oft dargestellten – „heilenden Charakter“, sondern sie ist vielmehr in der Art der Beziehung zwischen Mensch und Tier verankert und diese lässt sich bekanntlich nur schwerlich messen oder nachweisen. Nichtsdestotrotz gilt es aus meiner Sicht den für ein positives Wirkungsgefüge notwendigen Kontextbedingungen Augenmerk zu schenken und diese – soweit möglich - wissenschaftlich zu ergründen. Die Generalisierung positiver Effekte von Tieren halte ich für unzulässig. Es bedarf vielmehr einer umfassenden qualifizierten Beschäftigung mit dem komplexen Gefüge

der Mensch-Tier-Interaktion in unterschiedlichen Kontexten. Denn: Inzwischen steht ebenfalls fest, dass positive Auswirkungen nur bei einer konstanten, partnerschaftlichen und aktiv geprägten Mensch-Tier-Beziehung zu erwarten sind. Folglich spielt an dieser Stelle nicht nur der Mensch eine bedeutende Rolle, sondern (mindestens genauso) das Tier und seine individuellen Bedürfnisse<sup>91</sup>. Aus diesem Grund sollten zum Zwecke einer partnerschaftlichen und beide Seiten beglückenden Beziehung und nicht zuletzt der angestrebten Verbesserung der Lebensqualität und des Wohlbefindens des Klienten eine Vielzahl von Rahmenbedingungen bedacht werden: so beispielsweise

- die allgemeine Einstellung des Menschen gegenüber Tieren (z.B. Bestehen Aversionen gegenüber Tieren?),
- der Gesundheitszustand von Mensch und Tier,
- das soziale Umfeld,
- artspezifische und individuelle Bedürfnisse des Tieres,
- Anforderungen an Haltungsbedingungen und zeitliche und finanzielle Ressourcen und/oder
- insgesamt die physischen (z.B. Liegen Tierhaarallergien vor?) und psychischen (z.B. Empathiefähigkeit) Voraussetzungen des Menschen, in Interaktion zum Tier zu treten.

Greiffenhagen bilanziert diese Thematik in Bezug auf ältere Menschen wie folgt: „Es wäre natürlich zu einfach, als Allheilmittel gegen Alterskrisen ein Tier zu empfehlen. Aber in vielen Fällen kann ein Tier helfen. Dabei gilt als Voraussetzung: Tiere helfen, wenn man sie mag, und mehr: wenn man sie immer schon mochte. Wer in frühen Lebensphasen nie eine Beziehung zu Tieren gesucht und aufgebaut hat, gewinnt unter Umständen wenig, wenn er sich im Alter einen Hund, eine Katze oder einen Vogel anschafft“ (Greiffenhagen & Buck-Werner 2011: 97f.).

Auch Fine Aubrey spricht die Thematik an:

---

<sup>91</sup> An dieser Stelle ist Interdisziplinarität gefragt: Veterinärmediziner und Tierverhaltensforscher sind dabei ebenso gefragt wie Psychologen, Soziologen, Sozialpädagogen.

“The decision to offer someone special activities or therapy through companionship with animals presumes that an animal can provide something that the person needs or that would enhance the person’s life in a significant way, or that the animal can add essential motivation to carry out assigned treatments or activities. Psychosocial benefits, motivation for performance of important tasks, and instrumental assistance with tasks may result. Yet one should not expect a onesizefitsall animal to fulfill everyone’s needs or enhance everyone’s life. Many individuals dislike certain animals, and most strongly prefer particular types of animals. We are all predisposed by our previous experience to have specific individualized reactions to particular breeds or species<sup>92</sup>” (Fine 2000: 81).

Zusammenfassend kann also festgestellt werden, dass Tiere auf physischer, psychischer und sozialer Ebene positive Wirkungen auf Menschen haben können. Diese positiven Effekte können jedoch nur unter Berücksichtigung einiger Wirkungsbedingungen eintreten, die eine partnerschaftliche Mensch-Tier-Beziehung zum Ziel haben. Fakt ist auch, dass Tiere auf Menschen – abgesehen von den erläuterten bio-psycho-sozialen Wirkungen – sehr verbindende, tiefe, archaische Effekte haben: „Die Unbekümmertheit und die so ganz fehlende Selbstreflexion von Tieren eröffnet uns im Zusammenleben mit Tieren die Chance, wieder einmal mal auf unsere Bedürfnisse zu hören“ (Olbrich 1998: 5) und „Es ist eine Verbundenheit, der wir primär auf tieferen als den bewussten Schichten des Nervensystems, also unter der kognitiven Ebene, gewahr werden. Therapeutische Effekte von Tieren geschehen wohl auch primär auf Tiefenschichten der Person, sie sind nur indirekt kognitiv zu erfassen“ (Olbrich 2003d: 184). In diesem Kontext ist auch die Tatsache zu erwähnen, dass Menschen in der Gegenwart von Tieren eine höhere Bereitschaft besitzen sollen, über Persönliches zu sprechen, sich zu öffnen und etwas von/ über sich mitzuteilen<sup>93</sup>. Wir verstehen jetzt also die dargestellten positiven Effekte von Tieren im Kontext der unter 3.3.2. erläuterten Biophilie-Hypothese der evolutionär bedingten Verbundenheit zwischen Mensch und Tier, in dem Sinne, dass Tiere Lebenssituationen vervollständigen oder ergänzen. „Sie tragen dazu bei, ‚evolutionär bekannte‘ Situation zu schaffen – und mit den vielen so möglich werdenden

---

<sup>92</sup> Übersetzung: Die Entscheidung, tiergestützte Interventionen anzubieten, setzt voraus, dass Tiere etwas bereitstellen, was Menschen brauchen bzw. was die Lebensqualität des Menschen signifikant steigert. Tiere steuern wesentlich dazu bei, dass die Motivation der Menschen für zugewiesene Aufgaben oder Behandlungen steigt. Psychosoziale Wirkungen, die Förderung der Motivation zur Ausführung wichtiger Aufgaben und instrumentelle Hilfen können ebenfalls resultieren. Doch man sollte nicht erwarten, dass Tiere ein Allheilmittel darstellen und jedermanns Leben bereichern sowie alle Bedürfnisse befriedigen können. Viele Menschen mögen bestimmte Tiere nicht oder bevorzugen andere Arten stark. Wir alle neigen auf Grund unserer bisherigen Erfahrungen dazu, spezifisch und individuell auf bestimmte Rassen und Arten zu reagieren.

<sup>93</sup> In der Psychologie wird dies als „self-disclosure“ (Selbstoffenbarung) bezeichnet, was die Preisgabe von Informationen über das Selbst meint. Offensichtlich wird dies durch das Beisein der Tiere gesteigert.

manifesten Transaktionen geschieht ebenso wie in dem durch die vorbewusste und bewusste Erfahrung ausgelösten Erleben etwas Heilsames“ (Olbrich 2003b:76).

Wir können feststellen, dass der gezielte Einsatz von Tieren in verschiedenen therapeutischen und pädagogischen Settings, im Hinblick auf die möglichen (Aus-) Wirkungen auf Menschen ein hohes Potenzial aufweist. Um dieses Potenzial auszuschöpfen, ist es jedoch unumgänglich, die Effekte nicht als plausible, stetig abrufbare Wirkfaktoren zu verstehen, sondern vielmehr die Betonung auf die Prozesse der Mensch-Tier-Beziehung zu legen. Dem gilt es auch im empirischen und theoretischen Diskurs Rechnung zu tragen.

#### **4. Zwischenfazit**

Fassen wir das bislang Gesagte kurz zusammen: Die Interpretation des Mensch-Tier-Verhältnisses unter der historischen Perspektive kam zu der Erkenntnis, dass die Historie dieses Verhältnisses von „Entmischungen und Vermischungen (geprägt ist), in denen sich auf immer wieder neue Weise die Transformationen sozialer Verhältnisse und Distinktionen manifestieren“ (Rose 2011: 1674). Um nur nochmal ein Paradoxon aufzugreifen: Im Zuge der Industrialisierung und Urbanisierung wurden (Nutz-) Tiere aus der Alltagswelt und den menschlichen Nahräumen verdrängt- unter anderem ablesbar am Verschwinden des bäuerlichen Lebens oder der Schlachthäuser aus den städtischen Zonen. Gleichzeitig aber fanden (Heim-) Tiere „in spezifischer Weise selektiert, gesäubert, gebändigt, kontrolliert und funktionalisiert“ (Rose 2011: 1674) erneut den Zugang in die menschliche Alltagswelt – ob als Vergnügungs- und Schoßtiere, um die Privatsphäre des Menschen zu bereichern, als Zootiere, um die weit entfernt geglaubte Natur nah bestaunen zu dürfen, als Zucht- und Sporttiere zur Freizeitgestaltung und manchmal auch zur Profilierung des eigenen Selbst – und die wahrscheinlich intensivste Form: als Helfer in pädagogischen und therapeutischen Settings. Kapitel 3 zeigte dann das Mensch-Tier-Verhältnis aus einer anderen Perspektive- sozusagen aus der Perspektive des gezielten Einsatzes von Tieren im Rahmen tiergestützter Interventionen. Hierbei wurden u.a. Theorien zur Erklärung der sozialen Beziehung zwischen Mensch und Tier und Wirkweisen von Tieren auf Menschen kritisch analysiert. Des Weiteren

erfolgte eine erste kritische Auseinandersetzung mit der wissenschaftlichen Situation tiergestützter Interventionen.

Im Folgenden werden nun wichtige Aspekte der tiergestützten Interventionen erneut resümiert und auf einen Prüfstand gestellt. Darüber hinaus wird eine kritische Bestandsaufnahme zur Thematisierung der Tiere bzw. der (heutigen paradoxen) Mensch-Tier-Beziehung im Diskurs der Sozialen Arbeit mit Tieren angestrebt. Kapitel 4 versteht sich folglich als kritische Analyse der Integration von Tieren in die Soziale Arbeit vor dem Hintergrund der vor allem im Historischen Kapitel gewonnenen Erkenntnisse einer sehr zwiegespaltenen Mensch-Tier-Beziehung.

#### **4.1. Grundsätzliche Voraussetzungen und Ansätze**

Die Voraussetzungen, um tiergestützte Arbeit – gleich welcher Form, ob „Tiergestützte Aktivität“, „Tiergestützte Förderung“, „Tiergestützte Pädagogik“ oder „Tiergestützte Therapie“- nutzen und durchführen zu können, liegen in der gemeinsamen Geschichte von Mensch und Tier und können grob in drei Schritte zusammengefasst werden:

Zum Zeitpunkt der Domestikation hat sich das Denken der Menschen und die Beziehung des Menschen zum Tier in einem ersten Schritt prägnant verändert. Man muss sich hier darüber im Klaren sein, dass die Domestikation zwei grundlegende Veränderungsprozesse auslöste: „Domestikation führte zum einen zur Freisetzung von Kapazitäten zur Anpassung an menschliche Lebensbedingungen, auf der anderen Seite aber zum Wegfall von Leistungen, die in der freien Wildbahn gefordert sind“<sup>94</sup>. Zum einen dient die Domestikation sozusagen der Voraussetzung für eine positive und partnerschaftliche Beziehung des Menschen zum Tier und somit für tiergestützte Arbeit– zum anderen bedingt dies – hervorgerufen durch Selektion und Züchtung auf bestimmte Merkmale – notwendigerweise eine Abhängigkeit des Tieres vom Menschen mit einem entsprechenden Berechtigungsgefühl zur Nutzbarmachung dieser für menschliche Zwecke.

---

<sup>94</sup> Olbrich (o.J.) online aufrufbar unter: <http://vektor-verlag.local.tako.de/uploads/media/Lebenszufriedenheit.pdf> (verfügbar am 09.07.2012, um 9:30 Uhr)

Als ein zweiter Schritt gilt die Erkenntnis des Menschen, dass Tiere zur Kommunikation von Emotionen in der Lage sind. Dies bildet die Grundlage dafür, dass Mensch und Tier tragfähige Beziehungen miteinander aufbauen können. Insbesondere im Hinblick auf die tiergestützten Interventionen spielt die Kommunikation eine enorm wichtige Rolle: Zumeist stellt der Klient durch nonverbale Kommunikation und Berührungen den ersten Kontakt zum Tier her. Derartige Interaktionen weiten sich dann allmählich aus, sodass die anfänglichen nonverbalen Formen der Interaktion nach und nach bereichert und durch verbale Kommunikation verstärkt werden. Folglich werden Emotionen ausgedrückt und das, was anfänglich „nur“ eine Interaktion zwischen Klient und Tier war, wird allmählich auf Mitmenschen ausgeweitet (vgl. Olbrich 2003d: 192f.). Diese etappenweise Entwicklung der Interaktion beschreibt ein sehr wesentliches Ziel Sozialer Arbeit mit (sozial) beeinträchtigten Menschen: die fortschreitende Integration – „einer Integration innerhalb der Person – und sie schließt übrigens die Nutzung der emotionalen Intelligenz ein -, und zwischen der Person und ihrer Umgebung – ein Prozess, der übrigens soziale Intelligenz verlangt“ (Olbrich 2003d: 193). Zugespitzt gesagt geht es also bei der tiergestützten Arbeit letztlich u.a. darum, ein unbedrohliches, empathisches Tier als Katalysator für die Entwicklung adaptiver und zufriedenstellender sozialer Interaktionen einzuführen (ebd.: 192). Nichtsdestotrotz ist die Fähigkeit zur analogen Kommunikation besonders in der heutigen Zeit, in der die (Um-) Welt, Gefühle und Geschehnisse meist nur noch nach rationalen Aspekten bewertet und analysiert werden und der Beziehungsaspekt dabei immer häufiger außer Acht gelassen wird bzw. sogar bewusst zur Täuschung des Gegenübers wird, von enormer Bedeutung. Olbrich resümiert die „therapeutisch wertvolle“ stimmige Kommunikation wie folgt:

„Tiere antworten vor allem auf die analogen Anteile. Damit verlangen sie von der Person, die mit ihnen in Beziehung steht, eine echte, eine stimmige Bezogenheit. Und diesen Menschen gelingt es so oft, eine bessere Abstimmung zwischen analoger und digitaler Kommunikation bei sich selber herzustellen. Sie stehen seltener in Gefahr, die bewussten Inhaltsaspekte von den weniger oder gar nicht bewussten Beziehungsaspekten zu trennen. Sie dürften seltener double-bind-Botschaften aussenden, bei denen eine Diskrepanz zwischen dem besteht, was die Person aufgrund ihrer Worte wahrgenommen haben möchte und dem, was sie nonverbal sendet – und was manchmal die wirklichen Empfindungen oder Bewertungen der Person ausdrückt“ (Olbrich 2003c: 87).

In einem dritten Schritt schreibt der Mensch dem Tier eine Identität (u.a. durch Namensgebung) zu und begründet damit die am Ende dieses „Annäherungsprozesses“ stehende enge partnerschaftliche Beziehung zwischen Mensch und Tier. Die Fähigkeit, auf eine derartige partnerschaftliche Beziehung einzugehen, „Du-Evidenz“ genannt, bildet die notwendige Voraussetzung dafür, dass Tiere in der Pädagogik und Therapie Einsatz finden können. Darüber hinaus bietet die „Du-Evidenz“ einen Erklärungsansatz für die subjektive Wirksamkeit und Bedeutung eines Tieres für Menschen. Wie bereits angedeutet, ist insbesondere für Menschen in „Krisensituationen“ des Lebens ein positiver Beziehungsaufbau zur Umwelt oftmals der einzige Weg, um aus ihren Problemen herauszukommen. Oftmals haben sie durch ein hohes Maß an Enttäuschungen und Rückschlägen das Vertrauen in ihre Mitmenschen derart verloren, dass sie in diesen Fällen nur noch über die „Brücke Tier“ erreicht werden können. An dieser Stelle wird nochmals auf das breite Spektrum möglicher positiver Wirkeffekte von Tieren auf Menschen verwiesen: Man könnte resümieren, dass sich die Anwesenheit von Tieren auf die gesamte Situation und alle Beteiligten auswirkt – vor allem bei „sozial auffälligen“ Personen. Olbrich bilanziert dies so: „Tiere erhöhen sogar die soziale Attraktivität von Menschen. Die Anwesenheit von Tieren strahlt auf die ganze Situation und auf Institutionen aus und lässt alle Beteiligten sozial attraktiver erscheinen“ (Olbrich 2003b: 76). M.E. muss hier wieder die Akzentuierung der Voraussetzungen für den tiergestützten Einsatz vorgenommen werden: der wichtigste Punkt ist dabei, dass der Klient grundsätzlich die Begegnung mit dem Tier befürwortet. Die Qualität des Dialogs wird folgerichtig erheblich durch den Klienten beeinflusst und entscheidet ob positive Auswirkungen auf die Lebensqualität des Menschen zu erwarten sind.

Zusammenfassend können die Ursprünge des komplexen Bedingungsgefüges zwischen Mensch und Tier – insbesondere im Rahmen tiergestützter Interventionen - sowohl in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit als auch in der Domestikation der Tiere gefunden werden. Sich dabei überschneidende Komponenten, wie die Möglichkeit der analogen Kommunikation oder auf menschlicher Seite die „Du-Evidenz“ und der Anthropomorphismus sind als Grundlage derartiger Beziehungen aufzufassen. Es kann konstatiert werden, dass durch die Ähnlichkeit zu menschlichen Beziehungen, aber auch gleichzeitig durch die in signifikanten Punkten (notwendigerweise) feststellbare Andersartigkeit der Mensch-Tier-Beziehungen derartige Wirkungen von Tieren auf Menschen hervorgerufen werden können –

natürlich unter Berücksichtigung der Wirkungsursachen, -bedingungen, -wege, -formen und -kontexte. Es muss jedoch deutlich darauf hingewiesen werden, dass Tiere zwar eine durchaus sinnvolle und unter Umständen „erfolgsversprechende“ Ergänzung für eine Therapie oder eine sozialpädagogische Intervention sein können, den Therapeuten oder Pädagogen aber unter keinen Umständen ersetzen können/dürfen. Niepel warnt daher in ihrem Buch „Mein Hund hält mich gesund“:

„Hunde sind keine besseren Therapeuten - sie sind andere Therapeuten, die bestimmt Dinge leisten können, die wir Menschen nicht leisten können, auch nicht jene Menschen, die speziell für den Umgang mit anderen Menschen geschult sind“ (Niepel 1998: 92)

und weiter:

„Unter gar keinen Umständen darf in der tiergestützten Therapie ein Ansatz zur Kostendämpfung gesehen werden, indem die Arbeit des qualifizierten Fachpersonals zwischenzeitlich von ehrenamtlichen Helfern übernommen wird, die Patienten und Klienten mit ihren Tieren besuchen“ (Niepel 1998: 92).

Dies aufzuzeigen, aber dabei dennoch nicht das große Potenzial tiergestützter Interventionen zu vernachlässigen, ist Anspruch der vorliegenden Arbeit.

#### **4.2. Thematisiert die Soziale Arbeit mit Tieren das Mensch-Tier-Verhältnis bzw. das Tier selbst?**

Es wurde bereits betont, dass die Thematisierung der Mensch-Tier-Beziehung vor dem Hintergrund tiergestützter Interventionen unerlässlich ist. Nun stellt sich die Frage, inwiefern dies in wissenschaftlichen Diskursen zu tiergestütztem Arbeiten auch der Fall ist. Um dies zu erörtern, erfolgte eine kritische Auseinandersetzung mit der mir zur Verfügung stehenden Literatur, die nachfolgend kurz zusammengefasst werden soll. Eine erste Hinführung zur Analyse der Wissenschaftssituation fand bereits im Punkt 3.1.1. statt, wo als wichtige Quintessenz hervorgehoben wurden, dass die wissenschaftliche Bearbeitung des Themas der Entwicklung der Praxis hinterherhinkt (vgl. Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 11). Nachfolgend findet sich nun ein Versuch einer kritischen Bestandsaufnahme zur Thematisierung der Mensch-Tier-Beziehung bzw. der Tiere in wissenschaftlichen Beiträgen zu tiergestützten Interventionen.

Den ersten Kontakt zur Wissenschaftssituation bezüglich der Thematisierung von Tieren in der Sozialen Arbeit erfuhr ich bei der Suche nach geeigneter Literatur für die vorliegende Arbeit zu Beginn der Bearbeitungszeit. Auffällig war sofort, dass ein Großteil der wissenschaftlichen Beiträge zur Mensch-Tier-Beziehung fast ausnahmslos nicht dem Fachdiskurs der Sozialarbeit, sondern vielmehr den Erträgen anderweitiger Fachdisziplinen entstammt(e): beispielsweise den historischen oder kulturanthropologischen Wissenschaftszweigen. Fachbeiträge zum Einsatz von Tieren in den pädagogischen Alltag gestalteten sich oftmals in Form „deskriptiv-programmatischer“ Praxisdokumentationen aus Einrichtungen, die Tiere in ihrer Arbeit bereits nutzten (vgl. Buchner-Fuhs/ Rose 2012: 11). Auch hier zeigt sich erneut die „Problematik“, dass die wissenschaftliche Bearbeitung des Themas der Entwicklung der Praxis „hinterherhinkt“. Auch in den Handbüchern zur Sozialen Arbeit fanden sich lange keine tierbezogenen Stichworte. Lotte Rose ist mit ihrem Beitrag „Tiere und Soziale Arbeit“ im Handbuch Soziale Arbeit, hrsg. von Hans-Uwe Otto und Hans Thiersch, sozusagen „Vorreiter“.

In den vereinzelt Fällen, in denen Tiere in der Sozialen Arbeit thematisiert wurden, geschah dies immer im Kontext von Diskursen zur tiergestützten Pädagogik und Therapie. Fokussiert wurden spezifische Entwicklungen, die durch das Tier – meist Pferd, Hund oder Delfin - beim Menschen hervorgerufen wurden bzw. werden sollten. Diesem Ansatz unterliegen zwei Phänomene. Einerseits stellt der Diskurs das Tier hinter die Interessen des Menschen, funktionalisiert es folglich für menschliche Zwecke und ist demgemäß als pädagogisch verengt anzusehen. Buchner-Fuhs und Rose schreiben dazu: „Es geht also immer um normative Ziele, die sich in der Mensch-Tier-Interaktion realisieren sollen“ und weiter: „Das Tier interessiert, weil es etwas Wünschenswertes bei Menschen bewirkt; und am Tier interessiert, was es Wünschenswertes bei Menschen bewirkt“ (Buchner-Fuhs/ Rose 2012: 13). Andererseits impliziert der Ansatz enorme Heilversprechen, fast Wunder im Hinblick auf die positiven Wirkungen von Tieren auf Menschen. Buchner-Fuhs und Rose beschreiben dies -etwas zugespitzt- als ein „Bild von sensationellen Gesundungseffekten des Tierkontaktes auf körperlicher, seelischer und sozialer Ebene“ (Buchner-Fuhs/ Rose 2012: 14). Ob und wenn ja wie das Tier derart versprochenen, oftmals stark idealisierenden und romantisierenden Heilkräften gerecht werden kann, ist fraglich. Zwar wurde die positive Wirkung von Tieren bereits mehrfach belegt, doch es bedarf – wie auch schon mehrfach erläutert - bestimmter

Voraussetzungen dafür, sodass keinesfalls von einem Garantieverprechen in Bezug auf die zu erwartenden Wirkungen ausgegangen werden darf.

Obwohl einige aktuelle Diskurse zur tiergestützten Pädagogik nun glücklicherweise die notwendige Berücksichtigung des Wohlbefindens und der Gesundheit der Tiere thematisieren und reklamieren (z.B. Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011, Otterstedt/ Rosenberger 2009, Vernooij/ Schneider 2010) und damit ein Selbstbild einer ausgeprägten Tierzugewandtheit kultivieren, wird das Tier dennoch radikal in einen Objektstatus gedrängt, welches sich fortdauernd am Menschen und seinen Interessen (und Krankheiten, abweichenden Verhaltensweisen, usw.) orientieren muss. „Es (das Tier) hat damit einen Objektstatus in einem ideologischen Skript, das radikal um den Menschen und seine Interessen kreist – einem Skript also, das als anthropozentrisch zu bezeichnen ist“ (Buchner-Fuhs/ Rose 2012: 13f.). Extrem formuliert, könnte daraus geschlossen werden, dass die tiergestützten Interventionen - zumindest im Hinblick auf ihre wissenschaftliche und theoretische Bearbeitung - eine weitere Form der geschichtlich dargestellten Nutzbarmachung und Ausbeutung der Tiere bedeuten - in einem ähnlichen Sinne wie sie doch schon seit Jahrhunderten von und für Menschen genutzt worden sind: als Fleischlieferant, Arbeitskraft, Objekt der Belustigung oder als Freizeitobjekt. An dieser Stelle müssen wir erweitern und feststellen, dass Tiere durch die Geschichte hindurch nicht „nur“ instrumentell, sondern auch emotional und sozial genutzt worden sind und folglich auch noch genutzt werden<sup>95</sup>. In dieses Spektrum der Verbannung der Tiere in die Klasse der Dinge könnte gemäß der beschriebenen Situation nun auch der Einsatz der Tiere in pädagogischen und therapeutischen Arbeitsfelder fallen. Folgerichtig könnte man tiergestützte Interventionen als eine moderne Weiterführung der Denklinie der Objektivierung von Tieren für den Dienst des Menschen betrachten. In Bezug auf Darstellung 2 ist diese Bezogenheit der Menschen zur Natur folglich der utilitaristischen Perspektive zuzuordnen, da die Akzentuierung der Nützlichkeit der Tiere und ihrer besonderen Fähigkeiten für die Verbesserung des menschlichen Wohlbefindens im Mittelpunkt steht.

Infolgedessen hatte der Großteil der Literatur zu tiergestützten Interventionen, der mir zur Verfügung stand, meines Erachtens nach, diesbezüglich einen „bitteren

---

<sup>95</sup> Beispielhaft sind hier die „Affenliebe“ zum Schoßhündchen oder die symbolische/ reale Selbstergänzung des Zuhälters durch den gefährlichen Bullterrier zu nennen (vgl. Buchner-Fuhs/ Rose 2012: 13f.).

Beigeschmack“, denn er war stark anthropozentrisch und teleologisch geprägt. Jedoch ist es aus meiner Sicht zum Verstehen der (therapeutischen) Beziehung zwischen Mensch und Tier unerlässlich, dass der in unserer Kultur vorherrschende Anthropozentrismus relativiert wird bzw. – eventuell realistischer – „erst einmal nur“ zur Kenntnis genommen und entsprechend reflektiert wird. Die Überführung in einen Biozentrismus oder gar einen Ökozentrismus<sup>96</sup> halte ich auf Grund der beschriebenen Entwicklung der Mensch-Tier-Beziehung zwar für illusorisch und utopisch, möchte es an dieser Stelle jedoch dennoch gern hervorheben.

Hinsichtlich der Tierarten, welche in der Praxis tiergestützter Interventionen zum Einsatz kommen, gilt die (fachliche) Aufmerksamkeit entscheidend den Hunden, Pferden und Delfinen. Wie bereits angesprochen werden hauptsächlich Tiere mit ausgeprägter Interspezieskommunikation für tiergestützte Interventionen ausgewählt, da diese leicht(er) auf den Menschen geprägt werden können bzw. teilweise sogar selbst Menschen gegenüber Kontaktbedürfnisse entwickeln (vgl. Buchner-Fuhs/Rose 2012: 15). Bei den beiden domestizierten Tierarten Hund und Pferd scheint dies noch gewährleistet, bei einer Wildtierart wie einem Delfin ist dies jedoch fraglich. Das Pferd nimmt in der Praxis tiergestützter Interventionen die wahrscheinlich herausragendste Position ein, wie zahlreiche Publikationen über heilpädagogisches Reiten beweisen. So verwundert es auch nicht, dass die Professionalisierungen des therapeutischen Pferdeinsatzes am stärksten formalisiert sind (vgl. Buchner-Fuhs/Rose 2012: 15). „Dicht gefolgt wird das Pferd vom Hund“, dessen Einsätze ebenfalls relativ weit professionalisiert sind. Ferner werden in Bezug auf die verschiedenen Hunderassen Merkmalskataloge angelegt, in denen die biologisch begründete

---

<sup>96</sup> Der Biozentrismus und der Ökozentrismus sind Modelle der Umweltethik, also der nicht-anthropozentrischen Ethik.

Biozentrische Ethik ist die Ansicht, dass Lebewesen, und nur diese, Eigenwert und moralischen Status haben (das bedeutet, sie können moralisch richtig oder falsch behandelt werden und sind Wesen, denen gegenüber Menschen Verpflichtungen haben).

Die ökozentrische Ethik ist die Ansicht, dass zusätzlich zu den Lebewesen auch Spezies, Ökosysteme, das Land oder die biotische Gemeinschaft (z.B. Flüsse, Berge, Gletscher, Wälder) Eigenwert und einen moralischen Status haben (in dem Sinne, dass sie richtig oder falsch behandelt werden können, und dass die Menschen ihnen gegenüber bestimmte Pflichten haben).

Während der Biozentrismus (im Gegensatz zum Anthropozentrismus) also die Meinung vertritt, dass dem Leben, ob menschlich oder nicht, Eigenwert innewohnt, sind die Ökozentriker der Auffassung, dass auch nicht-lebende Gebilde der Natur einen Eigenwert besitzen und dementsprechend richtig oder falsch behandelt werden können.

„Nutzbarkeit“ bzw. „Nicht-Nutzbarkeit“ fixiert sind (vgl. ebd.: 15). Die größte (mediale) Aufmerksamkeit genießt jedoch weder Hund noch Pferd: Die Delfintherapie scheint heutzutage in der Öffentlichkeit die bekannteste und auch umstrittenste Form tiergestützter Interventionen zu sein. „Während bei den anderen Therapie-Tieren bisher allgemeiner Konsens zu ihrer Nützlichkeit besteht, wird die Delfintherapie sehr kontrovers diskutiert<sup>97</sup>“ (Buchner-Fuhs/ Rose 2012: 15). In Einzelfällen der Praxis und Theorie sind auch häusliche Kleintiere mit einer weniger ausgeprägten Interspezieskommunikation wie Katzen, Vögel, Meerschweinchen, Kaninchen oder Zierfische zu finden. Diese werden jedoch weniger für „therapeutische Behandlungen“ genutzt, als zur Herstellung eines allgemeinen therapeutischen Milieus (vgl. ebd.: 16). An dieser Stelle wird sichtbar, dass der Diskurs zur tiergestützten Pädagogik Tiere funktional kategorisiert, selektiert und hierarchisiert. Ein weiteres Mal zeigt sich, dass die Nutzbarmachung der Tiere zum Dienste des Menschen radikal in den Mittelpunkt gerückt wird. So verwundert es eben auch nicht, dass sich nur einige wenige Tierarten in der Zone der fachlichen Aufmerksamkeit befinden. Die überwiegende Mehrheit der Tierarten bleibt dabei völlig außen vor (vgl. ebd.: 16).

Die vorangegangenen Erläuterungen brachten deutlich zum Ausdruck, dass Tiere im wissenschaftlichen Diskurs der Sozialen Arbeit zu tiergestützten Interventionen nur eine sehr geringe bzw. keine Rolle spielen. Doch wie sieht es mit der Beziehung zwischen Mensch und Tier aus? Wird diese thematisiert und berücksichtigt oder gerät auch sie – ähnlich wie die Tiere selbst – auf Grund der Akzentuierung der sensationellen Gesundheitseffekte des Tierkontaktes in Vergessenheit?

Auch hier muss (leider) wieder festgestellt werden, dass die Fixierung auf mögliche Wirkeffekte von Tieren auf Menschen in Kombination mit größtenteils vorherrschenden therapeutisch-psychologischen Betrachtungsweisen der tiergestützten Interventionen verhindert, dass weder die sozialen Distinktionen in der Mensch-Tier-Beziehung noch die historische Entwicklung mit deren Auswirkungen

---

<sup>97</sup> Kritisiert werden in erster Linie die hohen Kosten und die damit verbundenen kommerziellen Profite der Anbieter von Delfintherapien sowie der Mangel an wissenschaftlichen Beweisen nachhaltiger und längerfristiger Effekte (die Dauer der Delfintherapie beträgt meist nur 1-2 Wochen). In der vorliegenden Arbeit wird die Delfintherapie keine weitere Berücksichtigung finden, da ich ethische Bedenken hinsichtlich der Bedingungen, unter denen die Delfine gehalten werden, habe. Für mich ist es fraglich, ob nachteilige Auswirkungen auf Delfine auf Grund einer unbewiesenen nachhaltigen physischen, psychischen oder sozialen Verbesserung bei menschlichen Delfintherapie-Teilnehmern gerechtfertigt werden können.

auf die Ambivalenz des heutigen Verhältnisses realisiert werden können. Lotte Rose spricht von einer Dominanz „ungesellschaftlicher Konstrukte, die die soziale Codierung der Mensch-Tier-Beziehung ausblenden“ (Rose 2011: 1674). Kapitel 2 zeigte ausführlich, dass die Genese der Mensch-Tier-Beziehung eine von Entmischungen und Vermischungen ist, „in denen sich auf immer wieder neue Weise die Transformationen der sozialen Verhältnisse und gesellschaftlicher Fortschritt manifestieren“ (Buchner-Fuhs/ Rose 2012: 18). Dadurch, dass diese komplexen Wandlungen und Distinktionsdynamiken in einem Großteil des vorherrschenden Diskurses nicht zur Kenntnis genommen werden, erscheint die Mensch-Tier-Beziehung quasi natürlich, unhistorisch und ungesellschaftlich. Dies wiederum leistet den skizzierten Idealisierungen und Generalisierungen in Bezug auf den Einsatz von Tieren in pädagogischen und therapeutischen Settings Vorschub. Um die Thematik der tiergestützten Interventionen zu einem anerkannten Verfahren zu machen und eine Institutionalisierung voranzubringen, ist es einfach unzulässig, zu unterstellen, dass der Einsatz von Tieren für alle sozialen Gruppen prinzipiell gewinnbringend ist – ohne dabei zu bedenken, dass es hoch differenzierte Symbolgehalte von Tieren für verschiedene (kulturelle) Gruppen gibt und dass diese ernst zu nehmende Probleme und Zugangsbarrieren erzeugen können<sup>98</sup>. Neben dem Wissen um die Hintergründe der Ambivalenz des Mensch-Tier-Verhältnisses, ethischer Erwägungen und tier(art)spezifischer Kenntnisse gilt es daher generell auch, ein Wissen um (kultur-)spezifische Tierbilder und –tabus zu entwickeln.

Ziehen wir Bilanz aus der wissenschaftlichen Situation zur Thematisierung der Mensch-Tier-Beziehung bzw. der Tiere: wie Greiffenhagen in ihrem Buch „Tiere als Therapie. Neue Wege in Erziehung und Heilung“ treffend schreibt und wie es unter 2.6. bereits geschildert wurde, steht die wissenschaftliche Entwicklung meist in enger Verbindung mit dem Zeitgeist (vgl. Greiffenhagen/ Buck Werner 2011: 63ff.). Versucht man den Zeitgeist in Beziehung auf das Verhältnis Mensch-Tier zu erfassen, stößt man unweigerlich auf eine gegensätzlich verlaufende Entwicklung – so auch in der Wissenschaft. Obwohl die Tiere im Kontext tiergestützter Interventionen im Mittelpunkt des Fachdiskurses stehen sollten, erhalten sie keinen Akteur- oder sogar Subjektstatus. Dies scheint völlig absurd. Philosophische

---

<sup>98</sup> Kulturspezifische Tierbilder sollen an dieser Stelle nicht weiter vertieft werden. Spezifische Beiträge diesbezüglich finden sich u.a. bei Serpell, James A. (1983): Der beste Freund oder der schlimmste Feind. Die Einstellung zum Haushund verändert sich je nach Kultur. In: Die Mensch-Tier-Beziehung, hrsg. von IEMT. Wien: Eigendruck. S. 121 ff.

Überlegungen zum Tier, wie „mangelhafte Vernunft“ und „minderwertige Seelen“ rechtfertigten wohl auch die bestehende Praxis der tiergestützten Interventionen. Auch Thomas Ryan kritisiert, dass sich die Soziale Arbeit schon immer relativ gleichgültig gegenüber den Bedürfnissen von Tieren verhalten hat – „und dies, obwohl Tiere doch unübersehbar Teil der menschlichen Welt sind (...). Vor diesem Hintergrund plädiert er für einen Moralkodex, der nicht allein Menschen im Blick hat, sondern Lebewesen unabhängig von ihrer Gattungszugehörigkeit einschließt – eine neue gedankliche Herausforderung für eine Disziplin, die sich bislang als Menschenrechtsprofession begreift“ (Buchner-Fuhs/ Rose 2012: 21).

Auch das skizzierte heutige ambivalente Mensch-Tier-Verhältnis (Nutztier mit Objektstatus vs. Heimtier mit Subjekt-/Partnerstatus) spiegelt sich in der paradoxen Situation des Diskurses zur tiergestützten Pädagogik/ Therapie wider: Während einerseits häufig das Selbstbild einer intensiven Tierzugewandtheit kultiviert wird, werden andererseits gleichzeitig enorme Abspaltungen erzeugt (vgl. Buchner-Fuhs/ Rose 2012: 16). Delfin, Hund und Pferd wird als pädagogischen Helfern ein hohes Maß an Aufmerksamkeit und Bedeutung gewidmet, wohingegen das Dasein vieler anderer Tierarten (in anderen Kontexten) keinesfalls von Interesse ist.

Die wichtigsten Erkenntnisse zur kritischen Bestandsaufnahme zur Thematisierung der Tiere in der Sozialen Arbeit sollen nun komprimiert, in Stichpunktform zum Zwecke einer übersichtlichen Zusammenschau kurz umrissen werden. Es fanden sich also in einem Großteil (nicht in allen, in manchen nur teilweise) der wissenschaftlichen Veröffentlichungen folgende Charakteristika in Bezug auf die Berücksichtigung des Mensch-Tier-Verhältnisses bzw. des Tieres:

- Anthropozentrische und teleologische Grundzüge,
- Idealisierung, Sentimentalisierung und Generalisierung der Wirkungen von Tieren auf Menschen,
- Kategorisierung und Hierarchisierung von Tierarten/ -rassen,
- Objektivierung, Instrumentalisierung der Tiere,
- Utilitaristische Perspektive,

- Ausblendung der Historie, der Ambivalenzen, der sozialen Distinktionen der Mensch-Tier-Beziehung.

Es zeigt sich klar, dass die wissenschaftliche Bearbeitung des Themas starke Defizite aufweist, die eine Institutionalisierung und die Entwicklung zu einem anerkannten Verfahren mit entsprechender Akzeptanz und Honorierung erschweren. Es können an dieser Stelle keine Handlungsempfehlungen aufgestellt oder methodische Fragen geklärt werden, doch es kann durch die Thematisierung einiger „Auffälligkeiten“ ein Anstoß gegeben werden, das Tierthema in der Sozialen Arbeit produktiv anzugehen und stimmige theoretische Ansätze zu entwickeln. So bedarf es beispielsweise einer einheitlichen, klaren Terminologie und spezifischer Standards, es bedarf einer grundlegenden Auseinandersetzung mit der Mensch-Tier-Beziehung und ihren (kultur-) spezifischen Differenzen sowie mit dem Tier selbst, es bedarf ethisch-moralischer Überlegungen und es bedarf vor allem auch einer kritischen Reflexion, die eine wissenschaftliche Distanz zu den eigenen Wünschen und Idealen herstellt. Grundlegend braucht ein derart komplexes, ambivalentes Thema Interdisziplinarität, um die Enge hinsichtlich des theoretischen und empirischen Horizonts, wie es derzeit in einem Großteil des existierenden Diskurses der Fall ist, aufzulösen (vgl. Buchner-Fuhs/ Rose 2012: 9). Denn, wenn sich Soziale Arbeit mit tiergestützten Interventionen beschäftigt, so ist dies in der Regel oftmals sehr schmalspurig. Daher müssen wissenschaftliche Disziplinen zu Rate gezogen werden, die mit ihrem je eigenen Wissenschaftsverständnis am Thema der Mensch-Tier-Beziehung arbeiten: Naturwissenschaften (Biologie, Zoologie, Ethologie, Human- und Tiermedizin) wie Sozialwissenschaften (Soziologie, Teilbereiche der Pädagogik und Psychologie) wie Geisteswissenschaften (Philosophie, Theologie, Teilbereiche der Pädagogik, Ethnologie, Anthropologie), usw. (vgl. Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 65). Unweigerlich stellt dies eine große Herausforderung an die Verständigung zwischen den unterschiedlichen Disziplinen mit ihren so unterschiedlichen Traditionen und Interessen dar. Greiffenhagen schlussfolgert: „In Wahrheit liegt in dem scheinbaren ‚Problem‘ eine Stärke: Alle verschiedenen Zugänge haben ihre Berechtigung (wenn sie überhaupt sauberen Forschungsdesigns folgen) und tragen ihre jeweiligen Fragestellungen, Theorien und Theorieansätze sowie ihre je eigenen Methoden bei, jeder an seinem eigenen Thema“ (Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011:

66). Dies könnte den bestehenden (verengten) Diskurshorizont nachdrücklich erweitern und dazu verhelfen „auf diese Weise das Tierthema in der Sozialen Arbeit produktiv zu entgrenzen und als interdisziplinären, vielschichtigen, widersprüchlichen und faszinierenden Gegenstand sichtbar zu machen“ (Buchner-Fuhs/ Rose 2012: 21).

## **5. Psychisch kranke Menschen – Analyse der Personengruppe**

Was in der Altenarbeit, speziell in Altersheimen schon seit längerer Zeit etabliert ist – der Einsatz von Tieren, um die Lebensqualität und das Wohlbefinden der Menschen zu verbessern und die vielfältigen möglichen Wirkeffekte von ihnen zu nutzen – führt in Heimen für psychisch kranke<sup>99</sup> Menschen noch immer ein regelrechtes Schattendasein. In modernen psychiatrischen und psychotherapeutischen Kontexten finden Tiere momentan hauptsächlich in psychiatrischen Krankenhäusern und Klinikabteilungen auf spezifische Weise Einzug.

„Dabei handelt es sich allerdings nicht unbedingt um Projekte in einem theoretisch und methodisch ausgearbeiteten ‚Setting‘. In den meisten Fällen dienen die Tiere in Freigehegen oder auf der Station eher einer Bereicherung des therapeutischen Umfelds als der Therapie im engeren Sinn. Pferde, Ziegen und Esel oder Hund, Katze und Kaninchen sind ein Element in den neuen Psychiatrie-Konzepten, die dem emotionalen Erleben der Patienten, d.h. den sozio-psychosomatischen Faktoren einen ebenso hohen (wenn nicht höheren) Stellenwert für die Heilung einräumen wie den rein somatischen oder kognitiven Faktoren“ (Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 167).

---

<sup>99</sup> Hinsichtlich der Verwendung der Begrifflichkeiten „(chronisch) psychische Krankheit oder Erkrankung“ oder „psychische Störung“ besteht keine klare Regelung.

Oftmals liegt eine „Krankheit“ bei der Häufung vieler schwerwiegender, hartnäckiger Symptome vor. Die „psychische Störung“ beinhaltet dann das Auftreten einzelner Schwierigkeiten (vgl. Cournos/ Sheehy 1998: 10). Der Begriff „chronisch psychisch krank“ geht bei dauerhaftem Verlauf von der „Nicht-Heilbarkeit“ der Erkrankung aus und impliziert eine genetisch bedingte Unveränderbarkeit (vgl. Obert 2001: 35).

Die vorliegende Arbeit wird keine einheitliche Terminologie führen, um der Verwirrung vorzubeugen, von welcher Form bzw. welchem Schweregrad des klinischen Bildes gesprochen wird. Das Hauptaugenmerk des Kapitels 5 wird auch nicht auf dem klinischen Bild oder den diagnostischen Kriterien und ihrem Schweregrad liegen, sondern vielmehr auf der individuellen und sozialen Lage der Menschen. Da sich die vorliegende Arbeit lediglich auf die Unterbringung in komplementären Einrichtungen begrenzt, ist davon auszugehen, dass die dort lebenden Menschen in ihrer Lebensbewältigung derart eingeschränkt sind, sodass es sich zumindest um eine psychische Krankheit – wahrscheinlich sogar in chronischer Form handelt.

Der Einbezug von Tieren dient dort also. vordergründig dazu, ein Umfeld (für die Behandlung) zu schaffen, das den Patienten – soweit wie möglich – „Wohnlichkeit, Alltäglichkeit, Familienähnlichkeit, Heimatlichkeit, Lebendigkeit, kurz: ein Stück ‚Normalität‘ trotz ihrer Krankheit und eines nötigen Klinikaufenthaltes lässt“ (ebd.: 167). Doch wie sieht es in Heimen für psychisch kranke Menschen aus? Insbesondere dort sollte – bedingt durch den langfristigen Aufenthalt der Menschen – die Herstellung eines wohnlichen, „normalen“ Milieus angestrebt werden. Doch in der Realität der Wissenschaft und Praxis finden sich nur vereinzelt Beispiele, die die Integration von Tieren in Heime für psychisch kranke Menschen fokussieren. Auf Grund dessen soll die vorliegende Arbeit diesbezüglich erste Anstöße geben, indem einige sollkonzeptionelle Überlegungen angestellt werden, die auf der Basis der Lebenslage psychisch kranker Menschen in Heimen und vor dem Hintergrund der bisherigen Erkenntnisse zur Mensch-Tier-Beziehung, zu möglichen Wirkmechanismen und zur Situation der tiergestützten Interventionen an sich rühren. Ferner liegt der Fokus auf der Frage, wie sich Tierhaltung in einem Heim integrieren lässt, auf Grund der These, dass gerade den Menschen (mit Beeinträchtigungen), die von Tieren „profitieren können“, dies meist (bedingt durch den Heimaufenthalt) verwehrt wird.

Im nachfolgenden Kapitel liegt der Schwerpunkt zuerst in der Erklärung psychischer Krankheiten. Um einen überschaubaren Rahmen zu gewährleisten, wird lediglich auf drei häufige Formen psychischer Probleme und Erkrankungen und ihre charakteristischen Symptome eingegangen. Ich orientiere mich dabei im Wesentlichen an der offiziell anerkannten und aktuellen Symptomeinteilung der ICD-10 (Internationale Klassifikation psychischer Störungen). Die Darstellung dieser psychischen Störungen erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit und setzt gewisse Grundkenntnisse voraus. Aus dem kurzen Überblick über die ausgewählten Störungsbilder der Schizophrenie, affektiver Störungen und Persönlichkeitsstörungen erfolgt eine Zusammenschau über die daraus resultierenden Probleme im Alltagsleben psychisch kranker Menschen sowie deren Lebenslage (im Heim). Aus diesen Erkenntnissen wird sodann die Funktion der Tiere und der tiergestützten Interventionen reflektiert. Dieses Vorgehen ist rein hypothetisch und bedient sich dabei – vorsichtig – der Übertragbarkeit von Feststellungen aus anderen Bereichen, zum Großteil aus der Gerontologie.

Kapitel 6 fußt dann also auf der Beschreibung des Profils der Lebenslage des Personenkreises der psychisch Kranken in Heimen und wirft entsprechende Planungsüberlegungen zum Einbezug von Tieren auf.

## **5.1. Psychische Störungen**

Nicht immer sind Krankheiten nur auf körperliche Ursachen zurückzuführen. Oftmals kann auch die Psyche einen Leidensdruck verursachen, der es den betroffenen Menschen erschwert bzw. nicht ermöglicht, ein „normales“ Leben zu führen. Es gibt vier Schlüsselbereiche menschlicher Aktivität, in denen sich Schwierigkeiten und Funktionsstörungen manifestieren können:

1. in der Art und Weise, wie Menschen ihre Gefühle erleben und äußern,
2. wie sie denken, urteilen und lernen,
3. wie sie sich verhalten,
4. beeinflussen psychische Störungen auch das körperliche Erleben und Empfinden (vgl. Cournos/ Sheehy 1998: 10f.).

Ebenso wie körperliche Krankheiten lassen sich auch psychische Störungen nach Schweregrad und Schädigung von „leicht beeinträchtigend“ bis hin zu „lebensbedrohlich“ kategorisieren (vgl. ebd.: 9). Wie bereits erwähnt wird jedoch in der nachfolgenden Darstellung der ausgewählten psychischen Störungen darauf verzichtet, den Schweregrad bzw. die klinisch-diagnostischen Kriterien näher zu bestimmen.

## **5.2. Klassifikation psychischer Störungen**

Die Zahl der psychischen Störungen ist groß. Daher ist es unabdinglich, ein Instrument zu haben, um ein Störungsbild von den anderen zu unterscheiden und abzugrenzen. Es erweist sich als sinnvoll, dass dieses Instrument eine klare Kommunikation zwischen den verschiedenen Professionen zulässt und dass es durch eine eindeutige Terminologie eine Abgrenzung der einzelnen Krankheitsbilder ermöglicht (vgl. MacKinnon/ Russakoff/ Roose/ Spitzer/ Williams 1998: 32). Zu diesem Zweck wurden zwei Klassifikationssysteme entwickelt: das „Diagnostic and

Statistical Manual of Mental Disorders“ (deutsch: „Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen“, kurz: DSM-IV) sowie die „International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems“ (deutsch: „Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme“, kurz: ICD-10). Ist ein Krankheitsbild anhand einer dieser beiden ähnlich aufgebauten Instrumente gefunden, so kann der zuständige Arzt oder Therapeut für diese Diagnose erfolgreiche Behandlungsansätze auswählen und anwenden (vgl. ebd.: 32).

Im Folgenden werde ich mich jedoch ausschließlich am international verbindlichen ICD-10 orientieren. Die nachstehende Übersicht zeigt die standardisierte Kategorisierung der Störungsbilder des Kapitel V (Psychische und Verhaltensstörungen):

<b>Klassifikation nach ICD-10</b>	
<b>F0</b> (F00 – F09)	Organische, einschließlich symptomatischer psychischer Störungen
<b>F1</b> (F10 – F19)	Psychische und Verhaltensstörungen durch psychotrope Substanzen
<b>F2</b> (F20 – F29)	Schizophrenie, schizotype und wahnhaftige Störungen
<b>F3</b> (F30 – F39)	Affektive Störungen
<b>F4</b> (F40 – F48)	Neurotische-, Belastungs- und somatoforme Störungen
<b>F5</b> (F50 – F59)	Verhaltensauffälligkeiten mit körperlichen Störungen und Faktoren

<b>F6</b> (F60 – F69)	Persönlichkeits- und Verhaltensstörungen
<b>F7</b> (F70 – F79)	Intelligenzminderung
<b>F8</b> (F80 – F89)	Entwicklungsstörungen
<b>F9</b> (F90 – F99)	Verhaltens- und emotionale Störungen mit Beginn der Kindheit und Jugend

Darstellung 4: ICD-10

(vgl. Dilling, Mombour, Schmidt 2011: 43ff.)

Die Darstellung zeigt Kapitel V mit der Bezeichnung „Psychische und Verhaltensstörungen“. Insgesamt umfasst das ICD-10 22 Krankheitskapitel, 261 Krankheitsgruppen, 2.037 Kategorien (dreistellige Krankheitsklassen) und 12.161 Sub-Kategorien (vierstellige Krankheitsklassen). Auch wenn Kapitel V des ICD-10 „nur“ 10 Krankheitsgruppen und 79 Kategorien auflistet, ist es leider dennoch nicht möglich, in der vorliegenden Arbeit alle Störungsbilder zu erläutern. Aus diesem Grund werden nachfolgend lediglich drei – die wohl bekanntesten Formen psychischer Probleme vorgestellt.

### 5.3. Ausgewählte Störungsbilder

Im Folgenden sollen die wesentlichen und charakteristischen Symptome der ausgewählten psychischen Erkrankungen Schizophrenie (F2), Persönlichkeitsstörungen (F6) und affektive Störungen (F3) skizziert werden.

### **5.3.1. Schizophrenie**

Schizophrene Erkrankungen zeichnen sich im Allgemeinen durch grundlegende Veränderungen von Denken (formale Denkstörung), Fühlen (affektive/ emotionale Störung), Verhalten (Verhaltensstörung) und Wahrnehmen (Wahrnehmungsstörung) aus (vgl. Dilling/ Mombour/ Schmidt 2011: 127). Sie betreffen die gesamte Persönlichkeit, beeinträchtigen die Grundfunktionen, die dem Menschen ein Gefühl von Individualität, Einzigartigkeit und Entscheidungsfreiheit geben und können sowohl den Kontaktverlust zur Realität als auch gravierende Persönlichkeitsstörungen zur Folge haben (vgl. Mukherjee/ Sackeim 1998: 213).

Charakteristische schizophrene Denkstörungen sind gekennzeichnet durch die Lockerung der Assoziationen, wodurch oftmals die Logik der Denkw Zusammenhänge verloren geht, das Denken vage, sprunghaft und verschwommen wird (vgl. Dilling/ Mombour/ Schmidt 2011: 128). Im Zuge dessen wird auch der sprachliche Ausdruck mitunter unverständlich, es kann zu einem Begriffszerfall oder –verschiebung, Neologismen oder Mutismus kommen.

„Menschen mit Schizophrenie äußern in der Regel abwegige oder unrealistische Gedanken. In vielen Fällen ist es aufgrund ihres ungeordneten Denkens schwierig, ihren Ausführungen zu folgen. Ihre Sätze scheinen zusammenhangslos. Die Gedanken springen ohne erkennbare Logik von einem Thema zum anderen. In anderen Fällen sagen Schizophrene von sich, daß sie überhaupt keine Ideen mehr hätten oder daß ihnen ihr Kopf ‚leer‘ erscheine. Mehr als jedes andere Symptom sind Anzeichen eines solchen ungeordneten Denkprozesses der Schlüssel zu einer zutreffenden Diagnose von Schizophrenie“ (Mukherjee/ Sackeim 1998: 213).

Darüber hinaus kann die „Ich-Grenze“ verwischen, d.h. die Gewissheit der Selbstidentität und Einheitlichkeit der eigenen Person geht verloren. Der betroffene Mensch fühlt sich verändert, fremd, teils unreal und von außen beeinflusst. Dies kann sodann noch durch möglicherweise auftretende Halluzinationen aller Sinnesmodalitäten verstärkt werden. Charakteristisch sind akustische Halluzinationen in Form von kommentierenden oder dialogischen Stimmen, die der schizophrene Mensch in der dritten Person über sich und sein Verhalten sprechen hört (vgl. Mukherjee/ Sackeim 1998: 213). „Diese Stimmen können den Betroffenen unbekannt sein, oder sie halten sie für die Stimme Gottes, des Teufels oder eines Freundes oder Verwandten“ (Mukherjee/ Sackeim 1998: 213). In der Folge kann die Realitätsauffassung des betroffenen Menschen verändert sein und sich durch eine

starke „Ich-Bezogenheit“ auszeichnen. Seine Stimmungen und Gefühlszustände könnten als „uneinheitlich“ und „ambivalent“ charakterisiert werden. „Ereignisse, die den Beteiligten normalerweise glücklich oder traurig machen würden – zum Beispiel eine Hochzeit oder ein Begräbnis – rufen bei Menschen mit Schizophrenie oft keine äußerlich erkennbare emotionale Reaktion hervor. Ihr Gesichtsausdruck und ihre Stimmlage bleiben unverändert, gleichgültig, was um sie herum geschieht“ (ebd.: 213). Derartige Reaktionen bezeichnet man als Flachheit des Affekts. Zusammen mit den eher instabilen oder inadäquaten Emotionen, der meist eingeschränkten Schwingungsfähigkeit und den beschriebenen Denkstörungen kann dies ein bedeutendes Symptom von Schizophrenie darstellen. Die Ambivalenz der Affekte und die Antriebsstörungen können mitunter von Mitmenschen auch als Trägheit oder Negativismus bis hin zu einer Apathie oder vollkommenen gleichgültigen Einstellung gedeutet werden. Oftmals treten auch bereits in frühen Stadien der Erkrankung Symptome und Verhaltensweisen wie der Interessenverlust an der Arbeit, sozialen Aktivitäten, dem persönlichen Erscheinungsbild und/ oder der Körperhygiene sowie Selbstversunkenheit auf (vgl. Dilling/ Mombour/ Schmidt 2011: 128f.). Die aufgeführten Symptome der grundlegenden und charakteristischen Störungen von Denken und Wahrnehmen sowie der inadäquaten bzw. verflachten Affektivität lösen beim Betroffenen Unsicherheiten und Hemmungen und bei einigen Mitmenschen Ablehnung und/ oder Unverständnis aus. Als Konsequenz manifestieren sich diese Probleme u.a. im sozialen Rückzug und emotionaler Isolation, sodass zwischenmenschliche Beziehungen kaum oder nur unter großen Schwierigkeiten aufrechterhalten werden können.

### ***5.3.2. Persönlichkeitsstörungen***

Unter Persönlichkeitsstörungen versteht man bestimmte Muster der Wahrnehmung oder des Verhaltens, die deutlich von der Mehrheit der Bevölkerung abweichen. Diese Abweichungen in der Persönlichkeitsstruktur sind in besonderer Weise ausgeprägt, unflexibel und wenig angepasst und zeigen sich in starren Reaktionen auf unterschiedliche persönliche und soziale Lebenslagen (vgl. Dilling/ Mombour/ Schmidt 2011: 274).

„Die Persönlichkeit gestattet es zu funktionieren, zu wachsen und sich an das Leben anzupassen. Die Persönlichkeit mancher Menschen wird jedoch starr und unreflexibel. Statt ihnen die Möglichkeit zu eröffnen, flexibel auf Herausforderungen zu reagieren, bedingen die charakteristischen Persönlichkeitsstile dieser Menschen geradezu, daß sie unglücklich, unerfüllt oder außerstande sind, ihr Leben aus eigener Kraft zu gestalten. Statt anpassungsfördernde Persönlichkeitsstile herauszubilden, entstehen bei diesen Männern und Frauen Persönlichkeitsstörungen“ (Oldham/ Skodol 1998: 202).

Diese Erlebens- und Verhaltensmuster, die aufgrund von Entwicklungsbedingungen in der Kindheit und späteren Lebensabschnitten, genetischen Faktoren und/ oder erworbenen Hirnschäden heraus entstehen, weichen also von einem flexiblen, situationsangemessenen Erleben und Verhalten ab und bedingen häufig ein persönliches Leiden und eine gestörte soziale Funktions- und Leistungsfähigkeit (vgl. Dilling/ Mombour/ Schmidt 2011: 274ff.).

Es gibt unterschiedliche Formen von Persönlichkeitsstörungen. Eine Auswahl soll nachfolgend dargelegt werden. Dies zeigt einerseits die mannigfaltigen Formen dieser Störungen, andererseits dient es dazu, ein insgesamt besseres Verständnis hinsichtlich der Grundzüge einer Persönlichkeitsstörung zu entwickeln.

Bei einer paranoiden Persönlichkeitsstörung interpretieren die Betroffenen das Verhalten anderer Menschen so, als wollten diese ihnen schaden, sie bedrohen oder hintergehen. „Oft sind die Betroffenen krankhaft eifersüchtig und bezweifeln ohne ersichtlichen Grund die Treue und Vertrauenswürdigkeit von Freunden und Liebes- oder Ehepartnern“ (Oldham/ Skodol 1998: 205).

Die histrionische Persönlichkeitsstörung zeichnet sich durch eine übermäßige Emotionalität und den Drang, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen aus. Dies wird versucht mit allen Mitteln herzustellen: „Oft sind sie übermäßig auf ihr Äußeres bedacht und verhalten sich entsprechend verführerisch und sexuell aufreizend. Sie sind egozentrisch und fordern sofortige Bedürfnisbefriedigung“ (ebd.: 207).

Menschen, die unter der narzisstischen Persönlichkeitsstörung leiden, halten sich selbst für übertrieben wichtig, übertreiben entsprechend ihre Leistungen und Vorzüge und erwarten stets besondere Anerkennung – ob diese gerechtfertigt ist oder nicht. Laut ICD-10 müssen mindestens fünf der sieben folgenden Merkmale für das Vorliegen einer narzisstischen Persönlichkeitsstörung zutreffen: Größengefühl, Phantasien über unbegrenzten Erfolg, Macht, Schönheit oder ideale Liebe, Gefühl der Einmaligkeit, Bedürfnis nach übermäßiger Bewunderung, unbegründete Anspruchshaltung, Ausnützung von zwischenmenschlichen Beziehungen, Mangel an

Empathie, Neidgefühle oder Überzeugung, beneidet zu werden, arrogantes, hochmütiges Verhalten (vgl. Dilling/ Mombour/ Schmidt 2011: 283).

Für eine Borderline-Persönlichkeitsstörung sind emotionale Instabilität, chaotische zwischenmenschliche Beziehungen, ein schwankendes Selbstbild und unklare und gestörte Ziele und „innere Präferenzen“ (einschließlich der sexuellen) charakteristisch. Die deutlichsten Auswirkungen manifestieren sich in der Neigung zu intensiven, aber unbeständigen Beziehungen mit übermäßigen Anstrengungen nicht verlassen zu werden: „Ihre Beziehungen sind unstet und intensiv. Sie wechseln rasch und unvorhersagbar zwischen intensivem Engagement und eisiger Gleichgültigkeit hin und her. Außerdem verhalten sie sich häufig selbstschädigend und destruktiv. Sie versuchen verzweifelt, realem oder eingebildetem Verlassenwerden zu entgehen. Häufig drohen sie mit Selbstmord bzw. unternehmen manipulative Suizidversuche, um jemanden eine Reaktion zu entlocken oder sich an ihm zu rächen“ (Oldham/ Skodol 1998: 206f.).

Als letzte Form der Persönlichkeitsstörungen soll die selbstunsichere Persönlichkeitsstörung kurz charakterisiert werden. Betroffene Menschen sehnen sich nach sozialer Akzeptanz und leiden oftmals unter ihrer Unfähigkeit, befriedigende Beziehungen zu anderen aufzubauen. Grund ist häufig die allgegenwärtige Überzeugung, selbst sozial unbeholfen, unattraktiv und minderwertig im Vergleich zu anderen zu sein: „In Gesellschaft sind sie in der Regel schweigsam, aus Angst, etwas zu sagen, was man für dumm oder unangebracht halten könnte. Sie sind durch Kritik oder Mißbilligung leicht zu verletzen und fürchten sich vor einer öffentlichen Blamage“ (ebd.: 208). Die Folge ist, dass Menschen mit einer selbstunsicheren Persönlichkeit selten Freunde oder enge Vertraute außerhalb dem Kreis ihrer unmittelbaren Familie haben und am liebsten an eingeschliffenen Gepflogenheiten festhalten (vgl. Dilling/ Mombour/ Schmidt 2011: 282).

Insgesamt wird bei der Darstellung der verschiedenen Formen von Persönlichkeitsstörungen – trotz ihrer Verschiedenartigkeit und je spezifischen problembehafteten Merkmale – sichtbar, dass die Betroffenen in ihren persönlichen Lebenslage und ihrer beruflichen und sozialen Leistungsfähigkeit stark eingeschränkt sind. Folglich wirken sich diese tief verwurzelten, anhaltenden Verhaltensmuster erschwerend im Hinblick auf das Zustandekommen oder/ und langfristige Bestehen zwischenmenschlicher Beziehungen aus.

### **5.3.3. Affektive Störungen**

Die Hauptsymptome affektiver Störungen (früher: manisch-depressive Erkrankung) bestehen in der Veränderung der Stimmung oder der Affektivität (vgl. Dilling/ Mombour/ Schmidt 2011: 159). Der Affekt äußert sich meist gedrückt in Form von Depressionen (mit oder ohne begleitende Angst) oder in Richtung einer gehobenen Stimmung (Manie). In diesem Zusammenhang wird der Begriff „Affekt“ im Sinne von Grundstimmung gebraucht. Der Stimmungswechsel geht in der Regel mit einem Wechsel des allgemeinen Aktivitätsniveaus, einer veränderten Motivation und Energie und einer veränderten Einstellung zum Leben einher (vgl. ebd.: 159). Darüber hinaus kann die Erkrankung von inhaltlichen oder formalen Denkstörungen begleitet sein. Die meisten dieser Störungen verlaufen in sich wiederholenden, zeitlich abgegrenzten Episoden, deren Beginn oftmals in Zusammenhang mit belastenden Ereignissen oder Situationen gebracht werden können (vgl. ebd.: 159). „Bei den Affektiven Störungen ist die Steuerung der emotionalen Reaktionen aus dem Gleichgewicht geraten. Hauptmerkmal ist eine hartnäckige, immer wiederkehrende Niedergeschlagenheit oder Euphorie, manchmal beides abwechselnd“ (Endicott/ Quitkin/ Wittchen 1998: 119). Affektive Störungen werden in zwei große Kategorien unterteilt: die unipolaren Störungen (Krankheitsbilder mit ausschließlich depressiven oder manischen Phasen) und die bipolaren Störungen (abwechselnde manische und depressive Phasen), wobei unipolare Störungen weitaus häufiger auftreten als bipolare Störungen (vgl. ebd.: 119ff.).

#### **5.3.3.1. Depressive Episode**

Die depressive Episode (im Folgenden Depression genannt) zeichnet sich gewöhnlich durch die typischen Symptome von gedrückter Stimmung, Interessensverlust, Freudlosigkeit und einer Verminderung des Antriebs - verbunden mit erhöhter Ermüdbarkeit aus (vgl. Dilling/ Mombour/ Schmidt 2011: 169). Dabei muss jedoch deutlich von Gefühlen der Niedergeschlagenheit und Traurigkeit unterschieden werden, die bei allen Menschen hin und wieder auftreten<sup>100</sup>. Endicott,

---

<sup>100</sup> Endicott, Quitkin und Wittchen entwickelten eine Reihe von Fragen, die helfen soll(t)en, herauszufinden, ob es sich bei einer Stimmung um eine Anwendung von Niedergeschlagenheit handelt oder ob diese Stimmung

Quitkin und Wittchen meinen dazu: „Emotionen lassen sich auf einer Skala von vorübergehend bzw. angemessen bis zu extrem hartnäckig und unangemessen anordnen. An irgendeinem Punkt dieser Skala überschreitet die Stimmungslabilität die Schwelle zur klinischen Störung, die einer Behandlung bedarf und davon profitiert“ (Endicott/ Quitkin/ Wittchen 1998: 119). Der depressive Gefühlszustand ist vielmehr im Sinne einer „inneren Leere“, Lustlosigkeit und Gefühlslosigkeit zu verstehen, welche die gesamte Affektivität des Betroffenen betrifft. Pessimistisches und negatives Denken ist charakteristisch für depressiv erkrankte Menschen, die ferner häufig davon sprechen, dass sie nichts mehr bewegt und motiviert und sie Freude, Mitleid, Liebe oder andere Gefühle nicht oder kaum mehr empfinden können. Aus diesem für die Betroffenen eindeutigen und manchmal ununterbrochenen unglücklichen, trübsinnigen, hoffnungslosen und verzweifelten Gefühlszustand und der damit verbundenen erheblich eingeschränkten emotionalen Ansprechbarkeit sind die erkrankten Menschen oftmals nicht in der Lage situativ mitzuschwingen, woraus folgenschwere soziale Probleme entstehen können. Für Angehörige können sie oftmals gefühllos, distanziert und nicht beziehungsfähig erscheinen, wodurch viele depressive Menschen dazu neigen, sich gesellschaftlich und emotional von anderen Menschen zurückzuziehen und sich in ihren verschiedenen Rollen für unzulänglich zu halten (vgl. ebd.: 123).

Die ICD-10 unterscheidet verschiedene Schweregrade einer Depression und unterteilt diese in leichte, mittelgradige und schwere Episoden. Je nach Schweregrad und Verlaufsmuster der Depression wird das Leben der Betroffenen in einem unterschiedlichem Grad beeinträchtigt. Grundsätzlich sind folgende Symptome – mehr oder weniger stark ausgeprägt – charakteristisch für die depressive Episode: Verminderung des Antriebes, der Konzentrationsfähigkeit, der Aufmerksamkeit, begleitet von einer erhöhten Ermüdbarkeit nach nur kleinen Anstrengungen. Dies führt zu einer deutlichen Einschränkung der Aktivität, sodass selbst alltägliche Aufgaben und Verrichtungen als Überforderung erlebt werden (vgl. Dilling/ Mombour/ Schmidt 2011:170f.). Die erkrankte Person ist häufig nicht (mehr) oder nur sehr begrenzt in der Lage, soziale, häusliche und berufliche Tätigkeiten fortzuführen (vgl. ebd.: 170). Im Hinblick auf einhergehende körperliche Probleme sind psychomotorische Verlangsamungen (Verlangsamungen der Körperbewegungen

---

bereits im pathologischen Bereich liegt, d.h. ob bereits eine Depression vorliegt. Siehe dazu: Endicott/ Quitkin/ Wittchen 1998: 120.

und des Denkens, Handelns und Sprechens bis hin zum Stupor), Schlafstörungen (Schlaflosigkeit- oft in Form von frühmorgentlichem Erwachen und einem charakteristischem Morgentief oder übermäßiges Schlafbedürfnis), Appetitverlust, Libidoverlust, Energieverlust und Müdigkeit (vgl. ebd.: 170ff.). Die beschriebenen Symptome führen zu einem negativen Selbstkonzept in der depressiven Episode, welches sich durch ein stark vermindertes Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen, Schuldgefühle, Gefühle von Wertlosigkeit sowie pessimistischen Zukunftsperspektiven auszeichnet (vgl. ebd.: 170f.). Die Folge dieses negativen Selbstkonzeptes sind nicht selten Suizidgedanken, Selbstverletzungen und/ oder Suizidhandlungen (vgl. ebd.:170). Bei schweren depressiven Episoden können zusätzlich noch psychotische Symptome auftreten, die sich in Form von Wahnideen oder Halluzinationen zeigen. „Der Wahn schließt gewöhnlich Ideen der Versündigung, der Verarmung oder einer bevorstehenden Katastrophe ein, für die sich der Patient verantwortlich fühlen kann“ (ebd.: 175) Akustische Halluzinationen bestehen zumeist aus diffamierenden oder anklagenden Stimmen.

Insgesamt kann die Dauer depressiver Episoden sehr unterschiedlich sein und im Extremen von wenigen Tagen bis zu mehreren Jahren reichen. In Abhängigkeit der Dauer und des Schweregrades der Episoden stehen die mehr oder weniger starken Belastungen in der Lebensbewältigung der Betroffenen, die sich in der Stimmung, dem Verlust von Vergnügen, Interesse und Motivation, dem Denken und der Selbstachtung sowie nicht zuletzt in sozialen und körperlichen Problemen manifestieren.

#### **5.3.3.2. Manische Episode**

Charakteristisch für die manische Episode sind die situationsinadäquat gehobene Stimmung sowie „eine Steigerung in Ausmaß und Geschwindigkeit der körperlichen und psychischen Aktivität“ (Dilling/ Mombour/ Schmidt 2011: 160). Sie ist mit einem gesteigerten Antrieb, extremer Euphorie und Begeisterung verbunden und führt zu Überaktivität, Ruhelosigkeit, Rededrang, starker Ablenkbarkeit und vermindertem Schlafbedürfnis.

„Die meisten Menschen haben in diesem Zustand ein überstarkes bis grandioses Selbstgefühl. Sie sind extrem gesprächig, ja scheinen geradezu unter einem

Redezwang zu stehen, ihre Gedanken rasen von einem Gegenstand zum nächsten, und sie sind oft äußerst ablenkbar. Die scheinbar unerschöpflichen Energiereserven manischer Menschen können erstaunlich sein. Sie stürzen sich mit überaktiver Energie in die Arbeit, in gesellschaftliche, schulische oder sexuelle Aktivitäten und haben ein sehr geringes Schlafbedürfnis“ (Endicott/ Quitkin/ Wittchen 1998: 136).

Typisch ist jedoch auch der Verlust an Selbstbeherrschung und Zurückhaltung und die mangelnde Fähigkeit, die Konsequenzen der eigenen Handlungen zu beurteilen. So beginnen erkrankte Personen oftmals überspannte und undurchführbare Projekte, sie geben leichtsinnig Geld – teilweise bis zur Überschuldung – aus oder reagieren in spezifischen Situationen oftmals unangemessen aggressiv, verärgert oder scherzhaft. Weitere unangenehme Auswirkungen der manischen Episode sind, dass die Nahrungsaufnahme und/ oder die Hygiene z.T. „vergessen“ oder nicht mehr als wichtig empfunden wird, was zu gefährlicher Dehydratation oder Verwahrlosung führen kann. Die übersteigerte Gesprächigkeit, der Rededrang und das beschleunigte Denken führen mitunter dazu, dass die betroffenen Menschen von anderen nicht mehr verstanden werden. Für das Umfeld und die Familie ist die Erkrankung oftmals mit erheblichen Belastungen verbunden, sodass es nicht selten zu sozialer Ablehnung kommt.

Ähnlich wie in der depressiven Episode können auch in der manischen Episode zusätzlich psychotische Symptome auftreten: „Selbstüberschätzung und Größenideen können in Wahn einmünden; aus Reizbarkeit und Misstrauen kann sich ein Verfolgungswahn entwickeln. In schweren Fällen können Größenideen oder religiöse Wahnvorstellungen, welche die eigene Identität oder Rolle betreffen, im Vordergrund stehen“ (Dilling/ Mombour/ Schmidt 2011: 162f.).

Obwohl die manischen Phasen von den Betroffenen oftmals als produktiv und angenehm erfahren werden, haben sie dennoch weitreichende belastende Einflüsse auf deren Leben, sodass insbesondere die soziale und berufliche Kompetenz und Leistungsfähigkeit eingeschränkt werden.

### **5.3.3.3. Bipolare affektive Störungen**

Zustände der manischen Episode und der depressiven Episode können auch mehr oder minder regelmäßig abwechselnd auftreten. Man spricht also dann von einer bipolaren affektiven Störung, wenn mindestens zwei Episoden vorliegen, in denen

Stimmung und Aktivitätsniveau des Betroffenen deutlich gestört sind (vgl. Dilling/ Mombour/ Schmidt 2011:164). Es tritt also einmal eine gehobene Stimmung, vermehrter Antrieb und Aktivität (manische Episode) auf, dann wieder eine Stimmungssenkung, verminderter Antrieb und Aktivität (depressive Episode). Zwischen den Episoden besteht typischerweise vollständige Remission. Manische und depressive Episoden treten in unregelmäßiger Folge und unterschiedlicher Dauer auf. Depressive Episoden sind dabei am häufigsten (insgesamt etwa dreimal häufiger als manische Phasen) und tendieren zu längerer Dauer<sup>101</sup>. Im Hinblick auf die Abfolge der Störungsphasen gilt folgendes: „Manche Menschen stürzen unmittelbar von einer Stimmung in die andere, während andere zwischen den Episoden auch Perioden normaler Stimmung erleben. Manche Betroffene bleiben jahrelang rückfallfrei, während andere an immer häufigeren Episoden leiden“ (Endicott/ Quitkin/ Wittchen 1998:137).

Insgesamt wird bei den affektiven Störungen – unabhängig davon ob unipolar oder bipolar – ersichtlich, dass die Betroffenen bedingt durch die (stetigen) Veränderungen der Stimmung oder der Affektivität und den Wechsel des allgemeinen Aktivitätsniveaus in ihrer persönlichen Lebenslage, ihrer sozialen und beruflichen Leistungsfähigkeit und nicht zuletzt in ihrer Beziehungsfähigkeit und –gestaltung stark eingeschränkt sind.

#### **5.4. Zur Lebenslage psychisch kranker Menschen**

Vergegenwärtigen wir uns – basierend auf der Darstellung der drei ausgewählten Störungsbilder – nun im Folgenden die Lebenssituation psychisch kranker Menschen. Der vorangegangene Punkt ermöglichte es, folgenden Konsens zu finden: Die einzelnen Erkrankungen weisen ihre je spezifischen Symptome auf, aus welchen sich unterschiedliche problembehaftete Situationen in Bezug auf das Denken, Fühlen, Wahrnehmen und Verhalten für die Betroffenen ergeben können. Aus diesen spezifischen Problemen kann möglicherweise eine lange Kette an Folgeproblemen entstehen, die –generalisiert betrachtet – im Folgenden skizziert

---

<sup>101</sup> Depressive Episoden dauern im Mittel etwa sechs Monate, manische Episoden durchschnittlich vier Monate.

werden. Ein übergreifendes Merkmal besteht beispielsweise darin, dass viele psychisch kranke Menschen am Rande des gesellschaftlichen Alltags ausgegrenzt und isoliert, verbunden mit einem geringen gesellschaftlichen Status ein relativ armes Dasein fristen (vgl. Obert 2002: 36). Eine Grundvoraussetzung für die Interaktion mit anderen Menschen ist die emotionale Schwingungsfähigkeit<sup>102</sup>, die insbesondere bei schweren affektiven Störungen und einigen Formen der Persönlichkeitsstörungen stark beeinträchtigt ist. Durch den Verlust dieser Fähigkeit und der Abflachung der Affekte wirken die Betroffenen auf ihre Mitmenschen oftmals gefühllos, distanziert und/ oder nicht beziehungsfähig. Irritationen, Unsicherheit und Hilflosigkeit auf Seiten des Umfeldes sind nicht selten die Folge, was sich auch in den sehr unterschiedlichen Umgangsweisen widerspiegelt: z.B. durch ärgerliche, kritische oder aggressive Überreaktionen, überfürsorgliche Verhaltensweisen ("High-Expressed-Emotions"), Resignation, Desinteresse oder Ablehnung und Distanzierung gegenüber den Betroffenen (vgl. Obert 2002: 37f.). Die häufigen ablehnenden Reaktionen aus dem Umfeld in Verbindung mit Gefühlen der Überforderung, dem gegenseitigen Nicht-Verstehen, der teilweise eingeschränkten Kommunikation und dem Verlust des Antriebes führen häufig zum Rückzug, zur Resignation bis hin zur Isolation und Vereinsamung der Betroffenen.

„Von Kontakten und Beziehungen zu Angehörigen oder Bekannten aus der Psychiatrieszene abgesehen, bestehen kaum noch Beziehungen zum normalen Alltag. Das heißt allerdings nicht, das Single-Dasein in einer bewussten Entscheidung frei ausgewählt zu haben, im Gegenteil. In der Mehrzahl der Fälle steht der Wunsch nach einer eigenen Familie an vorderer Stelle und führt zu zusätzlichem Leid, wenn der Widerspruch zwischen Wunsch/ Anspruch und realer Lage wahrgenommen und erlebt wird. Es handelt sich dabei um Prozesse, deren Entstehungsbedingungen in der Verbindung von krankheitsbedingten Ereignissen und gesellschaftlichen Ausgrenzungs- und Stigmatisierungsmechanismen zu suchen sind“ (Obert 2002: 37).

Vor allem dann, wenn sich chronische psychische Erkrankungen herausbilden, ist damit oft der Zerfall der sozialen Kontakte verbunden, der mit Rückzug, Isolierung, Alleinsein und nicht selten auch Scham- und Schuldgefühlen einhergeht. In wechselseitigem Zusammenhang mit der sozialen Ausgrenzung steht oftmals auch der Verlust der beruflichen Leistungsfähigkeit, der in der Regel mit Langzeitarbeitslosigkeit einhergeht – ohne oder nur mit äußerst geringen Chancen, ein sozialversicherungspflichtiges Beschäftigungsverhältnis zu erreichen (vgl. Obert

---

<sup>102</sup> Die emotionale Schwingungsfähigkeit meint die Sensibilität für die Empfindungen anderer Personen und die Fähigkeit, auf diese emotional adäquat einzugehen.

2002: 36). „Entweder konnte krankheitsbedingt der Weg in kontinuierliche Arbeit oder in einen Beruf nie beschritten werden. Oder das spätere Herausfallen aus dem Arbeitsprozess führte nach und nach zu einer langfristigen Arbeitslosigkeit mit Frühberentung (fast) ohne Aussicht auf eine Rückkehr in den ersten oder zweiten Arbeitsmarkt“ (Obert 2002: 36). In diesem Kontext ist auf mehrere weitreichende Folgen der Arbeitslosigkeit hinzuweisen: Einerseits wird die materielle Lage der betroffenen Menschen erschwert. Ein Großteil der psychisch kranken Menschen lebt in relativer materieller Armut von Sozialhilfe oder einer kleinen Erwerbsunfähigkeitsrente oder ist materiell abhängig von Angehörigen<sup>103</sup> (vgl. Obert 2002: 36). Andererseits bedeutet die Ausgrenzung aus dem Arbeitsprozess in der heutigen noch immer weitestgehend über Lohnarbeit definierten Gesellschaft für jeden Einzelnen, gesellschaftlich nicht mehr gebraucht zu werden, keine Aufgabe mehr zu haben und im gesellschaftlichen Abseits zu stehen, was dem sozialen Rückzug Beschleunigung bietet (vgl. ebd.: 36f.). Es manifestiert sich noch ein weiteres Folgeproblem der Arbeitslosigkeit: Durch den entfallenen geregelten Arbeitstag, verfügen die Betroffenen unfreiwillig über viel freie Zeit und verlieren ihre Tagesstrukturierung und damit ihre Selbstständigkeit und ihr Selbstbewusstsein. Obert bewertet die fehlende Alltagsstrukturierung und Handlungsfähigkeit der psychisch kranken Menschen in Bezug auf ihre Lebenslage wie folgt: „Rückzug, Isolation, Alleinsein, Scham- und Schuldgefühle, fehlende Gelegenheiten, sich mit anderen zu treffen und mit ihnen Zeit zu verbringen, sind nicht nur Begleiterscheinungen. Es handelt sich dabei um Merkmale und Faktoren, welche die Lebenslage bestimmen“ (Obert 2002: 37).

Generell lässt sich daher schlussfolgern, dass eine länger bestehende psychische Krankheit – je nach Schweregrad - meist eine Verschlechterung der allgemeinen Lebensbedingungen für die Person (und ihr Umfeld) zur Folge hat. Genannt wurden vor allem Arbeitslosigkeit, finanzielle Probleme, Armut, soziale Isolation und belastete (innerfamiliäre) Beziehungen. Diese Faktoren können wiederum eine Verstärkung

---

<sup>103</sup> In einer Untersuchung von Klaus Obert aus dem Jahre 1998 sind folgende Resultate in Bezug auf die materielle Situation psychisch kranker Menschen relevant. Ermittelt wurde die Einkommenssituation von 216 vom Sozialpsychiatrischen Dienst Bad Cannstatt langfristig betreuten Menschen.

Von den 216 Personen lebten 31,5% von Sozialhilfe, 29,6% von Erwerbsunfähigkeitsrente, 14,3% von Altersrente, 11,5% von Arbeitslosengeld, -hilfe und Krankengeld, 8,3% von Angehörigen und nur 4,8% bestritten ihre Existenz über eine sozialversicherungspflichtige Beschäftigung (vgl. Obert 2002: 36).

der psychischen Erkrankung bedingen bzw. erschwert und verschärft die Wechselwirkung von Symptomen und die (fehlende) Wahrnehmung der Erkrankung vor dem Hintergrund der beschriebenen Probleme die randständige und von permanenter Ausgrenzung bedrohte Lebenslage psychisch kranker Menschen. Zugespitzt könnte man sagen: „Der durchschnittlich (chronisch) psychisch kranke Mensch“ verliert im Zuge seiner Krankheit seine Selbstständigkeit, seines Tagesstrukturierung, seine sozialen Kontakte, oftmals seinen Beruf und dadurch sein Selbstbewusstsein, Selbstwertgefühl und seine Selbstsicherheit.

„Die Gefährdung zentraler Kategorien des Alltags wie materielle Ressourcen, Wohnen, Arbeit und Beschäftigung, Kontakte und Beziehungen, Freizeit, Teilhabemöglichkeiten am gesellschaftlichen Leben in wechselseitigem Zusammenhang mit der psychischen Erkrankung, die Wahrnehmung und das Erleben der eigenen Lage belegen eindeutig, dass die Lebenslage chronisch psychisch kranker Menschen prekär ist und weitgehend abgetrennt vom ‚normalen‘ gesellschaftlichen Leben verläuft“ (Obert 2002: 39).

Selbstverständlich müssen nicht alle hier aufgeführten Merkmale in gleicher Intensität, statisch und gleichzeitig bei allen psychisch kranken Menschen auftreten, doch es ist anzunehmen, dass einige überproportional oft vorliegen. Insbesondere die mangelnde soziale Kompetenz<sup>104</sup> bis hin zur sozialen Inkompetenz scheint sich bei psychisch kranken Menschen als ein generelles Problem zu manifestieren. Zur Charakteristika mangelnder sozialer Kompetenz zählen die Fehleinschätzung der eigenen Kompetenz, Fehlinterpretationen der sozialen Realität, Defizite auf allen Stufen der Informationsverarbeitung und insgesamt weniger positive Problemlösestrategien.

Im Rahmen einer Langzeitbetreuung psychisch kranker Menschen (z.B. in Form von Wohnheimen) finden die erwähnten Probleme in der Lebenslage der Betroffenen verstärkt Einzug. Hier gilt die Abnahme sozialer Kontakte und das nur sehr begrenzt ausgebildete, wenig unterstützende soziale Netzwerk als besonders problematisch im Hinblick auf die soziale Isolation. Heimbewohner haben hauptsächlich Kontakt zum Pflorgeteam, Pädagogen und Therapeuten. Das Heim wird dann zu einem eigenständigen Kreislauf, das – bedingt durch die fehlende Rehabilitationspflicht – oftmals zur absoluten sozialen Isolation, zur „Verelendung“ und damit zur

(lebenslangen) Randständigkeit und Ausgrenzung aus dem gesellschaftlichen Leben.

Kurzum: Die dargestellten ineinandergreifenden Problembereiche (soziale Randständigkeit, schwierige finanzielle Lage, Arbeitslosigkeit, fehlende Tagesstrukturierung, etc.) verbunden mit der eigenen (veränderten) Wahrnehmung, dem Erleben und der Be- und Verarbeitung der eigenen Situation sowie den eingeschränkten psychosozialen Kompetenzen können verstärkend aufeinander wirken und in der Folge zu einer Ausgrenzungsspirale führen. Für die Soziale Arbeit mit (chronisch) psychisch kranken Menschen bedeutet das ein enormes Spektrum an notwendige Unterstützungsmechanismen. Abschließend sollen nun einige Methoden und Ziele aufgeführt werden, die den Personenkreis der (chronisch) psychisch kranken Menschen ins Zentrum der Arbeit rücken, um dessen Lebenslage und –qualität zu verbessern und zu fördern.

Bezüglich der bereits mehrfach erwähnten drohenden sozialen Isolation psychisch kranker Menschen gilt es, die Inklusion in gesellschaftliche Teilsysteme und eine bessere Integration von Mensch mit psychischen Erkrankungen anzustreben. Dies zu erreichen sind u.a. folgende (sozialpädagogische) Teilziele denkbar:

- Erhalt, Festigung oder Weiterentwicklung der persönlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten,
- Aktivierung und Stärkung von Ressourcen zur sozialen und beruflichen Wiedereingliederung,
- Teilhabe und aktive Mitgestaltung an sozialen und kulturellen Prozessen,
- Sicherung oder Wiederherstellung eines möglichst selbstbestimmten Lebens im sozialen und kulturellen Umfeld (Tagesstruktur),
- Wahrnehmung eigener Bedürfnisse und persönlicher Befindlichkeiten unter Berücksichtigung der Selbst- und Fremdwahrnehmung,
- Aufbau und Entwicklung eines Selbstwertgefühls durch Erfolgserlebnisse in übertragenen Aufgaben und ausgeführten Tätigkeiten.

Ob und in welcher Form der Einsatz von Tieren zur Umsetzung dieser sozialpädagogischen Interventionen hilfreich ist und inwiefern die nachgewiesenen möglichen positiven Wirkungen auch auf die Personengruppe psychisch kranker Menschen übertragen werden können, gilt es aufzuzeigen.

## 5.5. Psychisch kranke Menschen und Tiere

Der Überblick über die ausgewählten Störungsbilder lässt die Schlussfolgerung zu, dass psychische Gesundheit in engem Zusammenhang mit sozio-emotionalen Kompetenzen wie Empathie, Bindung und Selbstwertgefühl steht. Dies alles sind Faktoren, welche durch den Kontakt mit Tieren maßgeblich beeinflusst werden können. Tiere können gewiss einem Problem wie der Arbeitslosigkeit oder der materiellen Armut psychisch kranker Menschen nicht entgegenwirken. Doch sie können unter Umständen zu einem wichtigen (Dialog-) Partner der Betroffenen werden, der positive Effekte bezüglich der Überwindung sozialer Isolation, der Stärkung der Sozialkompetenz und des Selbstbewusstseins, der Strukturierung und Ritualisierung des Tagesablaufs – insgesamt also der Verbesserung der Lebensqualität – bewirkt.

Otterstedt spricht in diesem Kontext von einer leichteren Zugänglichkeit psychisch kranker Menschen gegenüber Tieren im Vergleich zu Menschen: „Es scheint, dass Menschen sich eher Tieren emotional öffnen und anvertrauen, als einem Menschen. Dies betrifft v.a. Menschen, die physisch, psychisch und sozial eingeschränkt leben müssen, emotionellen Ausdruck und Körperkontakt missen“ (Otterstedt 2003c: 95). Diese Begebenheit liegt möglicherweise der Unvoreingenommenheit der Tiere zugrunde, die unabhängig von Attraktivität, Gesundheitszustand und Stimmung des jeweiligen Menschen eine bedingungslose Akzeptanz, Würdigung und Zuwendung zeigen, keine kognitiven und/ oder kulturellen Bewertungen vornehmen und keine Vorurteile haben oder Bedingungen stellen. Gerade für Menschen, denen der Aufbau und die Gestaltung zwischenmenschlicher Kontakte schwer fällt, stellt ein Tier – zumindest zeitweise- einen alternativen (Dialog-) Partner dar. Das Tier als Gesprächspartner anzusehen, ihn als Adressaten von Ansprache zu „nutzen“, ist ein augenscheinliches Kriterium für den Stellenwert, den das Tier für den betroffenen Menschen einnimmt. Über die psychische Wirkung und emotionale Bedeutung analoger Kommunikation wurde bereits berichtet. Auch das Erzählen, Mitteilen von Gedanken, Sorgen und Ereignissen erfüllt das Bedürfnis, sich aussprechen zu können. Einen Zuhörer zu haben, der das Gesagte nicht beurteilt, be- oder abwertet oder gar belächelt, eröffnet für die betroffenen Menschen die Möglichkeit, ihre Gedanken und Gefühle, die von anderen mitunter als unakzeptabel angesehen

werden, offen zuzulassen und auszusprechen. Derartige subjektive Anteile aus der eigenen Persönlichkeit nicht aus Scham, Furcht oder Unsicherheit zu unterdrücken, sondern sie dem Tier mitzuteilen, kann bereits ein erster Schritt zu ihrer Integration in die Persönlichkeit sein, was zur Steigerung von Selbstakzeptanz führen kann. Olbrich schätzt dies auf diese Weise ein: „Wenn nun Menschen Tieren gegenüber beispielsweise Emotionen zeigen, die sie von anderen Menschen abgelehnt glauben, dann ist dies ein Schritt aller Teile ihrer selbst, also auch ihre ‚Schattens‘. (...) Sie [Tiere] lassen die Entwicklung von Selbstakzeptanz leichter geschehen, so fördern sie die Entwicklung von Authentizität“ (Olbrich 1997: 414). Es kann davon ausgegangen, dass für die Präsenz des Tieres, seine Zuwendung und Zuneigung abgelehnte ebenso wie anerkannte Verhaltensweisen weder Kriterium noch Maßstab sind, was gerade für psychisch Kranke mit Funktionsstörungen und Schwierigkeiten im Verhalten enorm bedeutsam ist. Insbesondere Hunde reagieren adäquat auf Zuwendung und Ansprache; Entwicklungen und Veränderungen in der Persönlichkeit des Menschen begleitet und stützt der Hund durch seine Nähe und sein Vermögen, Betroffenheit und subjektive Realitäten ohne Wertung und negative Konsequenzen anzunehmen. Das Tier leistet also einen wichtigen Beitrag zur Unterstützung des Menschen bei der affektiven Bewertung und Bewältigung alltäglicher Anforderungen und Belastungen, die die spezifische psychische Erkrankung mit sich bringt. Die Unvoreingenommenheit von Tieren beinhaltet gerade im Kontakt mit psychisch kranken Menschen noch einen weiteren Vorteil: Pflegende und/ oder Angehörige erleben die psychische Erkrankung beispielsweise auf Grund einer Störung der Affekte, stetig wiederkehrender depressiver Episoden, o.ä. oftmals als sehr schmerzhaft und belastend und reagieren darauf nicht selten sehr irritiert, unsicher und ablehnend.

Nach Greiffenhagen und Buck-Werner scheint es hingegen so, „als ob für die tierischen Kotherapeuten ein Zusammenleben mit schwerkranken und verwirrten Menschen wenig Belastung enthielte. Ein Tier weiß nicht, dass ein Patient unheilbar krank ist und vielleicht nur noch wenige Wochen am Lebens sein wird. Es wird nicht enttäuscht, wenn ein Patient keine Fortschritte macht, wird nicht entmutigt durch die Perspektive jahrelangen Siechtums, weil es die Hoffnung auf Besserung niemals kannte“ (Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 107).

Der vorbehaltlose Charakter der Tiere erweist sich auch bei der Ermöglichung von Nähe, Körperkontakt und Intimität bei psychisch Erkrankten im weitesten Sinne als dienlich. Unter Menschen gelten spontane Berührungen in der Regel als unsittlich, aufdringlich und/ oder grenzüberschreitend. Das archaische Bedürfnis nach

Körperkontakt, nach Berührung und Nähe, welches der Mensch naturgemäß mit sich trägt, bleibt insbesondere im Heimalltag in zwischenmenschlichen Begegnungen weithin unbefriedigt. Körperliche Berührungen jenseits pflegerischer Tätigkeiten finden selten statt. Im Mensch-Tier-Kontakt ist die tabufreie Nähe und die Berührungsintimität möglich, denn „Tiere darf man anfassen, streicheln, liebkosen, in den Arm und auf den Schoß nehmen“ (Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 39). Unter der Voraussetzung der Einhaltung von Hygienebedingungen und der Berücksichtigung der tierischen Eigenarten wird über das Berühren und Streicheln des Tieres das Bedürfnis nach Körperkontakt erfüllt, ohne Angst haben zu müssen, damit einen Verhaltenskodex zu brechen und/ oder das Missverständnis einer erotischen Attraktion zu riskieren<sup>105</sup>.

Als erste bedeutende Wirkung des Kontakts des psychisch kranken Menschen mit dem Tier kann also abgeleitet werden, dass Tiere zentrale psychosoziale Bedürfnisse (wie Würdigung, Akzeptanz, tabufreie Nähe und Körperlichkeit) erfüllen und Kompetenzen stärken, die diesem spezifischen Personenkreis schwer fallen: Selbstakzeptanz, Authentizität, Selbstsicherheit, Selbstreflexion.

Die erwähnte Kommunikation ist nicht nur auf der Ebene Mensch-Tier relevant; die Kommunikations- und Kontaktbereitschaft kann auch auf den Umgang mit Menschen generalisiert werden. Die Rolle des Tieres als „sozialer Katalysator“ spielt dabei in der Langzeitbetreuung von psychisch kranken Menschen eine Schlüsselrolle:

„Wenn physische, psychische, mentale und soziale Einschränkungen nach alternativen Kommunikationsformen verlangen, dann haben wir als Begleiter die Möglichkeit, mit Tieren mehr als nur den Betroffenen zu motivieren. Wir können gemeinsam mit ihm eine geeignete Brücke, eine gemeinsame Sprachebene entdecken. Das Tier hat sich bereits heute im Bereich der tiergestützten Pädagogik/ Therapie als wichtiger und hilfreicher Brückenpfeiler in der Begleitung und Kommunikation mit Menschen bewährt“ (Otterstedt 2003c: 105).

Otterstedt's sinnbildhafte Aussage erscheint zwar etwas spirituell, beschreibt aber dennoch recht treffend den Effekt des Tieres als „sozialer Katalysator“, d.h. als Vermittler beim Aufbau sozialer Kontakte zu Mitmenschen. Tiere sind und geben ein/en interessanter/n und gleichzeitig unverfänglicher/n Gesprächsstoff und stellen daher eine enorme Kommunikationshilfe dar. Es ist davon auszugehen, dass von der

---

<sup>105</sup> Auf die Thematisierung der Gefahr der Zoophilie, dem sexuellen Hingezogensein zu Tieren (im ICD-10 als Störung der Sexualpräferenz geführt (F65.8)) soll an dieser Stelle verzichtet werden.

Kommunikationsanbahnung durch ein Tier in einem Heim viele Bewohner profitieren können, da eine hohe Bewohnerdichte im Heim allein nicht vor Isolation und Einsamkeit schützt (vgl. Klare 2003: 332). Klare beschreibt ein Phänomen aus dem stationären Bereich der Altenhilfe, was m.E. nach vorsichtig auf dem Heimalltag psychisch kranker Menschen übertragen werden kann: Gespräche zwischen den Pflegekräften und den Bewohnern sind auf Grund von Erlebnisarmut und fehlender sozialer Kontakte außerhalb des Heimes oft auf Krankheit und Leid beschränkt. Derartige Gespräche werden auch vom Pflegepersonal oft als sehr belastend erlebt, was auch zu einer Gesprächsvermeidung führen kann (vgl. Klare 2003: 322). Durch die Anwesenheit eines Tieres können sich hingegen leichter Gespräche entwickeln, die unverfänglich sind und von beiden Seiten als interessant und angenehm erlebt werden, was in der Folge zu einer verstärkten Kommunikationsbereitschaft führt.

Die zweite wichtige Erkenntnis in Bezug auf die Wirkung tiergestützter Interventionen auf psychisch kranke Menschen ist, dass Tiere auf zwei Wegen der sozialen Isolation entgegenwirken. Einerseits kompensieren sie durch ihre bloße Anwesenheit und ihre Unvoreingenommenheit in Bezug auf die körperliche/ geistige/ seelische Verfassung des jeweiligen Menschen bis zu einem gewissen Grad das Fehlen menschlicher Bezugspersonen. Andererseits wirken sie indirekt als Vermittler beim Aufbau sozialer Kontakte zu Mitmenschen und stellen eine Kommunikationshilfe – insbesondere für Menschen mit Störungen im sozialen Bereich - dar. Weiter gedacht können Tiere unter anderem auch den Einstieg in pädagogische/ therapeutische Angebote erleichtern bzw. „therapiemüden“ Menschen, die auf Grund ihrer Erkrankung langfristig auf pädagogische/ therapeutische Interventionen angewiesen sind, zu neuer Motivation verhelfen.

Neben den beschriebenen psychosozialen Wirkungen können auch positive Effekte im Hinblick auf die Strukturierung und teilweise Ritualisierung des Tagesablaufs hervorgerufen werden. Der alltägliche Tagesablauf in einer komplementären Einrichtung kann mitunter recht eintönig und ereignislos sein, was begünstigt, dass die Bewohner „in den Tag hineinleben“, ihre Eigenversorgung und Körperhygiene vernachlässigen. Da für die meisten Tiere eine gewisse Regelmäßigkeit sehr wichtig ist, ist eine Gliederung des Tagesablaufes in an die Bedürfnisse der Tiere angepasste Einheiten (Fütterung, (Fell-) Pflege, Reinigung der Ställe/ Ausläufe, Beschäftigung der) sehr sinnvoll (vgl. Vernooij/ Schneider 2010: 157). An den zur

möglichst selben Zeit ausgerichteten Einheiten können sich auch die Heimbewohner orientieren und gegebenenfalls ihren Tagesablauf danach ausrichten. Regelmäßigkeit bedeutet insbesondere für psychisch kranke Menschen Sicherheit, Verlässlichkeit und Gewissheit, sodass sie sich im Vorfeld auf das zu Erwartende einstellen können. Zusätzlich zu der Tagesstrukturierung sind noch bestimmte Rituale denkbar, die neben dem Gefühl von Sicherheit auch Freude, Gefühle von Kompetenz und den Eindruck selbstverständlichen Eingebundenseins vermitteln.

„Innerhalb Tiergestützter Interventionen kann es ganz unterschiedliche Rituale geben: Zum Beispiel ein bestimmtes Halsband oder –tuch, das dem Hund vor jedem Einsatz umgelegt wird und dementsprechend von ihm nach einiger Zeit als Signal erkannt wird oder ein Begrüßungsritual, bei dem Personen, die die Praxis betreten von dem Hund mit einem Spielzeug im Maul schwanzwedelnd begrüßt werden. Auch die regelmäßige Fütterung und Pflege der Tiere, die beispielsweise fester Bestandteil einer Einrichtung sind und die vor und nach der Intervention in spezifischer Weise umsorgt werden müssen (z.B. Pferde) bieten zahlreiche Ansatzpunkte für klare, (relativ) gleichbleibende Rahmen- und Ablaufregeln“ (Vernooij/ Schneider 2010: 147).

Eine dritte mögliche Bedeutung von Tieren vor dem Hintergrund der spezifischen Lebenslage psychisch kranker Menschen ist daher die (für Mensch und Tier) erforderliche Tagesstrukturierung. Tiere nehmen in diesem Kontext die Rolle des „kognitiven Katalysators“ ein, da sie dem Menschen eine Aufgabe geben. Der Mensch trägt eine (Teil-) Verantwortung für das Tier, welches auf Pflege, Versorgung und Beschäftigung angewiesen ist. Dies veranlasst den betroffenen Menschen jeden Tag aufs Neue, sich aufzuraffen und seine Pflichten gegenüber dem Tier zu erfüllen - auch wenn es ihm beispielsweise auf Grund einer depressiven Episode nicht danach ist.

Es wurde bereits mehrfach erwähnt, dass für die Zuneigung, aber auch die für notwendige Verpflichtung gegenüber dem Tier, äußere Diskontinuitäten irrelevant sind. Bedeutsam und unerlässlich sind und bleiben die Faktoren der Beziehungsebene. Ein Tier hilft somit, Kontinuität zu wahren, Stress abzufedern und verlangt Präsenz und Verantwortung. Das bedeutet, dass die intensive Mensch-Tier-Interaktion verbunden mit der beruhigenden Wirkung des Tieres sowohl ein übersteigertes Aktivitätsniveau (beispielsweise in einer manischen Phase) mindern, als auch zum Teil „brachliegende“ Potentiale (beispielsweise in einer depressiven Phase) durch das Aufforderungsverhalten des Tieres und den Verpflichtungen

(Füttern, Pflegen, Spielen) aktivieren kann. Die subjektive Wahrnehmung von Stresssituationen erfährt – bedingt durch die Auseinandersetzung mit dem Tier und der damit verbundenen Stärkung der Selbstakzeptanz – eine positive Veränderung. Daraus kann deduziert werden, dass „Menschen, die in einer Beziehung mit Tieren leben, dafür sensibilisiert werden, direkte und indirekte Ressourcen bei sich zu erkennen, die eine Auseinandersetzung mit vielen Stressoren positiv beeinflussen“ (Olbrich 1997: 107). In Anbetracht der Tatsache, dass Stress einen maßgeblichen Risikofaktor<sup>106</sup> darstellt, der den Ausbruch einer psychischen Krankheit verursachen kann, ist die vierte Erkenntnis „Tiere unterstützen die Stressbewältigung“ als sehr bedeutsam einzustufen.

Ziehen wir Bilanz: Es wurden im Groben vier Erkenntnisse bezüglich der Bedeutung von Tieren für psychisch kranke Menschen (in Wohnheimen) herausgearbeitet. Diese bislang postulierten Erkenntnisse unterlagen ausschließlich alle einem hypothetischen Vorgehen, theoretische Annahmen zur Mensch-Tier-Beziehung bzw. einer vorsichtigen Übertragung aus Bereichen der stationären Altenhilfe. Es muss nochmals darauf hingewiesen werden, dass es bislang kaum Gegenstand empirischer Forschung war, inwiefern tiergestützte Interventionen positiv auf die Lebensqualität von psychisch kranken Menschen wirken, inwiefern sie die Stimmung verbessern oder spezifische Verhaltensauffälligkeiten verringern können. Es darf keinesfalls davon ausgegangen werden, dass die beschriebenen möglichen Wirkungen verallgemeinerbare und generalisierbare Schlüsse erlauben. In diesem Kontext muss erneut auf die (defizitäre) wissenschaftliche Situation verwiesen werden, die generell positive Effekte von Tieren, insbesondere Hunden auf Menschen konstatiert. Aus eigener Sicht ist dieser Befund jedoch äußerst vorsichtig zu bewerten, da – wie bereits geschildert – bei Ergebnisdarstellungen wesentliche Einflussfaktoren wie die frühere und heutige (ambivalente) Mensch-Tier-Beziehung, kulturelle Hintergründe der Studienteilnehmer und/ oder Details zu den durchgeführten Interventionen vernachlässigt wurden. Wesenberg kritisiert ebenso den Mangel an wirklich aussagefähiger empirischer Forschung und sieht die nur geringen Stichprobengrößen (4 bis 28 Probanden) der Studien und fehlende Angaben, wie die Probanden gewonnen wurden und worin Ein- und

---

<sup>106</sup> Das Vulnerabilitäts-Stress-Modell ist ein Modell zur Erklärung psychischer Erkrankungen vor dem Hintergrund von Vulnerabilität (Verletzlichkeit, Verwundbarkeit) und Stress. Zentral ist die Annahme, dass zur Entwicklung einer psychischen Störung sowohl Vulnerabilität als auch Stress nötig sind.

Ausschlusskriterien bestanden als große (methodische) Schwäche (Wesenberg 2012: 390f.).

Auch wenn der Großteil der bislang vorliegenden Studien auf Grund dieser (methodischen) Schwächen keine verallgemeinerbaren Schlüsse erlaubt, bieten sie m.E. nach dennoch wichtige Hinweise auf mögliche Wirkweisen tiergestützter Interventionen bei psychisch kranken Menschen, die unter Berücksichtigung krankheitsspezifischer Auffälligkeiten und (kultur-/ alters-/ geschlechtsspezifischer) Kontexte, des je spezifischen Tierbildes und der Art und der (ambivalenten) Geschichte der Beziehung zwischen Mensch und Tier vorsichtig übertragen werden können.

Vorsichtig wären dabei folgende mögliche positive Effekte des Einsatzes von Tieren in therapeutischen/ pädagogischen Maßnahmen (in Heimen) für psychisch kranke Menschen zu nennen:

- Unvoreingenommenheit, bedingungslose Akzeptanz, Würdigung und Zuwendung der Tiere (gegenüber einer Personengruppe, die durch Ausgrenzung, Rückzug und Isolation am Rande der Gesellschaft steht),
- „Einen Hund zu umarmen und zu herzen stellt keinen Tabubruch dar, Körperlichkeit kann zugelassen werden“ (Niepel 1998: 94),
- Verbesserung des Selbstwertgefühls, der Selbstakzeptanz, der emotionalen Regulation, des Vertrauens (in die eigenen Fähigkeiten) und der sozialen Kompetenz (vorerst gegenüber dem Tier, später eventuell auf den Kontakt mit Menschen generalisierbar),
- Tiere steigern die Kommunikationsbereitschaft und wirken (direkt und indirekt) sozialer Isolation psychisch kranker Menschen entgegen,
- die täglich notwendige Pflege und Versorgung der Tiere bewirkt die Strukturierung und Ritualisierung des Tagesablaufs, welcher psychisch kranken Menschen (Selbst-) Sicherheit, Gewissheit und Kompetenzgefühle bietet, zu einem positiven Selbstbild verhilft und Kompromissbereitschaft und Überwindung fordert.

All diese möglichen Faktoren können letztlich zur Verbesserung des emotionalen Wohlbefindens und der spezifischen Lebenslage beitragen und insbesondere psychisch kranken Menschen in Heimen den Alltag maßgeblich erleichtern, prosoziale Verhaltensweisen begünstigen und agitiertes Verhalten reduzieren. In

diesem Kontext könnte vor dem Hintergrund der unter Punkt 5.4. aufgeführten sozialpädagogischen Interventionsziele und der Möglichkeiten tierischer Effekte eine stufenweise Entwicklung sozialer Fertigkeiten wie die Impulskontrolle, Gefühle und Einfühlungsvermögen, Körpersprache und Kommunikation, Selbstsicherheit und -akzeptanz und Verantwortungsübernahme angestrebt werden.

Die beschriebenen Effekte verdeutlichen, dass die Begegnung mit Tieren ein großes Potenzial für die Arbeit mit psychisch kranken Menschen birgt und der gezielte Einsatz von Tieren in Wohnheimen den Heimalltag in vielfältiger Weise bereichern kann. Ford und Olbrich beschreiben die Bedeutung des Einsatzes von Tieren in (Pflege-) Heimen sehr treffend: „Tiere ersetzen Menschen als Partner nicht, sie tragen aber dazu bei, die Einseitigkeit von nur rational und institutionalisiert geplanter menschlicher Unterstützung durch Beziehung und Emotion zu ergänzen“ (Olbrich/ Ford 2003: 318). Die Vielfalt der positiven Auswirkungen – seien sie physiologischer, psychologischer oder sozialer Natur – sind jedoch nur bei einer konstanten, partnerschaftlichen und aktiv-geprägten Mensch-Tier-Beziehung zu erwarten und bedürfen einer Vielzahl von Rahmenbedingungen, die in Kapitel 6 teilweise zu erörtern gilt.

## **6. Konzeptionelle Überlegungen**

„Das Bedürfnis des Menschen, Tiere in seiner Obhut zu halten, hat lange Tradition, ist nachvollziehbar und verständlich. Wichtig bei einer solchen Heimtierhaltung ist, dass dem Bedarf und den Bedürfnissen dieser Heimtiere in vollem Umfang Rechnung getragen wird und es somit nicht zu tierschutzrelevanten Tatbeständen kommt. Die meisten Verstöße gegen das Tierschutzgesetz in diesem Bereich resultieren aus der Unkenntnis der jeweiligen Besitzer. (...) Eine wohlüberlegte, mit allen [Beteiligten] abgesprochene und diskutierte Anschaffung eines Heimtieres, ein Verteilen der Aufgaben und Verpflichtungen wird dann zu einer guten, verantwortlichen und tierschutzgerechten Haltung des angeschafften Heimtieres führen und allen Beteiligten – Mensch und Tier – Freude bereiten, im Bewusstsein der Verantwortung des Menschen für das Tier als Mitgeschöpf“ (Hackbarth 2000: 85).

Das bisher erlangte Wissen über die Möglichkeiten positiver Wirkeffekte von Tieren auf psychisch kranke Menschen in Abhängigkeit zur (beidseits beglückenden)

partnerschaftlichen Mensch-Tier-Beziehung soll nun in einigen Planungsüberlegungen münden, die auf Hackbarth's obiger Auffassung beruhen und auf die Bedingungen im Heimkontext weitestgehend zugeschnitten sind. Ziel ist es sozusagen, Sozialarbeit und Tierschutz sinnvoll miteinander zu kombinieren sowie artgerechte Tierhaltung und den respektvollen Umgang mit anderen Lebewesen im Heim für psychisch kranke Menschen erlebbar zu machen. Dazu gehört ferner auch, die Einrichtung als Zuhause für Mensch und Tier (sofern es heim- bzw. bewohnereigene Tiere sind) zu verstehen, die Tiere nicht als „Produktionsfaktoren“ für den Dienste des Menschen zu halten, sondern vielmehr entsprechend ihrer natürlichen artspezifischen Merkmale und Verhaltensweisen gezielt und bewusst in Verbindung mit therapeutischen/ pädagogischen Gesichtspunkten einzusetzen.

Die vorliegende Arbeit hat es sich daher zum Ziel gesetzt, abschließend einige Planungsüberlegungen aufzuwerfen, die ein Fundament für die Einführung von Tierhaltung in einem Wohnheim für psychisch kranke Menschen darstellen. Handlungsleitend ist die Prämisse der Utilitaristischen Tierethik: „Handle immer so, dass das größtmöglichem Maß an Nutzen (bzw. Glück) entsteht!“ (vgl. Goetschel 2009: 318). Der Grundgedanke dieser Forderung bezieht sich dabei stets auf das Wohl aller von einer Handlung Betroffenen – sowohl Mensch als auch Tier. Auch die Gefahr einer drohenden Objektivierung, Instrumentalisierung sowie Übernutzung der Tiere sollte stets im Hinterkopf behalten werden. Denn: „Aus Freude an Erfolgen mit eingesetzten Hunden, Katzen und anderen Heimtieren – Therapien mit nicht domestizierten Tieren sind besonders fragwürdig – verlieren die mit dem Einsatz der Tiere Betrauten manchmal die Ansprüche des Tieres auf Ruhe, artgerechte Sozialkontakte und angemessene Ernährung aus den Augen“ (Goetschel 2009: 332). Leider ist es nicht möglich, ein ganzheitliches Konzept zur Integration von Tieren in eine Einrichtung zu erstellen. Daher finden sich „lediglich“ einige ausgewählte, wichtige sollkonzeptionelle Überlegungen, die den Ausgangspunkt für die Einführung von Tierhaltung in eine Einrichtung darstellen. Es gibt keine optimalen Generallösungen oder Patentrezepte für die ideale und störungsfreie Integration von Tieren in die Soziale Arbeit (mit psychisch kranken Menschen), doch es gibt praxisrelevante Überlegungen und Voraussetzungen, die eine Grundlage für ein stimmiges Miteinander zwischen Mensch und Tier schaffen, die allen Beteiligten gerecht wird.

Es gilt: Der Entschluss zur Einführung von Tierhaltung in einem Wohnheim sollte gut durchdacht sein – nicht zuletzt, weil der Weg zum tatsächlichen praktischen Einsatz von Tieren kein einfacher und zeitlich kurzer sein wird. Eine sorgfältige und gemeinsame Planung mit allen Beteiligten (Heimleitung, Personal, Bewohner, Gremien (Heimbeirat, Heimkommission), ggf. Träger) und ein auf Fachkenntnissen aufgebautes Vorgehen ist unbedingt nötig<sup>107</sup>. Dies erleichtert einerseits das konkrete Umsetzen in der Praxis, andererseits dient der Einbezug der Bewohner von Beginn an dazu, Fremdsteuerung zu vermeiden und selbstständiges Handeln zu erreichen (vgl. Meixner 2004: 69). Notwendig und wünschenswert ist also eine durchdachte Vorbereitung und eine dem spezifischen Einsatzfeld entsprechende Ausbildung von Menschen<sup>108</sup> und Tieren sowie eine auf alle Beteiligten abgestimmte kompetente Betreuung, Begleitung, Einführung und regelmäßige Supervision. Der gezielte Einsatz von Tieren in tiergestützten Interventionen bedarf grundlegend also einer ebenso professionellen Grundlage, Durchführung und Evaluation wie jede andere Form, Methode, Konzeption und Praxis Sozialer Arbeit.

Bei der gemeinsamen Planung und der Konzepterstellung sollten – nach positivem Entschluss zur Tierhaltung - demnach unter anderem folgende Aspekte beurteilt und berücksichtigt werden:

---

<sup>107</sup> Dabei genügt nicht nur die bloße Information der Beteiligten. Bewohner und Mitarbeiter müssen mit der Anschaffung eines Tieres einverstanden sein. Wünsche, aber auch Aversionen, Ängste, Allergien sind ernst zu nehmen und bei der Planung zu berücksichtigen.

<sup>108</sup> Um eine größtmögliche Professionalität und einen verantwortungsbewussten Umgang mit dem Thema zu gewährleisten, erscheint es mir in diesem Kontext als sinnvoll, eine Art „Tierbeauftragten“ mit entsprechenden Kenntnissen sowohl im Bereich der Tierhaltung und –ausbildung als auch in der Pädagogik in der Einrichtung zu bestimmen. Wünschenswert wäre, wenn diese Person eine qualifizierte Fort- und Weiterbildung durchläuft. Die „European Society für Animal Assisted Therapy“ (ESAAT), der Europäische Dachverband für tiergestützte Therapie hat Standards für die theoretische und praktische Fundierung auf dem Gebiet der tiergestützten Interventionen erarbeitet. Demnach gelten Fachausbildungen als solche, die den Kriterien der ESAAT entsprechen, von dieser akkreditiert sind und mindestens 60 ECTS (umfasst 1500 Stunden gesamter Arbeitsaufwand) umfassen (vgl. <http://www.esaat.org/akkreditierte-aus-und-weiterbildungen/>, verfügbar am 02.08.2012, um 9:10 Uhr). Die detaillierten Anforderungen an die Fachausbildung entsprechen dem Europäischen Qualitätsrahmen und sind am „Qualifikationsrahmen für Deutsche Hochschulabschlüsse“ angelehnt (vgl. ebd.). Äquivalente Ausbildungen sind natürlich entsprechend zu werten. Insgesamt sollte der Tierbeauftragte neben dem Wissen um tiergestützte Interventionen, über -je nach eingesetzter/n Tierarten- tierspezifische Kenntnisse und weitestgehend über kultur-/ geschlechts-/ altersbezogene Tierbilder verfügen. Darüber hinaus sind Kontakte mit Tierärzten, dem (örtlichen) Tierschutzverband, Züchtern, Hundeschulen, dem Gesundheitsamt (Hygiene) und eventuellen Förderern (Sponsoren) zu unterhalten. Im Aufgabenbereich des Tierbeauftragten liegt ferner, eventuelle, unparteiisch auftretende Schwierigkeiten in Bezug auf das Tier zu regeln. Mit dem umfassenden Wissen des Tierbeauftragten und seiner Fachkundigkeit ist es ebenfalls denkbar, dass dieser als Multiplikator fungiert und die Bewohner (und das Personal) in Fragen der artgerechten Tierhaltung weiterbildet.

- In welcher Form soll die Integration des/ der Tiere/s in den Heimalltag stattfinden (heim-, betreuer-, bewohnereigene Tiere, Tierbesuchsdienst)?,
- Wahl der Tierart/en – in Abhängigkeit der gegebenen (baulichen) Haltungsmöglichkeiten im Heim, der erforderlichen Pflege, der tierartspezifischen Merkmale (für den vorgesehenen Zweck der Tierhaltung) sowie unter Berücksichtigung der Wünsche und Aversionen der Bewohner,
- Welche zusätzlichen Kosten sind zu erwarten?
- (Wie) lassen sich diese entstehenden Kosten abdecken? (Sponsoring, Stiftungen, Fördervereine, Patenschaften, trägereigene oder öffentliche Zuschüsse, usw.)
- Wie sehen die juristischen Erfordernisse und rechtlichen Absicherungsmöglichkeiten aus? (Versicherungen, Tierschutzrecht, Tierseuchenrecht, Hygienevorschriften, Haftungsrecht, Zivil- und Strafrecht).

Im Anschluss finden sich nun einige Gedanken auf die zu berücksichtigenden Fragen zur Einführung von Tierhaltung in einem Wohnheim.

### **6.1. Praktische Erwägungen im Hinblick auf die Form der Integration von Tieren in ein Heim**

Weber und Schwarzkopf differenzieren drei Formen von Tierkontakten in Einrichtungen:

- Besuchsdienste (eine Form der tiergestützten Aktivität, das Tier (meist Hund) kommt mit seinem Halter stundeweise in die Einrichtung),
- Tiere, welche direkt in der Einrichtung leben und von den Bewohnern bzw. vom Personal betreut werden,
- Therapieformen, in denen Tiere mit einem professionellen Therapiekonzept und einer entsprechend erforderlichen Dokumentation im Rahmen tiergestützter Therapie bzw. auch tiergestützter Pädagogik zum Einsatz kommen (vgl. Weber/ Schwarzkopf 2007: 20).

Bei dieser Entscheidung sollte man sich die Frage nach dem Zweck der Tierhaltung stellen: Will man das Tier aus therapeutischen Gründen oder „lediglich“ als Beziehungsvermittler um zwischenmenschliche Kontakte in der Einrichtung zu fördern, um ein wohnliches Milieu zu schaffen und um zur allgemeinen Verbesserung des (emotionalen) Wohlbefindens der Bewohner beizutragen?

Heimeigene Tiere leben zusammen mit den Bewohnern in der Einrichtung. Dieser Fall ist die wohl intensivste und effektivste Form, aber auch die aufwendigste Form tiergestützter Pädagogik, da die primäre Verantwortung und Finanzierung bei der Institution selbst liegt und die erforderliche Eingebundenheit personeller Kapazitäten höher ist. Zwar können einige Schwerpunkte der Verantwortung (Fütterung, Pflege, Reinigung) den Bewohnern übertragen werden; die Gesamtverantwortung, Umsetzung und Sicherheit und Kontrolle artgerechter Haltungsbedingungen obliegt jedoch der Heimleitung bzw. dem verantwortlichen Tierbeauftragten.

Bewohnereigene Tiere können dauerhaft oder nur zeitlich begrenzt<sup>109</sup> zusammen mit der jeweiligen (psychisch kranken) Person in der Einrichtung leben. Für diesen Fall muss die personen-, tier- und raumspezifische Situation bedacht und aufeinander abgestimmt werden. Strenge Zulassungsbestimmungen, z.B. in Form eines Vertrages zwischen Tierhalter und Institution (mit Regelungen zu Haltungsbedingungen, Hygienemaßnahmen, zur tierärztliche Versorgung, Beachtung berechtigter Anliegen von Mitbewohnern, Haftpflichtversicherung) sind zum Schutz des Tieres und der anderen Heimbewohner unbedingt zu veranlassen. In Abhängigkeit des Alters des Tierhalters ist es darüber hinaus notwendig, gemeinsam Vorsorge zu treffen, wie das Tier im Falle des Todes des Besitzers weiter versorgt wird. Da die beschriebene Personengruppe der psychisch kranken Menschen bedingt durch den Heimaufenthalt aber voraussichtlich unter einer sehr schwergradigen bzw. chronischen Form der je spezifischen Krankheit leidet, ist es fraglich, ob das bewohnereigene Tier hier die beste Alternative des Tierkontaktes darstellt. Im Hinblick auf eine drohende, fast zu erwartende Überforderung des jeweiligen Tierhalters ist dies zum Schutze des Tierwohls stark zu hinterfragen.

Eine dritte Form des Tierkontaktes in Heimen stellen Besuchstiere dar. Dies können sowohl Tiere von ehrenamtlich engagierten Tierhaltern sein, die für einige Stunden am Tag oder in der Woche in die Einrichtung kommen, als auch betreuereigene

---

<sup>109</sup> Ein temporäres Zusammenleben ergibt sich beispielsweise dann, wenn ein Tier in einer „besonderen Situation“ (Urlaub/ Krankheit des Besitzers, wenn ein Tierheimaufenthalt unumgänglich ist) für diesen begrenzten Zeitraum „in Obhut genommen wird“.

Tiere, die in der Arbeitszeit des jeweiligen Mitarbeiters mit anwesend sind. In den meisten Fällen werden Hunde als Besuchstiere eingesetzt, da sie sich u.a. aufgrund ihrer Beziehungsfähigkeit, ihrer Interspezieskommunikation und ihres Vermögens, sich meist schnell auf neue Situationen und soziale Zusammenhänge einzustellen, besonders geeignet sind. Der Vorteil des „Tierbesuchsprogrammes“ ist, dass der jeweilige Tierhalter in der Regel gut über die Persönlichkeit seines Tieres Bescheid weiß und es dementsprechend in den Heimalltag einbringen kann und dass die Finanz- und Verantwortungslast auf Seiten des Heimes gering bleibt. Ein bedeutender Nachteil für die Bewohner ist in der beschränkten Zugänglichkeit der Tiere zu sehen.

Die Entscheidung für eine dieser Varianten oder einer Kombination dieser sollte einerseits also von den Anforderungen an/ Möglichkeiten von der spezifischen Zielgruppe der psychisch kranken Menschen und andererseits von der Übereinstimmung des Leitbildes mit den festgelegten Zielen des Einsatzes der Tiere abhängig gemacht werden. Dementsprechend sind folgende Aspekte zu Rate zu ziehen:

- (Wie) können die Bewohner selbst bzw. unter fachmännischer Aufsicht die Tierbetreuung/ -pflege gewährleisten?,
- Inwieweit ist der Einbezug der Bewohner in Verantwortlichkeiten (Fütterung/ Pflege) möglich?,
- Welche Ziele werden angestrebt? (Erfüllung der Wünsche der Bewohner, Förderung gemeinschaftlicher Aktivitäten oder individuelle problemspezifische Förderung einzelner Personen, Schaffung eines wohnlichen, gemütlichen Milieus, Schaffung von Aufgaben für Bewohner zur Stärkung spezifischer Fertigkeiten und des Selbstbewusstseins),
- Finanzielle Frage<sup>110</sup>.

Professionelle tiergestützte Therapie und Pädagogik ist sowohl mit heimeigenen als auch mit Besuchstieren möglich. Vor dem Hintergrund der Erkenntnis, dass sich (langfristige) positive Effekte auf psychisch kranke Menschen nur infolge einer stetigen partnerschaftlichen Beziehung einstellen, ist m.E. die Form der

---

<sup>110</sup> Die finanziell aufwendigste Form des Tierkontaktes sind heimeigene Tiere. Hierbei sind in Abhängigkeit zur Tierart insbesondere folgende Kostenpunkte zu erwarten: erforderliche bauliche Maßnahmen, tierärztliche Versorgung, Futter, Steuern, Versicherungen, Schulung des Tierbeauftragten, usw.

heimeigenen Tierhaltung die wohl effektivste Alternative – gleichzeitig jedoch auf die (finanziell) Aufwendigste - verbunden mit einem hohen Maß an Mehraufwand für das Personal. Inwiefern eine Einrichtung diesen Mehraufwand in Kauf nehmen und die finanziellen Belastungen stemmen kann, muss im Einzelfall abgewogen werden. Fakt ist jedoch, dass die Verantwortung für das Tier - unabhängig von der Form des Tierkontaktes - in letzter Konsequenz beim Besitzer liegt und dieser für einen (für Mensch und Tier) möglichst störungsfreien und risikoarmen Heimaltag Sorge zu tragen hat.

## **6.2. Praktische Erwägungen im Hinblick auf die Wahl der Tier(arten)**

„Das Tier ist innerhalb der Mensch-Tier-Beziehung der schwächere Teil. Es ist in einem durchgängigen Sinne vom Menschen abhängig und bedarf deshalb des Schutzes immer dann, wenn wir es näher an uns heranziehen. Dabei gilt für den therapeutischen und pädagogischen Einsatz, was für jede Domestikation zutrifft: Unsere Sympathie genügt als Richtschnur für das tierische Glück keinesfalls, sondern wir müssen im Gegenteil auf der Hut sein, daß wir mit ihr den Weg zur Einrichtung einer tiergemäßen Existenz nicht versperren. Hier gibt es viele naive Fehler einer unsinnig direkten Übertragung unserer eigenen Präferenzen auf den Gebieten Ernährung, Temperatur, Bewegung, Emotionalität. (...) Einfacher und kürzer gesagt: Wer ein Tier mag und es sich näherziehen will, muß zuerst nach dessen Wesen fragen. (...) Erst nachdem er das Tier in seiner eigenen Natur kennengelernt hat, wird sich das Zusammenleben mit ihm als eine für beide beglückende Beziehung gestalten lassen. Ich nenne nur beispielhaft einige solcher Aspekte: tierische Ausdrucksweisen, Tag- oder Nachaktivität, Sozialitätsbedürfnis, Interaktionsfähigkeit, Aggressionsgrad, Lernfähigkeit, arteigene Form der Sozialität (z.B. Rudel- oder Einzeltier)“ (Greiffenhagen 1999: 219f.).

Greiffenhagen's Zitat bringt den Grundsatz bei der Wahl einer Tierart (für tiergestützte Interventionen) deutlich zum Ausdruck: Sachkundigkeit über die Tierart und ihre je spezifischen Verhaltensweisen ist gefragt. Denn nur der empathische und artgerechte Umgang mit dem Tier ermöglicht eine professionelle tiergestützte Arbeit. Der Umgang mit Tieren muss ganz klar die arteigenen Bedürfnisse und das Empfinden des Tieres berücksichtigen.

Doch die Realität sieht etwas anders aus: „Die Thematik des Tierschutzes, der Verhaltenskunde und der sich daraus ergebenden Forderungen an die Ausbildung der Tiere, die Aufklärung der Menschen über die Bedürfnisse der Kotherapeuten an

ihrer Seite wurde in der Vergangenheit in Deutschland bisher eher rudimentär behandelt“ (Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 233). Grund dafür ist, dass man die Interessen von Mensch und Tier stetig gegeneinander abwägen muss, und dabei die Gesundheit des Menschen über die Interessen des Tieres stellt. Entscheidungsvermögen, eigener Wille und Bewegungsfreiheit der Tiere werden in Folge dessen häufig entscheidend beeinflusst (vgl. ebd.: 233). „Doch nur ein gesundes Tier, das an den Menschen gewöhnt und den Anforderungen gewachsen ist, die sein Einsatz mit sich bringt, wird seinen Zweck auch erfüllen können“ (Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 233).

Auf Grund dessen erfolgt nun ein Kurzüberblick über die verschiedenen Tierarten und ihre spezifischen Charakteristika, die Abwägungen im Hinblick auf das gewünschte Ziel der Tierhaltung, aber auch auf die notwendigen gegebenen Möglichkeiten (in puncto Pflege, Unterbringung) im Heim erlauben. Die Darstellung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern soll lediglich grobe Erwartungen an artspezifisches Verhalten vermitteln.

### ***6.2.1. Innenbereich***

Für die Tierhaltung im Innenbereich eines Heimes bieten sich die „typischen Heimtiere“, wie Hunde, Katzen, Vögel, Fische und/ oder Kleinnager an.

#### ***6.2.1.1. Hunde***

Hunde gehören zu einem der ältesten Weggefährten des Menschen und besitzen ein großes (empathisches) Vermögen, die menschliche Körpersprache zu verstehen und sich auf viele neue, unbekannte Situationen und Anforderungen einzulassen. Durch ihr angeborenes Rudelverhalten fügen sie sich leicht in eine Lebensgemeinschaft von Menschen ein. Dabei ist es irrelevant, wie viele Personen dieser Lebensgemeinschaft zugehören. Durch ihr Bedürfnis nach sozialen Kontakten ist für den Hund daher unerlässlich, mit „seinen“ Menschen zusammenzuleben. Zwingerhaltung oder eine permanente Abschottung des Hundes sind daher strengstens abzulehnen.

Bislang scheint also der Charakter eines Hundes mit der tiergestützten Arbeit in einem Heim für psychisch kranke Menschen (noch) recht kompatibel zu sein.

Doch: Diese enge (erwünschte) Sozialbindung an den Menschen verlangt auf der anderen Seite auch eine feste, sachkundige, belastbare Bezugsperson, die für einen geregelten Tagesablauf und den physischen und psychischen Ausgleich für die anstrengende Arbeit als „Therapiehund“ sorgt. Auf ständig wechselnde Bezugspersonen reagieren Hunde häufig mit Verhaltensstörungen (Hackbarth 2000: 71). Die gegebenen Bedingungen in einer Einrichtung, wie der eines Heimes für psychisch kranke Menschen lassen die dauerhafte Haltung eines Hundes jedoch m.E. nach kaum zu. An dieser Stelle sollen keineswegs die Fähigkeiten psychisch kranker Menschen degradiert werden, doch es erscheint mir fraglich, ob ein Mensch mit einer derart schwerwiegenden Erkrankung, die einen Heimaufenthalt erfordert, in der Lage ist, den Anforderungen der ganztägigen, verantwortungsvollen, zeitlich sehr aufwendigen, arbeitsintensiven Pflege eines Hundes gerecht zu werden. Auch der deutsche Tierschutzbund fordert: Nur „wer viel Zeit hat, sollte sich einen Hund anschaffen. Jeder Hund braucht viel Ansprache, eine gute und konsequente Erziehung und ausgiebige Spaziergänge“ (Deutscher Tierschutzbund e.V. 2003a: 3). Otterstedt erweitert die Anforderungen: „Als Ausgleich zu seinen Aufgaben in der tiergestützten Arbeit gehören regelmäßige Kontakte mit frei laufenden Hunden, innerartliche Kommunikation und ausgelassenes Spiel zum alltäglichen Programm. Eine gute körperliche Kondition, z.B. durch ausgedehnte Wanderungen in der Natur, Agility kann auch die seelische Gesundheit stärken und ermöglicht in der tiergestützten Arbeit eine erhöhte Ausgeglichenheit“ (Otterstedt 2007:106). Diese Grundvoraussetzungen bewegen mich dazu, die (heimeigene) Hundehaltung in einem Heim für psychisch kranke Menschen auszuschließen. Vor dem Hintergrund der möglichen positiven Wirkungen auf Grund ihrer hohen Interspezieskommunikation und ihres großen empathischen Vermögens sollte psychisch kranken Menschen der Kontakt zu Hunden jedoch keinesfalls verwehrt werden. Eine gute Alternative, die nebenbei auch der Normalisierung und Festigung der Beziehung (und Wirkung) zwischen Mensch und Hund dient, ist m.E. nach das Mitbringen mitarbeitereigener Hunde. Diese Variante bietet entsprechend der bisherigen Erkenntnisse die größtmöglichen Vorteile für alle Betroffenen:

- der Hund hat seine feste Bezugsperson, an der er sich orientieren kann,

- er hat gemeinsam mit dieser Person Feierabend, Urlaub, freie Tage, was zu seiner psychischen Ausgeglichenheit beiträgt,
- die Bewohner und Mitarbeiter haben einen festen Ansprechpartner, der die Verantwortung für den Hund trägt, ihn entsprechend seiner Persönlichkeit einsetzt und steuert,
- für die Einrichtung entstehen keine Kosten oder Verpflichtungen (eine Aus- bzw. Weiterbildung des Mitarbeiters und seines Hundes wäre dennoch sinnvoll),
- Teilverantwortungen, wie die Fütterung, Spieleinheiten, Fellpflege, o.ä. können dennoch an Bewohner übertragen werden, die Gesamtverantwortung für das Wohlbefinden des Hundes und einer professionellen tiergestützten Arbeit obliegt jedoch dem Mitarbeiter.
- Der „Mitarbeiterhund“ ist den Bewohnern besser zugänglich als ein Besuchshund eines ehrenamtlichen Hundehalters, der in den Alltag der Bewohner nicht wirklich integriert werden kann, sodass dies immer eine Sondersituation darstellt und keine beständige Beziehung aufgebaut werden kann.

Unter Berücksichtigung der Voraussetzungen, die Hund<sup>111</sup> und Hundehalter<sup>112</sup> mitbringen sollten sowie der Zustimmung aller Betroffenen stellen mitarbeitereigene Hunde die beste Form der Tierhaltung in einem Heim für psychisch kranke Menschen dar. Eine umfangreiche Schilderung über das artspezifische Verhalten von Hunden findet sich bei Otterstedt 2007: 102-123.

---

<sup>111</sup> Die Rasse eines guten „Therapiehundes“ ist irrelevant. Einige Rassen weisen zwar die gewünschten Eigenschaften (sicheres, ruhiges Wesen, geringe Aggressionsbereitschaft, Führigkeit, Freundlichkeit, soziales Verhalten, Interesse am Menschen, wenig Misstrauen gegenüber Fremden, wenig territoriales Verhalten, hohe Sensibilität gegenüber Stimmungen, hohe Resilienz gegenüber Umweltstress) vermehrt auf; letztlich ist jedoch ausschließlich der Charakter und die Sozialisation des Hundes bedeutsam. Neben den beschriebenen Eigenschaften sollte der Hund psychisch und physisch ausgeglichen sein, über einen gewissen Grundgehorsam (im Idealfall durch eine abgelegte Begleithundeprüfung, den TeamTest, o.ä. nachgewiesen) verfügen, und er muss gesund, regelmäßig geimpft und entwurmt sein.

<sup>112</sup> Der Hundehalter sollte idealerweise über ein kynologisches Grundwissen verfügen und in der Lage sein, seinen Hund in jeder Situation einschätzen zu können. Das Hintergrundwissen über den sinnvollen therapeutischen/ pädagogischen Einsatz des Hundes und dessen Eignung wird ebenfalls vorausgesetzt. Weitere sinnvolle Kenntnisse wurden bereits bei der Thematisierung des Tierbeauftragten dargestellt.

### 6.2.1.2. Katzen

Die Haltung von Katzen ist als weniger problemlos einzustufen als die von Hunden und birgt in Bezug auf die Haltung in Heimen für psychisch kranke Menschen einige Vorteile: „Katzen, die mit Menschen aufwachsen, sind ebenso anhänglich und ‚treu‘ wie Hunde, auch wenn sie nicht ständig Nähe suchen. Sie sind gern über Stunden allein und eignen sich also gut für Institutionen, die nicht dauernd von Menschen belebt sind. Katzen ziehen sich auch zurück, wenn ihnen der Betrieb zu aufregend wird, und sind dann lange unauffindbar. Sie können sich also selber gegenüber zu viel Zuwendung schützen“ (Greiffenhagen 1991: 225).

Auch die Pflege einer Katze ist grundsätzlich weniger aufwendig als die eines Hundes und beschränkt sich auf Fütterung, ggf. Fellpflege (je nach Fellstruktur), Reinigung der Näpfe, Katzentoilette und das gemeinsame Spiel. Das gemeinsame Spiel bietet Mensch wie Tier die Möglichkeit, sich unverfänglich zu nähern, eine Beziehung aufzubauen und zu vertiefen, die Fitness zu fördern und zwischenartliche Kommunikation zu trainieren sowie die Umwelt gemeinsam zu entdecken (vgl. Otterstedt 2007: 146). Da die Verhaltensweisen einer Katze nach wie vor stark durch Instinkte (z.B. Jagdinstinkt) geprägt sind, wäre es in Abhängigkeit der baulichen Voraussetzungen der Einrichtung wünschenswert, der Katze „Freigang“ zu gewähren. Mittels einer Katzenklappe hätte die Katze immer die Möglichkeit ins Freie zu gelangen. Neben der Beschäftigung und des psychischen und physischen Ausgleichs hätte der Auslauf auch Vorteile für die Einrichtung: So wird in der Regel keine Katzentoilette benötigt und das Tier wird seine Krallen seltener an Möbeln oder sonstiger Einrichtung wetzen (vgl. Deutscher Tierschutzbund e.V. 2002: 14f.).

Katzen sind bedingt durch ihre ausgeprägten Instinkte für gewöhnlich sehr eigenständig und weniger leicht erziehbar wie Hunde. Dies macht einerseits eine seit der Geburt stattfindende gute Sozialisation mit einfühlsamen frühzeitigen Begegnungen mit Menschen in verschiedenen Lebenslagen unabdingbar. Andererseits bedarf es dringend methodisch genauer Konzeptionen, die das artgerechte, selbstbestimmte Verhalten der Katze im Rahmen des tiergestützten Arbeitens berücksichtigen. Hier birgt die Haltung einer Katze besonderes Potential: Durch die „räuberischen“ Züge ihres Verhaltens bringt die Katze etwas „Wildes“ in eine Gesellschaft, die sich von der Natur immer mehr entfremdet.

Bei einem möglichen Einsatz in Bereiche der tiergestützten Arbeit gelten daher folgende Überlegungen: „je geringer die Emotionskontrolle des Klienten, desto reaktiver die Katze“, „je reaktiver die Katze, desto komplexer die Verhaltensstrukturen“, „je strukturierter die Begegnungsmöglichkeiten, desto vielfältiger mögliche Interaktionen mit dem Klienten“ (Otterstedt 2007: 145). Es wird also deutlich, dass Katzen im Kontakt mit psychisch kranken Menschen eine besondere Bedeutung haben: ihr Charakter und Temperament kann dem Wesen des Betroffenen entsprechen bzw. einen Kontrapunkt setzen. Die übereinstimmende Wesensart kann das Verhalten des psychisch kranken Menschen spiegeln, eine gegensätzliche Wesensart kann durch das andere, unbekanntere Verhalten neue Impulse im pädagogischen/ therapeutischen Prozess bewirken.

Insgesamt bedarf es bei der Haltung von Katzen - mehr denn je - einer sehr durchdachten Planung, die das selbstbestimmte Verhalten berücksichtigt und akzentuiert und der Zustimmung aller Beteiligten. Laut Greiffenhagen ist es überaus wichtig, dass Katzen spüren können, dass sie gemocht werden: Sie sind „sehr sensibel gegenüber Menschen, die Katzen nicht mögen, und reagieren auf sie manchmal mit Streß. Es kommt also darauf an, daß die Menschen in einem Heim (...) alle mit der Anwesenheit von Katzen einverstanden sind. Nur dann fühlt sich die Katze willkommen und bleibt gesund“ (Greiffenhagen 1991: 225). Die Planung sollte ebenso berücksichtigen, dass die normale Lebenserwartung einer Katze ca. 20 Jahre beträgt und dementsprechend sicherstellen, dass auch kommende Bewohner- und Mitarbeitergenerationen das Dasein der Katze akzeptieren. Nur so können wertvolle Beziehungen zwischen Bewohner und Katze aufgebaut werden, die den Heimalltag nicht nur „erträglicher“ machen, sondern ihn interessanter, naturverbundener und reicher gestalten lassen.

Weitere zahlreiche Hinweise zur artgerechten Haltung und Pflege von Katzen sowie deren spezifischen Eigenheiten finden sich bei Otterstedt 2007: 124-150 und Turner 2005: 108-125.

### **6.2.1.3. Nagetiere**

Die Haltung von Kaninchen, Meerschweinchen, Hasen, o.ä. ist in einer Einrichtung wie der eines Heimes für psychisch kranke Menschen recht unproblematisch. Für alle hier genannten gilt grundsätzlich, dass sie sich in Gemeinschaft von Artgenossen

wohler fühlen als in Einzelhaltung. Sambras und Steiger: „Sozialpartner schaffen immer wieder neue, unvorhersehbare Situationen, auf die ein Kaninchen sich einstellen und reagieren muß. Dies entspricht der Biologie von Kaninchen“ (Sambras/ Steiger 1997: 226). Gruppen von Meerschweinchen und Kaninchen können aber miteinander leben, haben aber eine unterschiedliche Laut- und Körpersprache. Die gemeinsame Haltung ersetzt folglich keinen artgleichen Partner (vgl. Otterstedt 2007: 155). Die Haltung von anderen Nagetieren wie Hamster, Maus oder Ratte halte ich für die tiergestützte Arbeit mit psychisch kranken Menschen für ungeeignet, da diese überwiegend nachtaktiv sind und bei vielen Menschen mit jenen wild lebenden Tieren assoziiert werden, welche als Krankheitsüberträger indirekt und durch Bisse den Menschen direkt ernsthaften Schaden zufügen (vgl. Otterstedt 2007: 183).

Kaninchen wie auch Meerschweinchen sind sehr aktive, bewegungsfreudige Tiere, die einerseits ausreichend Raum und andererseits ausreichend Ecken benötigen, in denen sich Einzeltiere zurückziehen, Balgereien ausweichen und sich über verschiedene Ebenen jagen und verstecken können (vgl. ebd.: 155). Eine großzügige Auslauffläche bzw. ein längliches Gehege sind einzurichten. Dies ermöglicht den Tieren auch, ihr natürliches Fluchtverhalten auszuleben. Auf weitere Details und Anforderungen an die Unterbringung von Kaninchen und/ oder Hasen soll an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden. Entsprechende Vorkehrungen sind bei Otterstedt 2007: 151-173 und 349ff. nachzulesen. Es bleibt insgesamt jedoch zu überdenken, ob die Unterbringung der Nagetiere im Außenbereich nicht die bessere Alternative ist, da somit ausreichend Raum und Möglichkeiten zum Ausleben des natürlichen Verhaltens (Graben von Gängen und Höhlen, Buddeln, verschiedene Bodenbeschaffenheiten) bestehen und dementsprechend beim täglichen Auslauf im Zimmer keine Möbel, Tapeten, Pflanzen, Kabel, o.ä. angenagt werden (müssen). „Die meisten abnormen Verhaltensweisen wie Gitternagen oder Beißen sind auf falsche Haltung bzw. eine Erkrankung zurückzuführen. Wer Kaninchen auf engstem Raum, wohlmöglich noch ohne Artgenossen, hinter Gittern einsperrt, hält die Tiere nicht nur falsch, Einzel- und Käfighaltung sind Tierquälerei!“ (Otterstedt 2007: 155). Hinsichtlich der Fütterung gibt es zwischen Kaninchen und Meerschweinchen keine gravierenden Unterschiede (nährstoffarme Pflanzenkost). Ähnlich gestalten sich auf die Einsatzmöglichkeiten in der tiergestützten Arbeit: Sowohl Meerschweinchen und Kaninchen sind vielfältig einsetzbar und beeindrucken

vor allem durch ihre ausdrucksvolle nonverbale Sprache und ihr spannendes Sozialverhalten (vgl. ebd.: 163).

„Von seinem Aussehen, seinen Ausdrucksmöglichkeiten her spricht es [das Kaninchen] jedermann an. Sein seidenes Fell verführt zum Streicheln, seine Bewegungsfreudigkeit fordert zum Beobachten auf, seine Neugierde animiert zum verweilen. Diese Mischung aus Sanftmut und Temperament zeigt ein Kaninchen jedoch nur, wenn es seinen Lebensansprüchen und Verhaltensweisen entsprechend gehalten wird“ (Gäng 2005:126).

Die Beobachtung der Tiere steht im Vordergrund und ruft bei den Klienten – unabhängig ihres Alters in der Regel Verwunderung und Interesse bezüglich des variantenreichen Verhaltens hervor. In der Praxis führt Alltagsroutine, begrenzte Arbeitszeit und/ oder Erfolgsdruck manchmal dazu, dass man vor allem die Tiere (z.B. Hunde) bevorzugt einsetzt, die eine schnelle Mensch-Tier-Beziehung garantieren (vgl. ebd.: 173). Nagetiere gelten in diesem Kontext häufig als langweilig oder ausdrucksarm. Doch wie Greiffenhagen resümiert, ist diese Auffassung unberechtigt:

„Wirklich aufregende und interessante Entwicklungen können wir aber erst dann erleben, wenn wir auch jenen Tieren Raum Zur Arbeit geben, deren z.T. verborgene Talente in der Interaktion mit dem Klienten diesen oft überraschend eigene verborgene Fähigkeiten entdecken lassen. So initiiert der scheinbar schwierigere, arbeitsintensivere Weg eine intensive Begegnung, die einen in jedem Fall intensiveren pädagogischen bzw. therapeutischen Erfolg erwarten lässt“ (Otterstedt 2007: 173).

Vor diesem Hintergrund scheint also die Haltung von Kaninchen und/ oder Meerschweinchen in Heimen für psychisch kranke Menschen gut geeignet. Diese Form der Haltung bietet neben der beschriebenen Interaktion zwischen Mensch und Nagetier und der Beobachtung der natürlichen Verhaltensweisen einige weitere Vorteile: die Bewohner können eine Vielzahl von Aufgaben und Verantwortungen übernehmen (Fütterung, Reinigung, Basteln von Zubehör für das Gehege, o.ä.), der finanzielle, zeitliche und arbeitstechnische Aufwand ist begrenzt, die Haltung erfordert eine gewisse Routine und Regelmäßigkeit, die auch der Strukturierung des eigenen Lebens der Bewohner dienlich ist. Insgesamt stellt m.E. nach die Haltung von Nagetieren in Außengehegen eine sehr gute Alternative für die den Tierkontakt in Heimen für psychisch kranke Menschen dar. Zu berücksichtigen ist dabei

vordergründig die Gestaltung eines artgerechten, entsprechend großen (mind. 2m<sup>2</sup> Bodenfläche/ Tier) Geheges mit ausreichenden Rückzugsmöglichkeiten, die Vergesellschaftung mit artgleichen Tieren und die Beachtung individueller Talente und Wesen einzelner Tiere, um es deren Fähigkeiten entsprechend so einsetzen zu können, damit sich Tier und Mensch optimal begegnen können.

#### **6.2.1.4. Ziervögel**

Von der Vielzahl verschiedener Ziervögel, die gehalten werden können, wird an dieser Stelle nur auf die wohl bekanntesten eingegangen, die als Heimtiere eine lange Tradition besitzen: Wellensittich, Nymphensittich und Kanarienvogel. Die nachfolgenden allgemeinen Ratschläge lassen sich aber weitestgehend auf alle Ziervogelarten übertragen. Wellensittiche, Nymphensittiche und Kanarienvögel sind Schwarmvögel mit einem ausgeprägten Sozialverhalten, welches sich z.B. im spielenden Miteinander, Schwatzen, Schnäbeln, gegenseitigem Putzen des Gefieders und Füttern des brütenden Partners zeigt. Darüber hinaus suchen sie beim Schlafen, Dösen und Kraulen des Kopfes engen Körperkontakt zu den Artgenossen. „Nur in Gemeinschaft mit Artgenossen kann das vielschichtige Sozialverhalten (...) wirklich gelebt werden. Deshalb sollten diese geselligen Vögel immer mindestens zu zweit gehalten werden“ (Deutscher Tierschutzbund e.V. 2000: 3f.). Bei der Vergesellschaftung unterschiedlicher Arten muss differenziert werden und auf die Präferenz der jeweiligen Art eingegangen werden. Beispielsweise dürfte sich eine gemeinsame Haltung von Wellensittichen und Kanarienvögeln als schwierig erweisen, da sich Wellensittiche mit kleineren und schwächeren Vögel schlecht vergesellschaften lassen (vgl. Meixner 2004: 32). Der gemeinsamen Haltung von Wellensittichen und Nymphensittichen ist jedoch in der Regel nichts entgegenzusetzen. In Anlehnung an dieses Schwarmverhalten der Tiere und ihrem Bedürfnis nach genügend Raum zum Fliegen (die nomadisch lebenden Wellensittiche können jährlich Tausende von Kilometern zurücklegen) ist die artgerechte Haltung von Vögeln nur in einer entsprechend großen Voliere möglich. Hierbei wäre eine geräumige Zimmervoliere denkbar oder nach Auffassung des Deutschen Tierschutzbundes: „Optimal wäre die Kombination mit einem zusätzlichen, durch ein Fenster oder eine Tür erreichbaren Außenraum, in dem die Vögel Sonne und frische Luft genießen können“ (Deutscher Tierschutzbund e.V.

2000: 6). Sollte die Volierenhaltung aus unterschiedlichen Gründen nicht umsetzbar sein, muss den Tieren bei einer üblichen Käfighaltung die Möglichkeit von Freiflug gegeben werden, da das Fliegen als artgemäße Bewegungsform sowohl für die Gesundheit von Kreislauf, Herz und Muskulatur als auch für das psychische Wohlbefinden notwendig ist. Die Möglichkeit von Freiflug in einem vogelsicheren Raum in einem Wohnheim ist m.E. jedoch nur schwer durchführbar.

Einige Menschen sind der Auffassung, dass die paarweise Haltung von Vögeln die Gewöhnung an den Menschen erschwert und daher als Form der tiergestützten Arbeit wenig effektiv ist. Doch Otterstedt stellt klar: „Eine größere Anzahl von Vögeln verhindert nicht die Zahmheit der Tiere, vielmehr fördert die regelmäßige und ausreichende Beschäftigung mit den Tieren den Kontakt zu ihnen“ (Otterstedt 2007: 217). In der Folge gewöhnen sich die Vögel dann schnell an ihre Bezugsmenschen und identifizieren sie über ihre Stimme. Bei einer stimmigen, vertrauten Beziehung sind einige Vögel dann auch gern bereit, kleine Kunststückchen und Spiele zu lernen. Daraus ergeben sich viele geeignete Einsatzmöglichkeiten für die tiergestützte Arbeit: Übernahme von verantwortlichen Aufgaben bzw. auch Patenschaften für Vögel, Übungen der Feinmotorik, einfühlsamer Umgang mit zarten Tieren, Tagesstrukturierung, Herstellen von Volierenzubehör und Beschäftigungsmaterial, Beobachtung des Verhaltens der Vögel, usw.

Ziervögel haben also zusammenfassend für die Haltung in einem Wohnheim für psychisch kranke Menschen einige Vorteile: Die Haltung einer größeren Anzahl ist möglich, sogar wünschenswert (unter Berücksichtigung des entsprechenden Platzes), die Kosten (Anschaffungskosten für Tiere, Käfig und Zubehör) und die Pflege sind überschaubar, sie eignen sich gut als „Freudenspender“ und bieten einige weitere positive Wirkungen und Möglichkeiten für die Betroffenen zur freien Begegnung mit Tieren. Voraussetzungen sind neben der artgerechten Unterbringung in geräumigen Innen- oder Außenvolieren, dass Klienten ohne „Vogelerfahrung“ vor dem Kontakt mit freifliegenden Vögeln auf die Bewegungen und das mögliche Verhalten (Annäherung an den Klienten, Landung auf Schulter, Kopf, o.ä.) vorbereitet werden. „Das Tieffliegen und evtl. Landen auf der Schulter des Klienten könnte anderenfalls Ängste und hektische Bewegung auslösen, die eine freie Mensch-Tier-Begegnung erschweren“ (Otterstedt 2007: 222). Die Begegnung eignet sich u.a. zum Thema Vertrauen, Geborgenheit, Schutz suchen und bieten, Kontaktaufnahme und Dialog (vgl. ebd.: 223). Es zeigt sich also, dass Ziervögel im

Kontakt mit psychisch kranken Menschen viele Potentiale haben und sich in vielfältiger Weise in den Heimaltag integrieren lassen, um dort zur Bereicherung beizutragen und für Leben und Abwechslung zu sorgen.

#### **6.2.1.5. Fische**

Die Haltung von Fischen ist eine spezielle Form der Tierhaltung. Bei anderen Tieren wird immer wieder der direkte Kontakt akzentuiert (Streicheln, Lernen von Kunststückchen, o.ä.); bei Aquarien kommt dem Mensch jedoch, abgesehen von der Pflege (Reinigung und Fütterung), lediglich die Rolle des Beobachters zu. Dies macht folgende Überlegung erforderlich:

„Wie alle Wirbeltiere sind auch Fische nachweislich schmerzempfindliche, leidensfähige Lebewesen. Im Gegensatz zu anderen Tieren (...) haben sie jedoch (...) ein entscheidendes Handikap. Sie sind stumm und können daher Leiden und Schmerzen nicht in einer dem Menschen verständlichen Form ausdrücken. (...) So leiden und sterben unzählige Fische nicht nur auf dem Weg zum neuen Besitzer. Gedankenlosigkeit und Unkenntnis führen auch nach Ankunft zu hohen Verlusten. (...) Die wenigsten wissen, dass schon geringfügige Störungen im künstlichen Biotop ‚Aquarium‘ tödliche Folgen haben können. Fehler werden u.a. bei der Zusammenstellung der Arten, bei Wasserqualität und Temperatur, bei Einrichtung und Fütterung gemacht“ (Deutscher Tierschutzbund e.V. 2003b: 1).

Für die Haltung von Fischen ist also ein umfangreiches Fachwissen über Wasserqualität, deren Schaffung und Erhaltung und über die verschiedenen Fischarten und ihre Ansprüche unverzichtbar. Die vorliegende Arbeit kann dies in dem erforderlichen Umfang nicht leisten und verweist dementsprechend auf die Broschüre des Deutschen Tierschutzbundes (2003b): „Die Haltung von Aquarienfischen“ und auf den Artikel von Otterstedt (2007): 185-198.

Selbstverständlich bieten sich Fische nicht nur für die Haltung im Innenbereich eines Heimes an, sondern ebenso gut für die Teichhaltung im Garten der jeweiligen Einrichtung. Im Hinblick auf die Integration in die tiergestützte Arbeit eignen sich Fische – unabhängig der Haltung im Aquarium oder Teich – in erster Linie zur Beobachtung der Form- und Farbenvielfalt und des individuellen und sozialen Verhaltens. Otterstedt erweitert noch um eine weitere Form des Mensch-Tier-Kontaktes: „Beim Schwimmen in einem Teich mit Fischbesatz kann ebenfalls eine

freie Begegnung zwischen Mensch und Tier entstehen, v.a. wenn es sich um kontaktfreudige und an Klienten gewöhnte Fische handelt“ (Otterstedt 2007: 197). Inwiefern dies in Heimen für psychisch kranke Menschen umsetzbar ist, ist einzelfallabhängig. Resümierend kann also die Haltung von Fischen in Heimen für psychisch kranke Menschen unter der Prämisse eines breiten und umfassenden Fachwissens zur artgerechten Haltung und Pflege der Tiere als realisierbar eingeschätzt werden. Ein Aquarium fordert zwar tägliche Arbeit (Fütterung, Kontrolle), diese ist jedoch in der Regel nicht sehr zeitintensiv und kann auf mehrere verantwortungsbewusste Bewohner übertragen werden. Insgesamt bieten Fische mit den Möglichkeiten zur Fütterung und Beobachtung ruhige Interaktionsmöglichkeiten an, die mitunter zu einer psychischen Ausgeglichenheit der psychisch kranken Bewohner beitragen können.

### ***6.2.2. Außenbereich***

Einige Ansätze zur Tierhaltung im Außenbereich einer Einrichtung wurden bereits erwähnt. Nachfolgend soll dies nun durch einen kurzen Überblick über die Haltung ausgewählter Nutztiere für die tiergestützte Arbeit ergänzen. Auch wenn im Kontext der tiergestützten Interventionen häufig zuerst an Pferde gedacht wird, werde ich mich mit deren Haltung in der vorliegenden Arbeit nicht beschäftigen. Es kann davon ausgegangen werden, dass wohl kaum ein Wohnheim über so viel Grünfläche und geeignete Weiden verfügt, dass dort problemlos Pferde gehalten werden können. Große Flächen sind jedoch für eine artgerechte Haltung dieser Tiere zwingend erforderlich (vgl. Meixner 2004: 14).

Die nachstehende Übersicht thematisiert folglich die Haltung von Esel, Hühnern und Lamas.

#### ***6.2.2.1. Esel***

Im heutigen Verständnis wird der Esel allzu häufig mit dem Symbol für Dummheit und Sturheit versinnbildlicht. Doch tatsächlich sind Esel sehr anpassungsfähig, gutartig und äußerst leistungsfähig und –willig (vgl. Otterstedt 2007:292ff.). Sie sind, wenn sie ihrem Verhaltensmuster entsprechend verfahren können, sehr zuverlässige

und unermüdliche Begleiter des Menschen und scheinen somit ideale Tiere zu sein, die auf dem Gelände eines Heimes für Menschen mit psychischen Erkrankungen gehalten werden können. Doch diese Haltung ist mit recht vielen Anforderungen verbunden. So ist die Einzelhaltung von Eseln grundsätzlich abzulehnen, da der Mensch einen Artgenossen nicht ersetzen kann. „Aktivitäten wie Körperpflege, Ruhen, Koten, etc. wirken auf die einzelnen Mitglieder der Gruppe ansteckend und fördern so das Sozialgefüge“ (Otterstedt 2007: 293). Ferner sind einige Vorkehrungen in Bezug auf die Unterbringung der Esel zu treffen, die den Einsatz von Eseln in vielen Wohnheimen wohl unmöglich macht: So bedarf es eines komplett eingezäunten Gartens von mindestens 700-800m<sup>2</sup> Größe, einer ganzjährigen Zufütterung (zur Deckung des Futterbedarfs eines Esels für ein Jahr wäre eine Fläche von 5000m<sup>2</sup> nötig), einer offenen Stallung zum Schutz vor Kälte, Regen und Feuchtigkeit und der täglichen Reinigung dieses Auslaufs (vgl. ebd.: 295ff.). Wenn diese Voraussetzungen gegeben sind, dann ist ein Esel aufgrund seines umsichtigen Verhalten und der Meidung von Panikreaktionen für den Einsatz in der tiergestützten Arbeit gut geeignet. Es ermöglicht den Bewohnern Führtechniken zu lernen und soziale und kommunikative Prozesse einzugehen und auszubauen. Auf Grund der beschriebenen erforderlichen Platzkapazitäten, einem recht hohem finanziellen Aufwand und die mit der Haltung verbundene schwere körperliche Arbeit (Ausmisten) ist die Eselhaltung für ein Heim für psychisch kranke Menschen wohl eher seltener geeignet. Sollte jedoch die artgerechte Unterbringung der Esel gewährleistet sein, der Einsatz gut geplant und vorbereitet sein, stellt diese oft belächelte und verkannte Form des Tierkontaktes wahrscheinlich für alle Beteiligten eine sehr besondere, effektive und abwechslungsreiche Form dar. Weiterführende Literatur zum artspezifischen Verhalten des Esels und zum artgerechten Umgang findet sich bei Otterstedt 2007: 292-302 und Grunder 2005a: 160-168.

#### **6.2.2.2. Hühner**

Bei der Haltung von Hühnern lässt sich das Nützliche mit etwas Schönerem verbinden: „Eigene Eier – gerade vor dem Hause – das ist eine reizvolle Idee. Und gerade heute möchte man doch Nahrungsmittel von Nutztieren, die artgerecht gehalten werden, d.h. Eier von ‚glücklichen‘ Hühnern!“ (Grunder 2005b: 169). Die artgerechte Haltung von Hühnern ist recht simpel. Ähnlich wie einige der vorgestellten Tierarten sollten

auch Hühner nicht einzeln, sondern in Gruppen gehalten werden, damit ihnen gewisse Verhaltensweisen aus dem Funktionskreis Sozialverhalten möglich sind (vgl. Meixner 2004: 47). Zu einer Gruppe Hennen gehört ein Hahn. Die Zahl der Hühner richtet sich nach dem jeweilig vorhandenen Boden und dem Platz im Stall. Abgesehen von den Sozialkontakten wird die artgerechte Haltung von Hühnern von drei miteinander verknüpften Faktoren bestimmt: Stall, Nahrung und Auslauf (Otterstedt 2007: 229). Dabei gilt: Je größer der Auslauf, umso reichhaltiger das natürliche Nahrungsangebot (Gräser, Gehölz mit Insekten, Würmern, Larven, Kräuter). „Der Auslauf und das selbstständige Suchen nach Nahrung ist nicht nur für die Verdauung und die körperliche Gesundheit der Tiere wichtig, sie erhalten durch die Bewegung in ihrem lebendigen Umfeld und die Begegnung mit anderen Lebewesen mentale und soziale Anregungen, werden dadurch seelisch ausgeglichen und sozial verträglich“ (Otterstedt 2007: 229). Diese positiven Effekte sind wichtigste Voraussetzungen für die tiergestützte Arbeit. Einsatzbereiche sind grundlegend in der Übertragung von Verantwortlichkeiten, Beobachtungen und dem direkten Kontakt zu an Menschen gewöhnte Tiere denkbar. Beispielsweise könnte jedem interessierten und verantwortungsbewussten Bewohner ein Tier zugeteilt werden, welches er vom Aufstehen bis zur Nachtruhe begleitet, bei welchem er die Eier einsammelt und zu welchem er einen emotionalen Kontakt aufbauen kann, um gemeinsam zu ruhen oder gemeinsam aktiv zu sein. Insgesamt kann der artgerechte und einfühlsame Einsatz von Hühnern den Heimalltag enorm bereichern, v.a. weil für die meisten Klienten der emotionale Kontakt zu diesen Nutztieren neu und recht ungewöhnlich wirkt. Insbesondere in der heutigen ambivalenten Zeit, in der Nutztiere immer mehr aus der Wahrnehmung der Menschen geraten, stellt diese Form des Tierkontaktes auf einem authentischen Lebens- und Begegnungsraum eine sinnvolle und auch lehrreiche Alternative dar. Die Ansprüche einer artgerechten Hühnerhaltung sind gegenüber den zu erwartenden Anreizen im visuellen, auditiven und emotionalen Bereich vergleichsweise gering.

### **6.2.2.3. *Lama/ Alpaka***

Lamas und Alpakas gehören zu der Haustierform der Gruppe der Neuweltkameliden und wurden über längere Zeit als Lasttier sowie als Lieferant für Fleisch und Wolle genutzt. Ihre Eigenschaften der ruhigen Art der Kontaktaufnahme, der Ausdauer, des

freundlichen Wesens und der gelassenen Ausstrahlung lassen sie zu einem (Pack-) Tier für die Begleitung bei Spaziergängen und Wanderungen werden. Voraussetzungen für die artgerechte Haltung und Pflege ist die Herdenhaltung (mind. zwei Tiere von jeder Art), ein trockener, windgeschützter Offenstall und ein entsprechend der Herdengröße angemessen großer Auslauf. Als Futter benötigen sie Gras, sauberes Heu und Mineralfutter. Ihr arteigenes Verhalten, gemeinsame Kotplätze zu benutzen, erleichtert die Haltung der Tiere und die Reinigung der Ausläufe ungemein. Unter Berücksichtigung der recht anspruchsvollen- jedoch weniger diffizilen Haltungsbedingungen als bei Pferden umfasst die tiergestützte Arbeit mit Lamas und Alpakas Verhaltensbeobachtungen, Kontaktaufnahme und Strukturierung des Alltags durch Pflege, Versorgung sowie Führübungen über einen Hindernisparcours und bei Wanderungen (vgl. Otterstedt 2007: 291). Detailliertere Informationen zur Haltung von Lamas und Alpakas (z.B. zur Wahl der Tiere, zu Kommunikationsformen, zu geschlechtsspezifischen Überlegungen, zu weiterführenden Hinweisen für eine artgerechte Haltung und Pflege) finden sich bei Otterstedt 2007: 281-291.

### **6.3. Zusammenfassung**

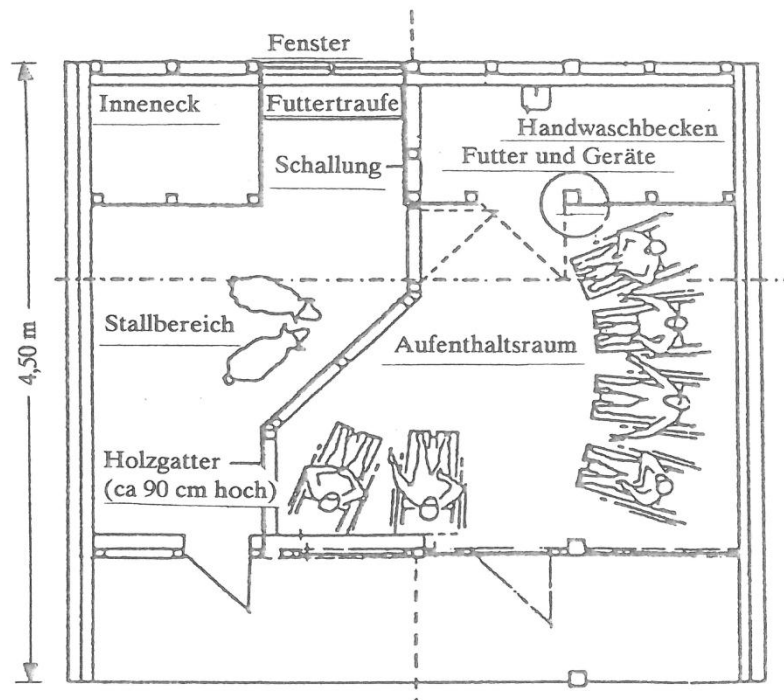
Bei der Darstellung der Tierarten, ihren je spezifischen Verhaltensweisen und Anforderungen an eine artgerechte Haltung geht es nicht darum, für bestimmte Tiere zu werben und andere Tiere auszuschließen. Das Bestreben ist, im Ansatz aufzuklären, was die Haltung der jeweiligen Tierart mit sich bringt, worin negative Aspekte zu sehen sind und wie ihnen vorgebeugt werden kann. Darüber hinaus bot diese Herangehensweise einen ersten interdisziplinären Zugang, wie er bei der Thematik der tiergestützten Interventionen gefordert ist. Die Auseinandersetzung konnte bewusst nur in Ausschnitten erfolgen, da der Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit nicht auf tiermedizinischen und tierverhaltensbezogenen Inhalten liegt. Dennoch zeigten die Ausschnitte sehr deutlich: Das „richtige“ Tier für ein Heim für psychisch kranke Menschen sollte individuell nach den Vorlieben, Gegebenheiten und dem Bedarf des Heimes und seiner Bewohner und Mitarbeiter in Verbindung mit den Bedürfnissen und artspezifischen Eigenschaften der Tierart abgestimmt werden.

Standardisierte Auswahlkriterien, die Generalisierungen zulassen, gibt es hierfür nicht. Die Grundidee ist, optimale Rahmenbedingungen für das gemeinsame Leben psychisch kranker Menschen und Tieren sicherzustellen.

Grundsätzlich kommen folgende Erkenntnisse zum Tragen: Der Hund gilt als das Tier, mit dem sich vermutlich die meisten Menschen am leichtesten und tiefsten verbunden fühlen. Aufgrund seiner engen Bindung an eine Bezugsperson und der erforderlichen täglichen psychischen und physischen Auslastung ist seine Haltung in einem Wohnheim schwer zu realisieren. Um den Wünschen und Vorlieben der Bewohner nach dem Kontakt zu Hunden dennoch Rechnung tragen zu können, wären Hundebesuchsdienste bzw. –sofern vorhanden- das Mitbringen mitarbeitereigener, geeigneter Hunde gute Alternativen. Die Haltung von menschenzutraulichen Katzen ist dagegen einfacher, jedoch nicht minder effektiv, vorausgesetzt man berücksichtigt ihre Persönlichkeit bei der Zulassung und Unterbringung und kann sie art- und tiergerecht halten. Turner geht sogar soweit: „Um es vorweg zu nehmen: Es gibt kaum ein Tier, das sich besser als ‚Heim‘-Tier eignet als die domestizierte Katze (...)“ (Turner 2005: 108). Ziervögel, wie Wellensittiche und Nymphensittiche finden bei vielen Menschen starken Zuspruch und sind in ihrer Pflege nicht sonderlich aufwendig. Ihr Gezitscher und die Vielfalt ihres Sozialverhaltens sorgen für Unterhaltung und bringen Abwechslung und Schwung in den Alltag. Dies kann unter Umständen jedoch zeitweise oder durch vereinzelte Personen als störend empfunden werden und sollte dementsprechend bei der Planung, z.B. durch die richtige Platzierung der Voliere Berücksichtigung finden. Im Vergleich zu Hunden oder Katzen ist es zu Vögeln schwieriger, eine vertraute, innige Beziehung einzugehen. Durch ihre Unterbringung in Gemeinschaftsräumen oder an gemeinschaftlichen Plätzen regen sie jedoch zur Kommunikation an und leisten somit einen wichtigen Beitrag zur Entstehung neuer sozialer Kontakte. Ähnliche Effekte stellen sich auch bei der Haltung von Kaninchen und Meerschweinchen ein. Bei ihnen kommt jedoch noch die Anregung taktiler Reize hinzu. Ihre überschaubare arbeitsintensive Haltung und Pflege, die sicher von einigen verantwortungsbewussten Bewohnern übernehmen lässt, macht auch Kaninchen und Meerschweinchen zu guten ‚Heim‘-Tieren. Die Haltung von Esel, Lamas und Alpakas ist hingegen um ein Vielfaches aufwendiger und bedarf sowohl großen Platzkapazitäten, einigen finanziellen Mitteln und täglichem persönlichem

Aufwand, der nur mit rüstigen und engagierten Bewohnern und/ oder Mitarbeitern zu stemmen ist.

Zusammenfassend ist unabhängig von der Tierart darauf zu achten, dass das jeweilige Tier gerne mit Menschen Kontakt hat, nicht scheu, ängstlich, nervös oder gar aggressiv ist. Dies ist jedoch durch eine gute Sozialisation und einem möglichst frühzeitigem, artgerechtem und hilfreichem Hinführen zur Zielgruppe der psychisch kranken Menschen abzusichern. Ferner sollte jedes Tier –insbesondere das Tier was zu tiergestützten Interventionen eingesetzt wird – die Möglichkeit zum Rückzug haben. Gute tiergestützte Arbeit ist nur auf Basis einer beidseits beglückenden und entspannten Mensch-Tier-Beziehung, die auf Freiwilligkeit von Mensch und Tier beruht, möglich. Eine Möglichkeit, die dieses Recht auf Rückzug der Tiere gewährleistet, jedoch dennoch gleichzeitig große Nähe zu einzelnen Tieren oder Tiergruppen sichert, bietet Mensch-Tier-Begegnungshaus, welches –entsprechend finanzieller und platzlicher Ressourcen vorausgesetzt – auf dem Gelände eines Wohnheimes errichtet werden kann. „Grundidee des (...) Mensch-Tier-Begegnungshauses ist die Schaffung eines optimalen Rahmens für den Aufenthalt von Menschen, auch kranken und behinderten Menschen und gleichzeitig für den artgerechten Aufenthalt von Tieren“ (Große-Siestrup 2005: 78).



Darstellung 5: Begegnungshaus

Die gänzliche oder teilweise Trennung des Bereichs Mensch vom Bereich Tier gewährleistet, den Interessen beider gerecht zu werden, erleichtert hygienische Aspekte und ermöglicht Tierhaltung auch, wenn sie für den Innenbereich des Heimes unerwünscht ist<sup>113</sup>. Denkbar wäre die Haltung von Kaninchen, Meerschweinchen, Ziervögeln, Hühnern, Fischen ebenso wie – einem angeschlossenen ausreichenden Auslauf vorausgesetzt die Haltung von Esel, Lamas, Alpakas und den bislang noch nicht erwähnten Schafen und Ziegen.

Bei der Haltung von Tieren in einem Heim für psychisch kranke Menschen gelten daher – unabhängig von der Art der Haltung - stets folgende Vorbedingungen:

- eine klare und verpflichtende Festlegung der Verantwortlichkeiten und der Partizipation bei der Pflege und Versorgung der Tiere,
- bei der Haltung eines Hundes muss unbedingt eine invariable Bezugsperson bestimmt werden, die den oben beschriebenen Anforderungen an die Hundehaltung – auch langfristig gesehen – gerecht werden kann; ist dies nicht gewährleistet, ist von der Hundehaltung abzusehen,
- die Deckung der anfallenden Kosten sollte im Vorfeld mit dem Träger oder eventuellen Sponsoren abgesprochen und in den Haushaltsplan mit eingenommen werden,
- Zusammenarbeit mit Tierärzten, Tierethologen, Tierverhaltensforschern, Züchtern, o.ä. zur Sicherung artgerechter Haltungsbedingungen.

Sind diese Vereinbarungen nachhaltig getroffen, steht der Anschaffung eines heimeigenen Tieres – wie auch einer eventuellen Gründung eines Mensch-Tier-Begegnungshauses und somit mehr Lebensfreude und Lebensqualität der Heimbewohner nicht mehr viel im Weg. Beispielsweise sind noch einige rechtliche Vorschriften zu berücksichtigen, die im Folgenden kurz umrissen werden.

---

<sup>113</sup> In diesem Kontext gilt es genau abzuwägen. Einerseits müssen den Tieren genügend ruhige Plätze zum Rückzug geboten werden, andererseits darf die Abgrenzung zwischen „menschlichem“ und „tierischem“ Bereich die Erlebnismöglichkeiten, d.h. die Sicht-, Riech- und Hörmöglichkeiten nicht mehr als unbedingt notwendig einschränken (vgl. Große-Siestrup 2005: 82).

## **6.4. Rechtliche Überlegungen**

Mit Regelmäßigkeit werden als Argumente gegen den Einsatz von Tieren in tiergestützten Interventionen hygienische Bedenken, ein Infektionsrisiko und mögliche Unfälle durch Stolpergefahr oder Beißvorfälle genannt. Nicht selten werden die entstehenden Debatten dabei nur mit ungenügender Sachkenntnis geführt, sodass Informationsdefizite bei allen Beteiligten entstehen (vgl. Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 209). Nichtsdestotrotz ist es erforderlich, sich mit diesen Einwänden auseinanderzusetzen und in jedem Fall bei der Haltung von Tieren – gerade in Heimen für psychisch kranke Menschen – einige grundsätzliche (rechtliche) Rahmenbedingungen und Vorschriften zu beachten, um ein störungsfreies und sicheres Zusammenleben von Mensch und Tier und eine gelingende Mensch-Tier-Beziehung zu gewährleisten. Die folgenden Absätze geben daher einen Überblick über Rechtsbereiche, die bei der Tierhaltung in Heimen berührt werden können: tierschutzrechtliche und tierseuchenrechtliche Rahmenrichtlinien, Haftungsrecht im Schadensfall und ferner Hygienevorschriften, die das Risiko der Krankheitsübertragung von Tieren auf Menschen (Zoonosen) und der Allergien möglichst klein halten sollen. Der Fokus liegt auf der Beachtung, Einhaltung und Vereinbarung menschlicher sowie tierischer Bedürfnisse, um eine Soziale Arbeit mit Tieren zu gewährleisten, die allen Beteiligten gerecht wird und von der diese profitieren.

### ***6.4.1. Tierschutzrechtliche Aspekte***

Hält der Mensch Tiere in seiner Obhut, übernimmt er die Verpflichtung, sie ihren Bedürfnissen entsprechend unterzubringen, zu pflegen und zu ernähren. Hier spielt der Zweck der Tierhaltung für die Notwendigkeit ihrer tierschutzgerechten Haltung keine Rolle. Oder anders gesagt, gilt der tierische Anspruch auf tierschutz- und tierartgerechte Behandlung auch und besonders dann, wenn sie für uns arbeiten. Entsprechende Anforderungen an die Haltung in Abhängigkeit zur jeweiligen Tierart wurden bereits in 6.2. erörtert. Tierschutzrechtliche Aspekte sind bereits auch in anderen Teilen vereinzelt mit eingeflossen, da sie unzweifelhaft grundlegende Voraussetzungen für das Wohlbefinden der Tiere und damit für mögliche positive

Wirkungen auf Menschen darstellen. An diesem Punkt gilt es daher nur, auf die gesetzliche Ebene des Tierschutzes hinzuweisen: „Mit der Neufassung des Tierschutzgesetzes im Jahr 1986 (...) wird das Tier erstmals rechtlich als Mitgeschöpf des Menschen angesehen, der aus seiner Verantwortung für das Tier dessen Leben und Wohlbefinden zu schützen hat“. Dazu gehört, dass dem Tier ohne vernünftigen Grund keine Schmerzen, Leiden oder Schäden zugefügt werden dürfen (§1)<sup>114</sup>. Weiterhin ist der Tierhalter, aber auch der Tierbetreuer (im Falle der Übertragung der Verantwortung also der psychisch kranke Mensch) verpflichtet, das Tier seiner Art und seinen Bedürfnissen entsprechend angemessen zu ernähren, zu pflegen, es verhaltensgerecht unterzubringen und ihm artgemäße Bewegungsmöglichkeiten zu bieten (§2)<sup>115</sup>. Basierend auf dieser gesetzlichen Regelung, wurde eine Vielzahl von Haltungsverordnungen erlassen, die jedoch in erster Linie den Nutztieren gelten (Schweinehaltungsverordnung, Kälberhaltungsverordnung, Hennenhaltungsverordnung, usw.) (vgl. Hackbarth 2000: 71). Nichtsdestotrotz gilt auch bei der Heimtierhaltung eine konsequente Durchführung von § 2 des Tierschutzgesetzes, was verbunden mit wissenschaftlich basierten Erkenntnissen über die Belange von Tier(arten) eine tierschutzgerechte Haltung ermöglicht. Das Gesetz enthält noch weit mehr (Mindest-) Anforderungen für den Schutz der Tiere und verbietet nicht zuletzt durch die Aufnahme des Staatsziels „Tierschutz“ in das Grundgesetz (§20a GG) deren Instrumentalisierung, d.h. den Missbrauch von Tieren für die Zwecke des Menschen.

Für die Haltung in einem Heim für psychisch kranke Menschen bedeutet dies, dass täglich Tierbetreuungsaufgaben, wie die der Fütterung und Reinigung des Tierstandortes durchgeführt und ggf. auch täglich von einer sachkompetenten Person kontrolliert werden müssen (vgl. Nowak 2005: 58). Zu den Betreuungsaufgaben gehört auch die Gewährung einer artgemäßen Bewegungsmöglichkeit sowie die Veranlassung tierärztlicher Behandlungen im Krankheitsfall bzw. die Einschläferung von schwer und aussichtslos leidenden Tieren. Schutz für Tiere bedeutet im Kontext tiergestützter Interventionen im Besonderen auch, genau im Auge zu haben, wann ein Tier durch seine Einsätze gestresst und überlastet wird, um rechtzeitig einzugreifen und dem Tier Hilfe zu

---

<sup>114</sup> Vgl. [http://www.gesetze-im-internet.de/tierschg/\\_\\_1.html](http://www.gesetze-im-internet.de/tierschg/__1.html)

<sup>115</sup> Vgl. [http://www.gesetze-im-internet.de/tierschg/\\_\\_2.html](http://www.gesetze-im-internet.de/tierschg/__2.html)

geben. Damit werden auch die Personen geschützt, die von der Begegnung mit dem Tier profitieren sollen. Das Tierschutzgesetz sagt dazu: „Es ist verboten, einem Tier außer in Notfällen Leistungen abzuverlangen, denen es wegen seines Zustandes offensichtlich nicht gewachsen ist oder die offensichtlich seine Kräfte übersteigen“ (§3 Nr. 1 TierSchG)<sup>116</sup>. Alle Beteiligten müssen daher die Würde des Tieres anerkennen und dürfen zu keinem Zeitpunkt Leistungen erwarten und verlangen, die von der jeweiligen Tierart quantitativ oder qualitativ nicht erbracht werden können (vgl. Große-Siestrup 2003: 115).

Alle diese Betreuungsaufgaben sind insbesondere bei den „institutionalisierten“ Tieren strengstens zu beachten. Unabhängig davon ob derartige Aufgaben von den Heimbewohnern selbst durchgeführt werden oder nicht, hat sich in jedem Fall die Heimleitung direkt oder durch sachkundige Mitarbeiter (Tierbeauftragter) von der korrekten Tierhaltung täglich zu überzeugen. Verantwortlichkeiten sollten dem ungeachtet fest geregelt und dokumentiert sein, sodass Vernachlässigung der Tiere, die dadurch zustanden kommt, dass jeder glaubt, jemand anderes würde sich um das Tier kümmern, vermieden wird.

„Voraussetzung für die Anschaffung eines Tieres und die Übernahme der Verantwortung für ein Lebewesen sind grundlegende Kenntnisse der Biologie und des Verhaltens der jeweiligen Tierart und der daraus resultierenden Ansprüche, was Pflege, Ernährung, aber auch den Zeit- und Kostenaufwand betrifft. Erst wer über all diese Informationen verfügt, sollte den Wunsch nach der Anschaffung eines Tieres weiterverfolgen“ (Hackbarth 2005: 72).

Unter Berücksichtigung dieser Aspekte dürfte es bei der Tierhaltung in einem Heim zu keiner Kollision mit dem Tierschutzrecht kommen. Sollte dennoch das Tierschutzrecht verletzt werden, kann dies ordnungsbehördliche Konsequenzen haben (z.B. Auflagenbescheide, Verwarnungsgeldzahlungen, Bußgeldverfahren) oder sogar zu gerichtlichen Strafverfahren führen (vgl. Nowak 2005: 58, Goetschel 2009: 325ff.).

Es gilt sich bei der Tierhaltung im Heim jedoch stets den nachfolgenden Gedanken ins Gedächtnis zu rufen, aus denen sich die Sorgepflichten gegenüber dem Tier ergeben: Nur eine innerhalb der tiergestützten Arbeit für alle Seiten freie,

---

<sup>116</sup> [http://www.gesetze-im-internet.de/tierschg/\\_\\_3.html](http://www.gesetze-im-internet.de/tierschg/__3.html)

ungezwungene und mit Freude verbundene Begegnung kann die im Kapitel 3.5. dargestellten möglichen Wirkungen entfalten.

#### **6.4.2. Hygiene und tiersseuchenrechtliche Aspekte**

Ein weiterer Aspekt für ein störungsfreies Zusammenleben von Mensch und Tier in einem Heim ist die Beachtung der gesundheitlichen Vorsorge für die Tiere und in Folge auch für die Menschen.

Krankheiten, die durch Krankheitserreger tierischen Ursprungs auf Menschen übertragen werden, werden nach einer Definition der WHO als „Zoonosen“<sup>117</sup> bezeichnet. Manche dieser Zoonosen sind meldepflichtig (z.B. Tollwut, Salmonellose, Papageienkrankheit). Parasiten (Würmer, Einzeller, Milben, Läuse, Flöhe, usw.), Bakterien und Viren, aber auch Pilze stellen in diesem Zusammenhang eine Infektionsquelle dar (vgl. Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 210). Eine Übertragung der Erreger kann auf unterschiedliche Art und Weise erfolgen, am wahrscheinlichsten durch direkten Kontakt zum Tier beim Streicheln, Küssen oder Spielen. Weitere Möglichkeiten sind die Kontamination von Lebensmitteln durch die Anwesenheit des Tieres bei der Zubereitung und Infektionen über Luft und Wasser (Aquarien). Ferner können klinisch gesunde Tiere Dauerausscheider oder Träger von humanpathogenen (den Menschen krank machenden) Erregern sein (vgl. Schwarzkopf/ Weber 2007:10).

Neben den Zoonosen gelten auch allergische Reaktionen als mögliche Gefährdungen der menschlichen Gesundheit. Allergische Reaktionen können durch Einstreu, Futter oder auch das Tier selbst ausgelöst oder verschlimmert werden (vgl. ebd.: 19). Tierhaare oder andere tiergebundene Antigene (Urin- oder Speichelbestandteile, Hautschuppen) sind bei einer möglichen Gesundheitsgefährdung zu berücksichtigen (vgl. ebd.: 19). „Die Haltung von Nagetieren schafft hier häufiger Probleme als die Haltung von Katzen, wobei letztere jedoch wesentlich häufiger als Hunde Allergien auslösen“ (ebd.: 19). Allergische

---

<sup>117</sup> Es sind inzwischen über 200 Zoonosen bekannt. An dieser Stelle sollen beispielhaft nur einige Zoonosen genannt werden: Hautparasiten (der Befall von Läusen, Flöhen oder Milben), Toxoplasmose, Band-, Spulwürmer, Tollwut, Papageienkrankheit, Hautpilze.

Schwarzkopf und Weber geben dazu einen gut strukturierten Überblick über die wichtigsten Zoonosen im Zusammenhang mit der Heimtierhaltung und ihre eventuelle Meldepflicht: siehe dazu Schwarzkopf/ Weber 2007: 11ff. Bei Greiffenhagen und Buck-Werner findet sich diesbezüglich auch eine entsprechende Übersicht: Greiffenhagen/ Buck-Werner 2011: 210ff.

Reaktionen einzelner Bewohner müssen daher bei der Planung und Einführung von Tieren in Heime besonders berücksichtigt werden - selbst dann, wenn der Tierkontakt abgelegen von den Hauptaufenthaltsräumen stattfindet und der direkte Kontakt zum Tier vermieden wird: „Eine Studie aus Schweden zeigt, dass die Allergene auch über die Kleidung von Personen, die Kontakt mit dem Tier hatten, verschleppt werden können“ (ebd.: 19). In solchen Fälle sollte entweder von der Tierhaltung abgesehen werden oder auf eine andere Tierart ausgewichen werden.

Insgesamt reichen relativ einfache Hygienevorschriften aus, um alle Beteiligten vor tierkontaktbedingten Schäden zu schützen und das Risiko der Gesundheitsgefährdung durch Infektionen zu minimieren bzw. gänzlich auszuschließen. Unabhängig davon ob Tiere in einer Einrichtung gehalten werden, existieren im Heimbereich formale Vorgaben zur Hygiene (festgelegt im Infektionsschutzgesetz [IfSG], Hygieneverordnungen, usw.).

Die Infektionsprävention bei dem Zusammenleben von Mensch und Tier in einer stationären Einrichtung sollte, der Gesundheitsberichtserstattung des Bundes zufolge, zweigleisig erfolgen- zu einen durch Schulung und Verhalten der Menschen, zum anderen durch Gesundheitsfürsorge für das Tier (vgl. Schwarzkopf/Weber 2007: 19).

Zu den einfachen, aber effektiven Aspekten der Tierhygiene gehören saubere und desinfizierbare Käfige, Lagerplätze, Körbe, Decken und hygienisch einwandfreie Futter- und Trinkwassergefäße sowie Spielzeuge (vgl. ebd.: 19). Die Gesundheitsfürsorge für das Tier und damit auch für den Menschen umfasst:

- eine vollständige Impfung gemäß dem aktuellen ortsbezogenen Impfkalender,
- ein zeitnahes Entfernen von Ektoparasiten wie Flöhen, Zecken, Läuse und Milben,
- der sofortige Tierarztbesuch bei Krankheitsanzeichen,
- eine regelmäßige Entwurmung,
- artgerechte Haltung mit ausreichend Auslauf und Frischluft sowie
- die regelmäßige Reinigung des Aufenthaltsbereiches (vgl. ebd.: 19).

Tiere sind des Weiteren von Lebensmitteln, die für den menschlichen Verzehr vorgesehen sind, fernzuhalten. Die Bewohner sollten möglichst folgende

Verhaltensregeln beachten: Vermeidung von Tierküssen im Gesicht, regelmäßiges Händewaschen nach dem Tierkontakt und Vermeidung von direktem Hautkontakt mit Tierkot.

Werden diese Vorsichtsmaßnahmen beim Einsatz von Tieren beachtet, ist die Wahrscheinlichkeit der Entstehung von Zoonosen oder gar von Tierseuchen sehr gering. 1987 wurde in den USA ein Studie zur Ermittlung der Wahrscheinlichkeit einer Ansteckung von Tier auf Mensch durchgeführt:

„In einer US-amerikanischen Studie (Anderson, 1987) hatten 31.000 Heimbewohner ein Jahr lang regelmäßig Kontakt zu insgesamt etwa 2.000 Tieren, die entweder bei ihnen im Heim lebten oder aber regelmäßig zu Besuch kamen. In keinem Fall konnte die Übertragung einer Erkrankung von einem Tier auf einen Menschen nachgewiesen werden. Selbstverständlich waren alle Tiere unter tierärztlicher Kontrolle, Hunde und Katzen geimpft und entwurmt. (...)

Anderson kam zu dem Schluß, daß die von Mitmenschen ausgehende Gefahr der Krankheitsübertragung größer ist als die, die von Tieren ausgeht“ (Kuratorium Deutsche Altershilfe o.J.: 22).

Sollte aber dennoch einmal ein Tier an einer gesetzlich bekämpfungspflichtigen Krankheit leiden, muss umgehend der Tierarzt und das zuständige Veterinäramt verständigt werden, damit diese die notwendigen Bekämpfungsmaßnahmen einleiten.

Zusammenfassend lässt sich daher herleiten, dass die Gesundheitsgefährdung durch Zoonosen und Allergien in einem Heim für psychisch kranke Menschen unter der Berücksichtigung einiger Richtlinien auf ein Minimum, also auf ein „theoretisches Risiko“ gesenkt werden kann. Die Infektionsvermeidung besteht dabei aus der Einhaltung der Hygienemaßnahmen durch Schulung und Information der interagierenden Menschen einerseits und der Gesundheitsvorsorge für das Tier andererseits. Die Prävention von Allergien richtet sich vor allem auf die Verminderung der Exposition zu möglichen Allergenen (z.B. „Schlafzimmerverbot“, regelmäßiges Entfernen der Tierhaare, Minimierung des Kontaktes zum Tier) bzw. durch die vorzeitige Berücksichtigung bei der Tierwahl.

Um kein Risiko einzugehen bedarf es bereits vorab des geplanten Tierkontaktes einer umfassenden Beschäftigung mit den tierartspezifischen übertragbaren Erkrankungen und den erforderlichen Präventionsmaßnahmen. Ratsam wäre die Erstellung eines Hygienekonzeptes, wie es in §36 IfSG für Heime ohnehin

festgeschrieben ist, in Verbindung mit der Erstellung eines Hygieneplans<sup>118</sup>. Da „Gesundheit“ Ländersache ist, sollten entsprechende Kontakte zum lokalen Gesundheitsamt aufgenommen werden und Absprachen mit Humanmedizinern und Veterinärmedizinern erfolgen.

Unter der Berücksichtigung dieser einfachen Hygienemaßnahmen ist nach Ansicht von Schwarzkopf/ Weber und Schäfer das Risiko einer Gesundheitsgefährdung vernachlässigbar:

„Es gibt unterdessen wissenschaftliche Untersuchungen zum Thema Hygiene, die alle zum Schluss kommen, dass das Risiko bei angemessener Pflege des Tieres vernachlässigbar ist, kleiner jedenfalls als das Risiko der Krankheitsübertragung durch den Menschen. Am ehesten noch machen Allergien auf Tierhaare oder Federn Probleme, vor allem beim Personal. Unlösbarer organisatorischer Konflikte ergeben sich daraus kaum“ (Schäfer 2005: 53).

und

„Zusammenfassend erlaubt die Auswertung der verfügbaren Daten den Schluss, dass der positive Einfluss der Heimtierhaltung auf Menschen die mögliche Gefährdung übersteigt. Das Risiko der Übertragung von viralen, bakteriellen, mykotischen oder parasitären Zoonoseerregern von Heimtieren auf Menschen kann durch Einhaltung hygienischer Maßnahmen sowie durch tierärztliche Überwachung, verbunden mit bestimmten Impfungen der Tiere (z.B. Tollwutimpfung), erheblich reduziert werden. Das Risiko einer Allergie muss bei entsprechend disponierten Menschen im Einzelfall gegen den Gewinn an Lebensqualität abgewogen werden“ (Schwarzkopf/ Weber 2007: 21).

Schlussendlich kann im Großen und Ganzen unbedenklich gesagt werden, dass bei einem gemeinsamen Entschluss zur Tierhaltung in einer stationären Einrichtung, die zu erwartende Freude und die möglichen positiven Wirkungen in der Auseinandersetzung mit dem Tier bei weitem die möglichen Infektionsrisiken übersteigen. Dies gilt umso mehr, als dass die meisten Infektionen heutzutage relativ problemlos und ohne Folge therapiert werden können (vgl. Schwarzkopf 2003: 115).

---

<sup>118</sup> Ein Beispiel für einen Hygieneplan ist bei Schwarzkopf 2003:122ff. vorzufinden. Siehe auch Anhang 8.1.

### **6.4.3. Haftungsrechtliche Aspekte**

Mit der Haltung von Tieren sind neben gesundheitsgefährdenden Aspekten auch Sach- und Personenschäden nicht ganz auszuschließen, sodass diese ebenfalls bei der Planung von Tierhaltung in stationären Einrichtungen Berücksichtigung finden sollten. „Generell kann auch beim gutmütigsten Tier ein versehentliches Zuschnappen oder Kratzen nicht völlig ausgeschlossen werden. Hunde zeigen ihre Freude gelegentlich durch heftige und kaum kontrolliert erscheinende Bewegungsabläufe; hierzu gehört z.B. auch das Anspringen“ (Schwarzkopf/ Weber 2007: 18). Die Gefahrenquellen für Menschen sind in erster Linie Unfälle durch Anstoßen und nachfolgenden Sturz und Stolperunfälle. Dies betrifft jedoch vor allem ältere Menschen und ist – den Zahlen zufolge – recht selten: „Nach einer Erhebung der Delta Society (USA) kam es bei 10.000 Besuchsdienst-Einsätzen (mit Tieren) in Pflegeeinrichtungen in 19 Fällen zu einem Unfall, davon wiesen zwei Unfallopfer Knochenbrüche auf“ (Schwarzkopf/ Weber 2007: 18).

Da derartige Personenschäden oder Schäden, wie von Katzen zerkratzte Tapeten oder von Hunden zerbissenes Mobiliar, das Zusammenleben von Mensch und Tier in Heimen stark belasten können, „empfiehlt es sich, auf einen möglichst umfassenden Versicherungsschutz durch die Tierhaltenden und durch das mit Hilfe von Tieren arbeitende Therapiepersonals zu achten“ (Goetschel 2009: 335).

Entsprechende Regelungen für die Haftungspflicht des Tierhalters finden im §833 BGB:

„Wird durch ein Tier ein Mensch getötet oder der Körper oder die Gesundheit eines Menschen verletzt oder eine Sache beschädigt, so ist derjenige, welcher das Tier hält, verpflichtet, dem Verletzten den daraus entstehenden Schaden zu ersetzen. Die Ersatzpflicht tritt nicht ein, wenn der Schaden durch ein Haustier verursacht wird, das dem Beruf, der Erwerbstätigkeit oder dem Unterhalt des Tierhalters zu dienen bestimmt ist, und entweder der Tierhalter bei der Beaufsichtigung des Tieres die im Verkehr erforderliche Sorgfalt beobachtet oder der Schaden auch bei Anwendung dieser Sorgfalt entstanden sein würde“ (§ 833 BGB).

In Frage kommen Privathaftpflichtversicherungen für die Tierhaltenden und Betriebshaftpflichtversicherungen bei heimeigenen Tieren, um eventuelle Schadensersatzansprüche zu decken (vgl. Nowak 2005: 67, Goetschel 2009: 335). Da die Versicherungen in der Regel die Schäden decken, die das Tier durch seine typischen Verhaltensweisen anrichtet, jedoch unter Umständen (z.B. bei kontinuierlicher Schädigung oder Schädigung von Familienangehörigen, die zu

Besuch kommen) bestimmte Leistungen verweigern können, ist für die Heimleitung einer Klärung der Rechtslage unter Einbezug von Fachpersonen im Versicherungsrecht ratsam (vgl. Goetschel 2009: 335).

## **6.5. Zusammenfassung**

Rückblickend auf die konzeptionellen Überlegungen zur Einführung von Tierhaltung in ein Heim für psychisch kranke Menschen ergibt sich folgendes Bild: Das Halten von Tieren ist unter Beachtung einiger Grundlagen und einer guten, multiperspektivischen, gemeinsamen Planung möglich mit allen Beteiligten und hat eines hohes Potenzial für psychisch kranke Menschen und ihre spezifischen Lebensbedingungen im Heim.

Für die institutionelle Tierhaltung ergeben sich daher folgende Prämissen und Maxime:

- bewusste und durchdachte Wahl eines Tieres (entsprechend den Begebenheiten vor Ort, den zu erwartenden Anforderungen und Kosten, dem Zweck der Tierhaltung [bloße Anwesenheit zur Beobachtung oder Aufforderungscharakter], den Vorlieben der Bewohner und Mitarbeiter, der Wesenseignung)
- artgerechte Haltung von Tieren, Einhaltung der Tierschutzbestimmungen,
- Akzeptanz des Vorhabens durch alle Beteiligten,
- Theoretische Schulung und Vorbereitung aller Beteiligten durch Tierbeauftragten bzw. anderen Verantwortlichen (Mitarbeiter: Einführung in die Thematik der Mensch-Tier-Beziehung, Vermittlung klientenspezifischer Informationen, Vermittlung ausgiebiger Informationen über Eigenarten und Lebensgewohnheiten des Tieres sowie über erforderliche Pflegemaßnahmen, Bewohner: Vermittlung tierartspezifischer Kenntnisse, Schulung des Verhaltens für den Tierkontakt)
- Veterinär-, medizinische Betreuung und Kontrolle (Zusammenarbeit von Human- und Veterinärmedizinern),
- Sicherstellung von Rückzugsmöglichkeiten für Tiere,
- Vorhandensein stabiler Bezugspersonen,
- Klärung der Frage der Verantwortlichkeiten,

- Vorhandensein einer gewissen Regelmäßigkeit des Tagesablaufs,
- Beachtung hygienischer und rechtlicher Grundlagen.

Die Einhaltung dieser Prinzipien sollte m.E. die Befürchtungen und Bedenken im Zusammenhang mit Tierhaltung in Heimen weitestgehend beseitigen. Laut Greiffenhagen sind diese Bedenken „nicht unsinnig, solange sie nicht global vorgetragen, sondern auf den einzelnen Fall angewendet werden“ (Greiffenhagen 1999: 217). Wird der einzelne Fall betrachtet und werden die Einwände diskutiert, so sind sie in den meisten Fällen nicht unlösbar, sondern mit etwas gutem Willen ausräumbar und einem für alle Seiten nutzbringenden Miteinander von Tieren, Personal und Bewohnern steht nichts (mehr) im Wege.

Hervorgehoben soll an dieser Stelle jedoch nochmals die Notwendigkeit der Einhaltung der Tierschutzbestimmungen. M.E. sollte sich dies von selbst verstehen, doch die Praxis sieht anders aus, wie Punkt 4.2. Der gesamte Einsatz von Tieren im Rahmen tiergestützter Interventionen wird fast immer unter der Perspektive des möglichen Nutzens für die Menschen gesehen. Die Thematisierung und Berücksichtigung der Tiere findet selten statt. Dabei trägt jedoch die Umsetzung des Tierschutzgedankens zu verschiedensten Wechselwirkungen bei: einerseits hilft § 2 TierSchG zur Infektions(ver)minderung, andererseits wird das so oft hervorgehobene positive Wirkpotenzial von Tieren erst durch dessen artgerechte Unterbringung ermöglicht. Auch Niepel sieht den Einsatz von Tieren in der tiergestützten Arbeit nur dann gerechtfertigt, „wenn auch sie davon profitieren, zumindest aber keinen Schaden davon tragen“ (Niepel 1998: 137). Insgesamt ist es daher ein wichtiger, wenn nicht sogar der wichtigste Aspekt, dem Tierschutzgedanken Rechnung zu tragen, die Würde des Tieres stets anzuerkennen und es als Mitgeschöpf zu behandeln. Goetschel bilanziert: „Tiere, welche körperlich und seelisch durch ihren Einsatz für den Menschen übernutzt werden, welche keinen besonders hohen Grad an veterinärmedizinischer Betreuung und an fachkompetenter Pflege genießen oder ihrer Ansprüche und Bedürfnisse nach Sozialkontakt zu Artgenossen beraubt sind, leisten dem Menschen einen schlechten Dienst und leiden“ (Goetschel 2009: 337).

## 7. Fazit

Die vorliegende Arbeit hat sich dem Tierthema in der Sozialen Arbeit aus unterschiedlichen Perspektiven angenähert. Es fand sowohl eine umfangreiche Auseinandersetzung mit der Historie und Genese der Mensch-Tier-Beziehung, als auch mit der (wissenschaftlichen) Situation tiergestützter Interventionen statt. Darauf basierend wurde der Einsatz von Tieren in stationären Einrichtungen für psychisch kranke Menschen beleuchtet, was in Form von praktischen Erwägungen und Rahmenbedingungen in sollkonzeptionelle Überlegungen mündete. Die Thematik des Einsatzes von Tieren konnte so weitestgehend produktiv entgrenzt und als ein sehr interdisziplinärer, vielschichtiger, teilweise widersprüchlicher und gleichzeitig faszinierender Gegenstand sichtbar gemacht werden. Nicht alles konnte ausreichend beleuchtet werden, aber ich hoffe, dass Bewusstsein für den (eigenen) modernen Umgang mit dem Tier vor dem Hintergrund der vielschichtigen Wechselbeziehung geschärft zu haben und ferner einen Anstoß für die wissenschaftliche Weiterentwicklung und Beschäftigung mit dem Thema gegeben zu haben.

Der historische Überblick über die ausgewählten Beiträge der Denker verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen zum Verständnis der Mensch-Tier-Beziehung macht deutlich, wie sich das Verhältnis des Menschen zum Tier vom Standpunkt geistes-, sozial- und naturwissenschaftlicher Theorien und Erkenntnisse über die Jahrtausende verändert und entwickelt hat. Veränderungen in der Realität, bestimmte Untersuchungsmethoden (z.B. Vivisektion), Denk- und Analysestrukturen, einmal erworbene Erkenntnisse prägen und formen das Verständnis und die Erklärungsansätze der Mensch-Tier-Beziehung. Dieser Rückgriff auf die Wissenschaftsgeschichte bzw. die Fokussierung der Umbrüche und Wandlungen in der historischen Abfolge war mir aus diesem Grund ein Anliegen, da es verdeutlicht, dass die gegenwärtige Ausformung der Mensch-Tier-Beziehungen das Vergangene einerseits in sich aufbewahrt und andererseits gleichzeitig überwindet und daher keinesfalls aus den Augen verloren werden darf.

„Tiere waren in der Geschichte, in Religionen und Kulturen immer geliebte, verehrte, manchmal geheimnisvolle, gefürchtete, gelegentlich auch gequälte Begleiter des Menschen. Menschliche Entwicklung ist ohne Tiere nicht denkbar; die menschliche Phantasie hat sich in vielfältiger Weise mit der Welt der Tiere und auch dem ‚Herrn der Tiere‘ auseinander gesetzt. Jede Kultur, Religion und Gesellschaft hat dies auf ihre Art und Weise getan. Heute ist die Tierwelt die Lieblingswelt der Kinder;

Tierbücher sind weit verbreitet, und Tiersendungen im Fernsehen erreichen nicht nur hohe Einschaltquoten, sondern auch beachtliche Erinnerungswerte; die Beobachtung von Tieren und ihr Verhalten, die Wahrnehmung ihrer ‚Erziehungsmöglichkeiten‘ und ihre ‚Leistungsfähigkeit‘ vermögen Menschen aller Altersgruppen – unabhängig davon, ob sie selbst ein Tier besitzen oder nicht – zu fesseln und zu faszinieren“ (Bergler 2000: 285).

Der Blick auf die Gegenwart als Ergebnis der wechselseitigen Genese der Mensch-Tier-Beziehung der Vergangenheit verweist zugleich auch auf ein Potenzial, die Zukunft (gedanklich und praktisch) zu gestalten, Nachhaltiges zu fördern. Aus dieser Sicht wird eine Verwerfung alter Einsichten, wie etwa der „Automatenlehre“ Descartes und der Abkehr des anthropozentrischen Weltbildes notwendig, was jedoch gleichzeitig ein Wissen und ein Analysieren dieses Denkens voraussetzt und die Notwendigkeit in sich birgt, alternative Erklärungsformen zu entwickeln. Über lange Zeit wurde die psychische und soziale Dimension dieser Beziehung verkannt bzw. gar nicht erst berücksichtigt. Erklärungswert hatte in erster Linie die Dichotomie von Mensch und Tier. Die wechselseitige Bezogenheit im sozialen und psychologischen, im natur- und kulturgeschichtlichen Kontext tritt erst durch den Bedeutungsgewinn der Haustiere und damit folglich durch den Einsatz von Tieren für therapeutische und pädagogische Zwecke auf. Die konstatierte klassische Dualität zwischen Mensch und Tier wird folglich abgelöst durch eine unter sozialen und psychologischen Gesichtspunkten betrachtete Beziehung und deren Bedeutung für die Entwicklung des Menschen bzw. der Verbesserung seiner Lebensqualität. Dies ist in einer Vielzahl der wissenschaftlichen Diskurse zum Thema der Fall. Daraus ergibt sich wieder folgende Problematik: Mit der zunehmenden Zivilisierung, Industrialisierung und Technisierung von Gesellschaften erfuhren auch die Beziehungsstrukturen sowohl zwischenmenschlich als auch zwischen Mensch und Tier grundlegende Veränderungen. Während Nutztiere verstärkt unter dem Aspekt des Profits gesehen werden, sind Heimtiere - vor allem in tiergestützten Interventionen – häufig einer Funktionalisierung bzw. Instrumentalisierung auf der Basis psychischer und sozialer Bedürfnisse des Menschen „ausgesetzt“. Dies nimmt teilweise bizarre Formen an und verdeutlicht die zunehmende Diskrepanz zwischen menschlichem Verhalten und tiergerechter Versorgung, oder anders: zwischen den Wünschen des Menschen und den Bedürfnissen des Tieres. Die hier erwähnte paradoxe, moderne Mensch-Tier-Beziehung im Sinne einer ausgeprägten du-evidenten Mensch-Heimtier-Beziehung einerseits und der anonymen kollektiven Mensch-Nutztier-Beziehung andererseits, macht auf ein weiteres gesamtgesellschaftliches

Phänomen aufmerksam, eine Art „kollektive Schizophrenie“. Der gegenwärtige Umgang mit dem Tier unterliegt einem ständigen Wechsel der Perspektive und der Moral, was das Tier also entsprechend seiner Kategorisierung zum Objekt oder Subjekt macht. Diese tierartsspezifische Selektion hält auch in tiergestützten Interventionen Einzug:

„Freilich stößt die Einfühlung an Grenzen: Von den hektischen, durch Geschwindigkeit und geringe Körpergröße unberechenbaren Verhaltensweisen der Insekten, für das optisch kaum auflösbare Geflatter der Fledermäuse, die ruckartigen, schnellen Bewegungen vieler Nagetiere, für die unüberschaubaren Bewegungsmuster der Spinnen, das Kriechen der Raupen, Schnecken oder Würmer wenden wir uns ab. Ideale Haustiere ähneln uns in Geschwindigkeit und Bewegung und bewohnen denselben Wahrnehmungsraum. Hier erkennen wir ihre Körpersprache, Furcht, Wut, Neugierde und Freunde als unsere eigene“ (Rhein 1994: 27).

Die vorliegende Arbeit will auf derartige „Missstände“ bzw. Paradoxien, mit den wir alle tagtäglich (unhinterfragt) leben, aufmerksam machen- auch wenn sie nicht in der Lage ist, ein komplexes Instrument zum Umgang mit dieser Problematik zu bieten. Es wurde vielmehr versucht, Möglichkeiten und Grenzen aufzuzeigen, wie Tiere in das Zusammenleben mit Menschen, also auch in die Soziale Arbeit integriert werden können, um dabei auf eine Symbiose abzielen. Tiere sind keine Therapeuten, wie es in der Literatur oft betont wird; sie können jedoch im Rahmen tiergestützter Interventionen Behandlungen verschiedener Art sinnvoll bereichern und begleiten und den Alltag von bestimmten Personengruppen sehr bereichern. Da allseits der zunehmende Wunsch nach ganzheitlicher „Heilung“ besteht, d.h. unter Einbezug physischer, psychischer und sozialer Aspekte, scheint die tiergestützte Arbeit vor dem Hintergrund des in Kapitel 3.5. dargelegten Wirkpanoramas eine gelungene Alternative bzw. Ergänzung zu herkömmlichen Therapiemethoden/ Interventionen, o.ä zu sein. Insbesondere die untersuchte Personengruppe der psychisch kranken Menschen, die in stationären Einrichtungen mitunter als „therapiemüde“ oder „austherapiert“ gelten, können von der Unkompliziertheit und Unvoreingenommenheit, mit der Tiere offen auf sie zugehen, profitieren. Darüber hinaus bereichern sie das Beziehungsgefüge zwischen den Menschen und ihrer Umwelt und helfen, Verbundenheit nach innen wie nach außen herzustellen (vgl. Olbrich 2003b: 69). Voraussetzungen für die mannigfaltigen positiven Effekte der Mensch-Tier-Beziehung liefern erste Ansätze einer Psychologie der Mensch-Tier-Beziehung. Die Biophilie-Hypothese, das Konzept der Du-Evidenz und die Interspezieskommunikation bieten einerseits ein erstes Gerüst und den

Erklärungsrahmen zum erweiterten Verständnis und zur vertieften Interpretation dieses Verhältnisses und stellen andererseits zugleich einen Ansatz dar, der die positiven Wirkungen von Tiere auf Menschen für eine (sozialpädagogische) Praxis erklärbar und für die pädagogische/ therapeutische Arbeit nutzbar macht. Erklärungsmodelle zu entwickeln, die z.B. eine Verstehens- und Verständigungsmöglichkeit zwischen Mensch und Tier anerkennen und als Voraussetzung der Bezogenheit zu definieren, bedeutet, die kommunikativen Beiträge des Menschen und die der Tiere herauszustellen und in ein gegenseitiges Verhältnis zu setzen. Dies schließt mit ein, dass ein Tier an sich nicht ausreicht, um positive Effekte auf den Menschen auszuüben. Bedingung für eine unterstützende Wirkung auf die gesundheitliche, soziale und psychische Situation des Menschen ist daher unumgänglich die persönliche Beziehung zwischen Mensch und Tier, die die psychische Bedeutung dieser Verbundenheit an der Oberfläche sichtbar werden lässt. Je inniger und stabiler (auf beiden Seiten) also die gegenseitige Bezogenheit empfunden und gelebt wird, umso wahrscheinlicher und effektiver sind die genannten positiven Auswirkungen. Beziehungen unterscheiden sich jedoch, so wie die Beteiligten dieser Beziehung sich unterscheiden. Dieses Wissen hat Auswirkungen und Konsequenzen für etwaige Überlegungen und Planungen zur Integration von Tieren in die Soziale Arbeit. Es gibt keine optimalen Konzepte oder Patentlösungen für „störungsfreie“ Mensch-Tier-Begegnungen. Aber es ist möglich, eine Grundlage für ein Miteinander von Mensch und Tier zu schaffen, die allen Beteiligten gerecht wird. Eine derartige Grundlage für eine gute Beziehungsqualität wäre beispielsweise die Berücksichtigung der Perspektive der Tiere durch ein an dessen Bedürfnisse angepasste Haltung, Pflege und Beschäftigung. Daher wurden in Kapitel 6 handlungsleitende Richtlinien und praktische Erwägungen konzipiert, die den essentiellen Faktor der Beziehungsqualität begünstigen. So wurden rechtliche und hygienische Grundlagen und praktische Aspekte im Hinblick auf die Form der Tierhaltung und die Tierwahl in einem Heim für psychisch kranke Menschen berücksichtigt, sodass tiergestützte Arbeit allen Beteiligten – besonders auch den Tieren gerecht werden kann.

Im Einzelnen konnte folgende praktische Überlegungen aufgezeigt werden:

- Tiere befriedigen artspezifisch eine Vielzahl menschlicher Bedürfnisse, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß,

- Kleintiere wie Vögel, Meerschweinchen, Kaninchen und Zierfische eignen sich auf Grund ihrer relativ gering ausgeprägten Interspezieskommunikation insbesondere für die Herstellung eines allgemeinen „therapeutischen“ Milieus, Hunde eignen sich auf Grund ihres ausgeprägten Sozialverhaltens und ihrem hohen Aufforderungscharakter gut für tiergestützte Interventionen, sind jedoch im Hinblick auf die fast unmögliche artgerechte Haltung als heimeigene Tiere abzulehnen,
- Tiere „entfalten“ nur dann ihre positive Wirkung, wenn eine eindeutig positive, spezifisch zu definierende Qualität der Mensch-Tier-Beziehung vorliegt und die Bedürfnisse des Tieres hinreichend respektiert werden,
- Tiere sind eine wesentliche Hilfe bei der Bewältigung der Risikofaktoren, denen psychisch kranke Menschen in Heimen ausgesetzt sind (Soziale Randständigkeit, Einsamkeit, Isolation, Perspektivlosigkeit, fehlende Tagesstrukturierung, usw.),
- Tiere gewähren psychologische Unterstützung in Krisen- und Stresssituationen,
- Tiere sind selbstverständliche Vermittler einer Vielzahl von Alltagsfreuden „ohne Sättigungserscheinungen“ (Bergler 2000: 286),
- Tierhaltung ist im Sinne eines langfristigen, gemeinsamen, glücklichen Zusammenlebens von Mensch und Tier genauestens zu planen und vorzubereiten (Beteiligung aller, Berücksichtigung von etwaigen Allergien bei Bewohnern, Partizipation von verantwortungsbewussten Bewohnern, Festlegen der Verantwortlichkeiten, Bestimmung eines Tierbeauftragten, usw.).

Sichtbar wird, dass die Bedingungen der positiven Wirkeffekte von Tieren unter einer Vielzahl von Abhängigkeiten und Rahmenbedingungen der Heimtierhaltung und der Qualität der Mensch-Tier-Beziehung nachweislich erfüllt sind. Bergler beschreibt die multikausale Genese dieser möglichen Wirkungen ähnlich:

„Ein Heimtier kann man einem Menschen weder verordnen noch verschreiben, sondern nur empfehlen. Zwischen Lebewesen entwickelt sich immer ein Verhältnis wechselseitiger Abhängigkeiten; zu glauben, ein Heimtier würde bei ganz bestimmten Konflikten, Krisen und Krankheiten eine spezifische, Gesundheit und Lebensqualität steigernde psychologische Wirkung entfalten, ist ein sehr naives Vorurteil: Zwischen Lebewesen gibt es keine monokausalen Wirkungen – der Mensch ist keine Ratte, die

sich gleichsam durch ein Heimtier in die wünschenswerte Richtung konditionieren ließe. Nicht nur Menschen haben Bedürfnisse, sondern auch Tiere; in Zeiten der Aktualität des Tierschutzes sollten solche Zusammenhänge eigentlich selbstverständlicher Wissensbestandteil sein“ (Bergler 2000: 51).

Zusammengefasst kann daher folgendes gelten: Ähnlich facettenreich und multiplex wie zwischenmenschliche Beziehungen erweisen sich auch Bindungen und Interaktionen zwischen Mensch und Tier: gesellig und freundschaftlich wie utilitaristisch und nutzungsorientiert, zugewandt und liebevoll wie feindselig und gewaltförmig, kooperativ und hilfreich wie konkurrent, belastend und schädigend. Dementsprechend wurden in der vorliegenden Arbeit auch multiperspektivisch Aspekte aufgezeigt, die mit der Integration von Tieren in die Soziale Arbeit mit psychisch kranken Menschen verbunden sind: positive Interaktion, lebensbereichernde Effekte, entwicklungs- und gesundheitsfördernde Wirkungen sowie potenzielle Risiken und Gefahren (hygienische Bedenken, rechtliche Aspekte, Haftungsfragen). Zur sinnbildlichen Veranschaulichung dieser besonderen und bereichernden Beziehung zwischen Mensch und Tier soll ein Zitat aus „Der kleine Prinz“ von Antoine de Saint-Exupéry die Zusammenfassung abschließen und den Ausblick einleiten:

„‘Gewiss‘, sagte der Fuchs. ‚Noch bist du für mich nichts als ein kleiner Junge, der hunderttausend kleinen Jungen völlig gleicht. Ich brauche dich nicht und du brauchst mich ebenso wenig. Ich bin für dich nur ein Fuchs, der hunderttausend Füchsen gleicht. Aber wenn du mich zähmst, werden wir einander brauchen. Du wirst für mich einzig sein in der Welt. Ich werde für dich einzig sein in der Welt...‘“ (Saint-Exupéry 2005: 67).

Es ist nicht anzunehmen, dass sich die hochentwickelten Länder der Welt in eine Richtung entwickeln, die zu mehr Natur und Natürlichkeit führen wird und die den beschriebenen Verlauf der Mensch-Tier-Beziehung im Sinne der Unterdrückung der Tiere durchbricht. Vielmehr wird sich die Gesellschaft weiter so entwickeln, wie es in den letzten Jahren der Fall war: Es wird weniger Verbindlichkeit und Bindung geben – sowohl in zwischenmenschlichen Beziehungen als auch im beruflichen Bereich. Folgen könnten unter anderem in der Entwicklung einer Ellenbogengesellschaft und in der „Versingelung“ der Großstädte zu sehen sein. Bedürfnisse nach Zugehörigkeit, Verlässlichkeit und Geborgenheit werden – mehr als heutzutage – zu einer „Mangelware“. Im Hinblick auf die Thematik der vorliegenden Arbeit könnten daher diesbezüglich zwei Auswirkungen relevant werden: 1. die Zunahme psychischer

Erkrankungen und 2. die Zunahme des Wertes von Haustieren bzw. Tieren als pädagogische/ therapeutische Helfer, da sie alle diese schmerzlich vermissten Werte befriedigen.

„In einer Zeit, in der unsere Werte zunehmend nach Leistung und Einkommen bemessen werden, in der eine Zunahme von psychischen Missempfindungen, psychosomatischen Erkrankungen bis hin zum Vollbild der Depression oder des Amoklaufes zu beobachten ist, erscheint die Notwendigkeit der Wiederkehr einer Gemeinschaft, die jedem einen Platz zum eigenverantwortlichen Leben lässt, umso dringender. (...) Der Motivationsfaktor ‚Geld‘, der die Menschen dazu antreibt sich ihrem Alltag zu stellen, dem viele Menschen jedoch nicht mehr leistungsgerecht begegnen können, verändert sich mit der bewussten Zuwendung zu anderem Leben zu Gunsten der neuen Währung: Aufmerksamkeit! Die Hinwendung zu einer reinen Leistungsgesellschaft hinterlässt ein gesellschaftliches Vakuum, das eine tiefe Sehnsucht nach der Aufnahme anderer Werte erkennen lässt“ (Frömming 2006: 117f.).

Aus diesem Grund ergibt sich umso dringender ein Forschungsbedarf zur Mensch-Tier-Beziehung und die Umsetzung der geforderten Interdisziplinarität auf dem Feld der tiergestützten Interventionen. Es bedarf dringendst Methoden zur Definition, Messung und Interpretation von Bedürfnissen und Befindlichkeiten bei Tieren. Denn:

„Was bisher fehlt, sind Untersuchungen der Befindlichkeiten von Heimtieren und Pferden, die in neuen ‚Nutzungseinrichtungen‘ eingesetzt werden, wie in der Tiergestützten Therapie und Pädagogik, beim Therapeutischen Reiten oder auch beim Einsatz von Blindenführhunden und Behindertenassistenzhunden. Gerade bei Tieren, wie zum Beispiel dem Kaninchen, die aufgrund ihres angeborenen Verhaltens in potenziellen Stresssituationen häufig die Verhaltensweise ‚Erstarren‘ zeigen, besteht die Gefahr, dass dieses Verhalten durch den Menschen falsch interpretiert wird und er meint, sie wären ruhig und zufrieden“ (Bohnet 2009: 44).

Interdisziplinarität gilt daher als oberstes Prinzip bei der Entwicklung der wissenschaftlichen Forschung zur Mensch-Tier-Beziehung, da in ihr eine Vielzahl von Potenzialen liegt. Sie birgt einerseits die Chance zur Beachtung sozialer Distinktionen, wie ethischer, religiöser, alters- und geschlechtsbezogener. Andererseits lässt Interdisziplinarität Platz für die ethische Frage der „Nutzung“ von Tieren. Hier sollte oberstes ethisches Prinzip Albert Schweitzers „Ehrfurcht vor dem Leben“ sein. Insgesamt ermöglicht, Interdisziplinarität durch die Vernetzung der verschiedenen Fachrichtungen mit ihren je spezifischen Themen-Zugängen, eine möglichst ganzheitliche Erfassung der Funktionen, Wirkungsweisen und Einsatzbereiche tiergestützter Interventionen und der Mensch-Tier-Beziehung. Dem

gilt es zukünftig Rechnung zu tragen- nicht zuletzt, damit die historisch bedingte Degradierung der Tiere früher oder später einem Zusammenleben im Sinne des Prinzips des maximalen Glücks bzw. der maximalen Nützlichkeit weicht.

„Ein menschliches Wesen ist ein Teil des Ganzen, das von uns ‚Universum‘ genannt wird, ein Teil, begrenzt durch Zeit und Raum. Es erfährt seine Gedanken und Gefühle als getrennt von dem Rest – eine optische Täuschung seines Bewußtseins. Diese Täuschung ist eine Art Gefängnis für uns, das uns auf unsere persönlichen Wünsche und auf die Zuneigung zu den paar Personen, die uns am nächsten sind, beschränkt. Unsere Aufgabe muß sein, uns aus diesem Gefängnis zu befreien, indem wir unseren Kreis des Mitgefühls erweitern, um alle lebenden Wesen und die gesamte Natur in ihrer Schönheit zu umarmen“ (Albert Einstein, zitiert nach: Hannes 1998: 183f.).

## **8. Anhang**

### **8.1. Hygieneplan für die Tierhaltung in einer Einrichtung**

#### **1. Einleitung**

Der auch nur zeitweilige Umgang mit Tieren kann die Erlebniswelt der Bewohner bereichern. Aus diesem Grund wird der Tierbesuch bzw. Tierhaltung in unserer Einrichtung zugelassen. Das folgende Dokument hat das Ziel, eine mögliche Infektionsübertragung von dem Tier auf Menschen und umgekehrt zu minimieren.

#### **2. Ansprechpartner**

Hygienebeauftragter, Tel.-Nr.

#### **3. Rechtsgrundlagen**

- 3.1. §36 Infektionsschutzgesetz
- 3.2. BGV C8 (UVV Gesundheitsdienst)
- 3.3. Biostoff-Verordnung (BioStoffV)

#### **4. Dokumentationen zum Tier**

Bei allen Tieren, die die Einrichtung besuchen oder in dieser gehalten werden, sind folgende Unterlagen in Kopie aufzubewahren:

- Impfzeugnis zum Nachweis des vollständigen Impfschutzes
- Entwurmungsprotokoll (als angemessene häufige Entwurmungen gelten Fristen zwischen 1 bis 3 Monaten)
- Ggf. Versicherungsnachweis (bei Hunden und Pferden).

Diese Dokumente sind immer auf dem neuesten Stand zu halten.

#### **5. Zugangsbeschränkungen für Tiere**

Tiere dürfen folgende Teile einer Einrichtung des Gesundheitsdienstes nicht betreten:

- Küche,
- Tee- bzw. Verteilerküchen,
- Wäscherei und Wäschelager rein,
- Zimmer und Aufenthaltsräume von Bewohnern mit bekannter Tierallergie,
- Zimmer und Aufenthaltsräume von akut erkrankten Bewohnern, es sei denn es liegt eine gegenteilige Aussage des betreuenden Arztes vor,
- Zimmer von Bewohnern mit ausgedehnten Ekzemen, es sei denn es liegt eine anderslautende ärztliche Aussage vor,
- Zimmer von mit multiresistenten oder sehr infektiösen Erregern kolonisierten (besiedelten) oder infizierten Bewohnern,
- Zimmer und Aufenthaltsräume von stark abwehrgeschwächten Bewohnern, z.B. mit konsumierenden Erkrankungen, es sei denn es liegt eine anderslautende ärztliche Risikoabschätzung vor

## **6. Anforderungen an das Personal**

Das beteiligte Pflegepersonal und eventuell auch das hauswirtschaftliche Personal ist durch eine entsprechende Informationsveranstaltung auf den Tierbesuch oder die Tierhaltung vorzubereiten.

Im Falle der Tierhaltung muss eine ausgiebige Information über Eigenarten und Lebensgewohnheiten des betreffenden Tieres erfolgen sowie welches Futter und welche Einstreu oder andere Pflegemaßnahmen erforderlich sind. (Hier konkrete Angaben zu dem einzelnen Tier machen).

Prinzipiell spricht nichts dagegen, wenn Bewohner sich um die Tiere kümmern, jedoch muss stets eine verantwortliche und eingewiesene Aufsichtsperson zur Unterstützung bereitgehalten werden.

## **7. Reinigung und Desinfektion**

Besuch eines Tieres oder Haltung eines Tieres beinhaltet normalerweise keine Änderung des üblichen Reinigungs- bzw. Desinfektionsregime. Die Arbeitsanweisung für die Hauswirtschaft muss bei Haltern ergänzt werden durch einen Reinigungszyklus für den Platz des Tieres (Decke, Käfig, etc.) und die dafür zu verwendeten Mittel.

Der Hygieneplan kann durch eine Liste von Erkrankungen, bei denen Patienten keinen Tierumgang haben sollten, ergänzt werden. Sinnvoll ist auch eine Liste der von der jeweiligen Tierart möglicherweise übertragenen Erkrankungen mit Leitsymptomen, um den Ärzten die Diagnose und rechtzeitige Therapie zu erleichtern.

## 8.2. Wirkungspanorama

### Ein biopsychosoziales Wirkungspanorama hilfreicher Tiereffekte

#### A. physische/physiologische Wirkungen

##### 1. Reduzierung cardiovaskulärer Risikofaktoren

- Senkung des Blutdrucks
- Senkung der Atemfrequenz
- Regulierung von Herzfrequenz und Puls
- Verbesserung von Cholesterin- und Triglyceridspiegel
- Kreislaufstabilisierung (z.B. über reine Präsenz, Streicheln, Interaktion)

##### 2. Biochemische Veränderungen und neuroendokrinale Wirkungen

- Schmerzverringern
- Beruhigung und euphor. Effekte über Freisetzung von Betaendorphinen, Erhöhung von Dopamin und Phenylethylaminkataboliten
- Stabilisierung des Immunsystems (z.B. über vertraute Interaktion, erregungsregulierendes Spiel, anregendes Lachen, Freude, Wechsel von Interesse, Spannung und Gelassenheit, Entspannung)

##### 3. Muskuläre Entspannung

- Muskelrelaxation, Atmungsregulierung und Atmungstiefe
- Entspannung von Mimik, Gestik und Stimme, Schmerzablenkung und Reduktion von Medikamentenkonsum (z.B. über Körperkontakt, Spiel, beruhigende Vertrautheit und Verhaltensvorhersagbarkeit)

---

##### 4. Verbesserung der Motorik

- Generelle motorische Aktivierung (Bewegung, Bett verlassen, Aufstehen, Laufen)
- Bewegung an frischer Luft/Spiel
- Appetitanregung durch Bewegung
- Verhinderung von Darmträgheit und bessere Verdauung
- Muskulaturtraining und Bewegungskoordination
- Verbesserung von Fein- und Grobmotorik
- Gleichgewichtsregulierung (z.B. durch Spiel, Spazieren führen, Versorgen und Pflegen)

##### 5. Verbesserung des Gesundheitsverhaltens

- Anregung zu eigener besserer Selbstverpflegung
- Anregung zu eigener besserer Körperpflege
- Reduzierung von Übergewicht
- Reduzierung von Alkohol- und Nikotingenuss
- Förderung von Regelmäßigkeit und Tagesstrukturierung (z.B. durch die Versorgungs- und Pflegeleistung für das Tier)

##### 6. Generelle Effekte

- Förderung der Vitalfunktionen
- Förderung der Genesung und schnellere Heilung
- Förderung der Rehabilitation
- Steigerung der Überlebensrate/ Lebenserwartung nach Krankheit
- Verbesserung der Krankheitsprävention
- Verbesserung des Lebens mit nicht veränderbaren, chronischen Gesundheitsbeeinträchtigungen und Behinderungen

# Ein biopsychosoziales Wirkungspanorama hilfreicher Tiereffekte

## B. psychische/psychologische Wirkungen

### 1. Förderung emotionalen Wohlbefindens

Akzeptiertwerden wie man ist, Geliebtwerden, Zuwendung und Bestätigung, Trost, Ermutigung, Zärtlichkeit, Intimität, spontane Zuneigung und Begeisterung erleben.  
Positive Weltsicht und Humor entwickeln.  
Freude und Spaß in der Interaktion.

### 2. Förderung von positivem Selbstbild, Selbstwertgefühl, Selbstbewusstsein

konstante Wertschätzung, Erfahrung von Autorität und Macht, Bewunderung erfahren, Gefühl, gebraucht zu werden, Verantwortungsgefühl, Bewältigungskompetenz erleben etc.

### 3. Förderung von Kontrolle über sich selbst und die Umwelt

Kontrollerfahrungen in Pflege, Versorgung, Führung und erreichtem Gehorsam, Erfordernis der Selbstkontrolle, Sensibilisierung für eigene Ressourcen, Zwang zu aktiver Bewältigung, Vermittlung von Bewältigungskompetenz und Kompetenzerfahrung, Zutrauen, Sinnggebung erfahren etc.

### 4. Förderung von Sicherheit und Selbstsicherheit Reduktion von Angst

unbedingte Akzeptanz, konstante kontinuierliche Zuneigung, „unkritische“ Bewunderung erfahren, unbedrohliche und belastungsfreie Interaktionssituation, „Aschenputteleffekt“ (bewundert werden gleich wie unattraktiv, ungepflegt, hilflos, langsam etc. man ist), „einfache Welt“ erleben (Füttern, Nahsein, Vertrautheit), psychologische Effekte praktischen Schutzes, Vertrautheit und Vorhersagbarkeit der Interaktion etc.

### 5. Psychologische Stress-reduktion, Beruhigung und Entspannung (s.a. physiologische Korrelate)

Wahrnehmungs- und Interpretationsmodulierung von Belastung, „gelassener“ Stressbewertung, Trost und Beruhigung, Ablenkung, Relativierung von Konsequenzen, Umbewertung/ Umbilanzierung von Ereignissen, Aufwertung kleiner Freuden etc.

### 6. Psychologische Wirkungen sozialer Integration

Erfüllung von Bedürfnissen nach Zusammensein, Geborgenheit, Erfahrung von Nähe, Gemeinsamkeit, Nichtalleinsein etc.

### 7. Regressions-, Projektions- und Entlastungs-möglichkeiten (Katharsis)

stilles Zuhören, Ermöglichen affektiver Entladung und offenen emotionalen Ausdrucks, Erinnerungsmöglichkeit, enttabuisierte Nähe, Intimität, Interaktion, Identifikations- und Projektionsfolie etc.

### 8. Antidepressive Wirkung, antisuizidale Wirkung

s. o. z.B. Zusammensein und Gemeinsamkeit, Vertrauen und Vertrautheit, sicherer Halt und emotionale Zuwendung, Umbewertung von Belastung, Trost und Ermutigung, Förderung von Aktivität, Verantwortung, Bezogenheit und Verbundenheit, Freude, Lebendigkeit, Spontanität und Spaß erleben

### 9. Förderung mentaler Leistungen und Kompetenzen

Stimulation der Sinne (Fühlen, Hören, Sehen, Riechen)  
Anregung von Lernen, Lesen, Wissensaneignung (z.B. über Tiere, Tierpflege)  
Modelllernen (z.B. der Tierversorgung durch Eltern)  
Erhöhung von selektiver, gezielte Aufmerksamkeit, Beobachten, Fokussieren  
Steigerung von Vigilanz und Reaktionsvermögen  
Förderung nonverbaler und verbaler Decodierungs- und Ausdruckskompetenz  
Steigerung von Langzeit- und Kurzzeiterinnerung und –gedächtnis  
Übung von Planungs- und Entscheidungsprozessen (z.B. in der Versorgung)

# Ein biopsychosoziales Wirkungspanorama hilfreicher Tiereffekte

## C. soziale Wirkungen

### 1. *Aufhebung von Einsamkeit und Isolation*

- a) im Tierkontakt selbst
- b) als Förderung von Kontakten/  
Kontaktvermittlung und „sozialer Katalysator“ zu anderen
- c) als Herstellung von Kontakt/ „Eisbrecher“ in der Kommunikation mit anderen
- d) Tiere als Gesprächsinhalt und –anlass

### 2. *Nähe, Intimität, Körperkontakt*

- nichttabuisierte Körperlichkeit
- „Leben“ spüren und fühlen
- körperliche Zuwendung und Wohlgefühl (z.B. „schnurren“) erleben

### 3. *Streitschlichtung, Familienzusammenhalt und Eherettung*

- Vermittlung von Gesprächsstoff und Zusammengehörigkeit.
- Reduktion von Aggression und Förderung von Altruismus und Kooperation

---

### 4. *Steigerung von Vertrauen*

- (- ins Tier, - in andere (z.B. Therapeuten), - in sich selbst)
- Förderung von Offenheit und Veröffentlichungsbereitschaft,
- Kontakt- und Interaktionsbereitschaft
- Verbesserung der Ansprechbarkeit

### 5. *Förderung von Empathie*

- Verbesserung der Einfühlung in andere
- Steigerung von Verantwortungsgefühl für andere
- Steigerung von Respekt für Umwelt und Natur

### 6. *Vermittlung von positiver sozialer Attribution*

- Sympathie, Offenheit, Unverkrampttheit,
- Attraktivität, sozialer Status – assoziiert mit dem Tier

---

### 7. *Verbesserung von Interaktionsatmosphären*

- Förderung des sozialen Klimas auf Stationen, in Kliniken, in Schulklassen etc.
- Förderung der kooperativen Interaktion und Reduzierung von Aggressivität und Hyperaktivität
- Integrationsförderung
- Verbesserung der Helfer-Patient-, Lehrer- Schüler-Interaktion

## Ein biopsychosoziales Wirkungspanorama hilfreicher Tiereffekte

### **D. Praktische und technische Hilfen und Wirkungen (insbesondere durch Servicetiere)**

#### *Praktische, technische Unterstützung*

- durch Führung und Sicherung Blinder, Gehörloser
- Bieten von Schutz und Sicherheit
- Signalisieren von Klingeln, Besuchen, Zeiten etc.
- Signalisieren von Krampfanfällen
- Aufheben, Bringen von Gegenständen
- Arbeits- und Aufgabenerleichterung

(s.a. Nestmann 1994. Kuratorium Deutsche Altershilfe o. J.. Böttger 2002. Otterstedt 2003)

## 9. Literaturverzeichnis

**Adorno**, Theodor W., **Horkheimer**, Max (1992): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag GmbH.

**Aristoteles** (o.J.): Über die Seele. Griechisch-deutsch, übersetzt und herausgegeben von **Krapinger**, Gernot (2011). Stuttgart: Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG.

**Badura**, Jens (1999): Moral für Mensch und Tier. Tierschutzethik im Kontext. München: Herbert Utz Verlag GmbH.

**Baumgartl**, Naomi, **Fischer-Rizzi**, Susanne (2007): Mit Tieren verbunden. Die geheimnisvolle Beziehung zwischen Mensch und Tier. 2. Auflage. Baden und München: AT Verlag.

**Bauer**, Barbara (2001): Die Mensch-Tier-Beziehung und ihre therapeutischen Wirkfaktoren. Universität Würzburg.

**Becker Dr.**, Marty (2007): Heilende Haustiere. Wie Hund, Katze, Maus Sie seelisch und körperlich gesund halten. München: riva Verlag.

**Beetz**, Andrea, **Ford**, Graham (Hrsg.) (2001): Tiere als therapeutische Begleiter. Würzburg: Eigenverlag

**Bergler**, Reinhold, **Hoff**, Tanja (2006): Heimtiere und schulisches Leistungs- und Sozialverhalten. Regensburg: S. Roderer Verlag.

**Bohnet**, Willa (2009): Die Bedürfnisse der Tiere in der Mensch-Tier-Beziehung. . In: Gefährten – Konkurrenten – Verwandte. Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs, hrsg. von **Otterstedt**, Carola/ **Rosenberger**, Michael. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG. S. 26-48.

**Braun**, Claudia/ **Schmidt**, Monika (2003): Das Hundebesuchsprogramm in der Altenpflege. In: Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie, hrsg. von **Olbrich**, Erhard/ **Otterstedt**, Carola. Stuttgart: Franckh-Kosmos Verlags GmbH & Co. KG. S.325-333.

**Brockhaus (A-GOZ)** (2000): Der Brockhaus von A-Z. Mannheim: F.A. Brockhaus GmbH.

**Brockhaus (GP-PHNOM)** (2000): Der Brockhaus von A-Z. Mannheim: F.A. Brockhaus GmbH.

**Brockhaus (PHO-Z)** (2000): Der Brockhaus von A-Z. Mannheim: F.A. Brockhaus GmbH.

**Buchner-Fuhs**, Jutta (1999): Das Tier als Freund. Überlegungen zur Gefühlsgeschichte im 19. Jahrhundert. In: Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses Münch, hrsg. von **Münch**, Paul/ **Walz**, Rainer . 2.Auflage. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh. S.275-294.

**Buchner-Fuhs**, Jutta/ **Rose**, Lotte (2012): Warum ein Buch zu Tieren in der Sozialen Arbeit? Eine kritische Bestandsaufnahme zur Thematisierung der Tiere in diesem Berufsfeld. In: Tierische Sozialarbeit. Ein Lesebuch für die Profession zum

Leben und Arbeiten mit Tieren, hrsg. von: **Buchner-Fuhs/ Jutta, Rose**. Wiesbaden: Springer VS. S.9-23.

**Buck-Werner, Oliver/ Greiffenhagen, Sylvia** (2011): Tiere als Therapie. Neue Wege in Erziehung und Heilung. 3.Auflage. Nerdlen: Kynos Verlag Dr. Dieter Fleig GmbH.

**Bundesministerium für Verbraucherschutz, Ernährung und Landwirtschaft** (Hrsg.) (2003): Tierschutzbericht der Bundesregierung 2003. Bonn.

**Cournos, Francine, Sheehy, Michael** (1998): Was sind psychische Störungen? In: Handbuch Psychische Störungen, hrsg. von: **Wittchen, Hans-Ulrich**. 2. Auflage. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

**Deutscher Tierschutzbund e.V.** (2000): Die Haltung von Wellensittichen und Kanarienvögeln. Bonn: Eigendruck.

**Deutscher Tierschutzbund e.V.** (2002): Die Haltung von Katzen. Bonn: Eigendruck.

**Deutscher Tierschutzbund e.V.** (2003a): Welches Tier passt zu mir? Bonn: Eigendruck.

**Deutscher Tierschutzbund e.V.** (2003b): Die Haltung von Aquarienfischen. Bonn: Eigendruck.

**Dialog im Kolloquium** (2009): Biophilie – die menschliche Hinwendung zum Lebendigen. In: Gefährten – Konkurrenten – Verwandte. Die Mensch-Tier-Beziehung

im wissenschaftlichen Diskurs, hrsg. von **Otterstedt**, Carola/ **Rosenberger**, Michael. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG. S. 153-157.

**Dierauer**, Urs (1999): Das Verhältnis von Mensch und Tier im griechisch-römischen Denken. In: Gefährten – Konkurrenten – Verwandte. Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs, hrsg. von **Otterstedt**, Carola/ **Rosenberger**, Michael. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG. S. 37-85.

**Dinzelbacher**, Peter (2000): Mensch und Tier in der Geschichte Europas. Stuttgart: Kröner.

**Dilling**, Horst / **Mombour**, Werner / **Schmidt** Martin H. (Hrsg.) (2005): Internationale Klassifikation psychischer Störungen. ICD-10 Kapitel V (F). Klinisch-diagnostische Leitlinien. 5., durchges.u. erg. Aufl., Bern u. a.

**Durkheim**, Emile (1994): Die elementaren Formen des religiösen Lebens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

**Endicott**, Jean, **Quitkin**, Frederick M., **Wittchen**, Hans-Ulrich (1998): Depression und andere Affektive Störungen. In: Handbuch Psychische Störungen, hrsg. von: **Wittchen**, Hans-Ulrich. 2. Auflage. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

**Fine**, Audrey (2000): Handbook on Animal-Assisted-Therapy. Theoretical Foundations and Guidelines for Practice. San-Diego: Academic Press.

**Fischer**, Michael (2007): Tiere als Rechtssubjekte: Vom Tierprozess zum Tierschutzgesetz. In: Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu

einer kritischen Theorie für die Befreiung der Tiere, hrsg. von **Witt-Stahl**, Susann. 1.Auflage. Aschaffenburg: Alibri-Verlag. S.142-163.

**Forschungsring für Biologisch-Dynamische Wirtschaftsweise e.V. Darmstadt** (1989): Artgemäße Nutztierhaltung. Ein Schritt zum wesensgemäßen Umgang mit der Natur. 2.Auflage. Stuttgart: Verlag Freies Geistesleben.

**Förster**, Andrea (2005): Tiere als Therapie – Mythos oder Wahrheit? Zur Phänomenologie einer heilenden Beziehung mit dem Schwerpunkt Mensch und Pferd. Stuttgart: ibidem-Verlag.

**Frömming**, Heiko (2006): Die Mensch-Tier-Beziehung: Theorie und Praxis tiergestützter Pädagogik. Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Müller.

**Gäng**, Marianne (2005): Das Kaninchen. In: Mit Tieren leben im Alter, hrsg. von **Gäng**, Marianne/ **Turner**, Dennis C. 2.Auflage. München: Ernst Reinhardt, GmbH & Co KG, Verlag. S.126-133.

**Gardner**, Howard (1993): Multiple Intelligences. The theory in practice. New York.

**Gebhard**, Ulrich (2001): Kind und Natur. Die Bedeutung der Natur für die psychische Entwicklung. 2. Aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

**Goetschel**, Antoine F. (2009): Die Mensch-Tier-Beziehung im Recht. In: Gefährten – Konkurrenten – Verwandte. Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs, hrsg. von **Otterstedt**, Carola/ **Rosenberger**, Michael. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG. S.316-341.

**Gräfrath**, Bernd (1999): Zwischen Sachen und Personen. Über die Entdeckung des Tieres in der Moralphilosophie der Gegenwart. In: Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses Münch, hrsg. von **Münch**, Paul/ **Walz**, Rainer . 2.Auflage. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh. S.383-405.

**Greiffenhagen**, Sylvia (1999): Tiere als Therapie: neue Wege in Erziehung und Heilung. München: Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knauer.

**Greiffenhagen**, Sylvia (2003): Tiere in der Sozialen Arbeit. In: Sozialmagazin 28, 22-29.

**Große, Siestrup**, Christian (2003): Tierschutzgerechte Arbeit mit Tieren. In: Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie, hrsg. von **Olbrich**, Erhard/ **Otterstedt**, Carola. Stuttgart: Franckh-Kosmos Verlags GmbH & Co. KG. S.115-120.

**Große-Siestrup**, Christian (2005) : Mensch-Tier-Begegnungshaus. In: Mit Tieren leben im Alter, hrsg. von **Gäng**, Marianne/ **Turner**, Dennis C. 2.Auflage. München: Ernst Reinhardt, GmbH & Co KG, Verlag. S.78-84.

**Grunder**, Barbara (2005a): Esel. In: Mit Tieren leben im Alter, hrsg. von **Gäng**, Marianne/ **Turner**, Dennis C. 2.erweiterte Auflage. München: Ernst Reinhardt GmbH & Co KG. S.160-168.

**Grunder**, Barbara (2005b); Freude mit Hühnern, hrsg. von **Gäng**, Marianne/ **Turner**, Dennis C. 2.erweiterte Auflage. München: Ernst Reinhardt GmbH & Co KG. S.169-173.

**Guerrero**, Daina L. (2003): Tiere wissen mehr. Warum sie unsere Seele berühren und was sie uns lehren. München: Kösel-Verlag.

**Haker**, Carsten (2007): Das Mensch-Tier-Verhältnis in der Kritischen Theorie Theodor W. Adornos und Max Horkheimers. In: Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu einer kritischen Theorie für die Befreiung der Tiere, hrsg. von **Witt-Stahl**, Susann. 1.Auflage. Aschaffenburg: Alibri-Verlag. S.20-49.

**Hackbarth**, Hansjoachim (2000): Artgerechte Haltung von Heimtieren. In: Gesund durch Heimtiere. Beiträge zur Prävention und Therapie gesundheitlicher und seelischer Risikofaktoren, hrsg. von **Bergler**, Reinhold. Köln: Deutscher Instituts-Verlag GmbH. S. 71-87.

**Hannes**, Ralph (1998): Mensch Hund – Mensch Katze. Unsere Beziehung zu Haustieren. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH.

**Hartmann**, Nathalie Maja (2010): Tiere als Eisbrecher, Die Bedeutung der Mensch-Tier-Beziehung in der stationären Jugendhilfe. Marburg: Tectum Verlag.

**Hofer-Probst**, Verena (2001): Eine Analyse der Beziehung zwischen Mensch und Tier. Hamburg: Diplomica GmbH.

**Hoffmann**, Arnd (2007): „Ein Königstiger als Vegetarier.“ Zur Kritik an der Utopielosigkeit von Antispeziesismus und Veganismus. In: Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu einer kritischen Theorie für die Befreiung der Tiere, hrsg. von **Witt-Stahl**, Susann. 1.Auflage. Aschaffenburg: Alibri-Verlag. S.172-205.

**Horkheimer**, Max (1992): Traditionelle und kritische Theorie. Fünf Aufsätze. 7.Auflage. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag GmbH.

**Jung**, Christoph (2010): Schwarzbuch Hund. Die Menschen und ihr bester Freund. 2.Auflage. Norderstedt: Books on Demand GmbH.

**Kahlisch**, Anne (2010): Tiergestützte Therapie in Senioren- und Pflegeheimen. Ein Wegweiser mit Praxisbeispielen für Besuchshundeteams. Nerdlen/ Daun: Kynos Verlag Dr. Dieter Fleig GmbH.

**Kaplan**, Astrid (2006): Die Mensch-Tier-Beziehung. Eine irrationale Angelegenheit. Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Müller.

**Kaplan**, Helmut F. (2002): Tiere haben Rechte. 2.Auflage. Erlangen: Harald Fischer Verlag GmbH.

**Kenny**, Anthony (1999): Thomas von Aquin. Freiburg im Breisgau: Herder.

**Klare**, Karl-Josef (2003): Heimtiere als begleitende Hilfen bei der aktivierenden und fördernden Pflege alter Menschen. In: Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie, hrsg. von **Olbrich**, Erhard/**Otterstedt**, Carola. Stuttgart: Franckh-Kosmos Verlags GmbH & Co. KG. S.318-325.

**Körner**, Jürgen (1996): Bruder Hund und Schwester Katze. Köln: Kiepenheuer & Witsch-Verlag.

**Kotrschal**, Kurt (2009): Die evolutionäre Theorie der Mensch-Tier-Beziehung. In: Gefährten – Konkurrenten – Verwandte. Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs, hrsg. von **Otterstedt**, Carola/ **Rosenberger**, Michael. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG. S. 55-77.

**Kuratorium Deutsche Altershilfe** (o.J.); Ein Plädoyer für die Tierhaltung in Alten- und Pflegeheimen, Argumente, Informationen, Beispiele. Köln: Eigendruck

**Leslie**, Esther/ **Watson**, Ben (2007): Tiere, Geschichte und Kunsttriebe. In: Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu einer kritischen Theorie für die Befreiung der Tiere, hrsg. von **Witt-Stahl**, Susann. 1.Auflage. Aschaffenburg: Alibri-Verlag. S.206-225.

**Leyhausen**, Paul, **Lorenz**, Konrad (Hrsg.) (1968): Antriebe tierischen und menschlichen Verhaltens. München: R.Piper & Co. Verlag.

**Linnemann**, Manuela (Hrsg.) (2000): Brüder Bestien Automaten. 1.Auflage. Erlangen: Harald Fischer Verlag GmbH.

**Lorenz**, Konrad (1975): So kam der Mensch auf den Hund. München: Deutscher Taschenbuchverlag GmbH & Co. KG.

**MacKinnon**, Roger, **Russakoff**, L.Mark, **Roose**, Steven, **Spitzer**, Robert, **Williams**, Janet B.W. (1998): Hilfesuchen bei Fachleuten: Wie Diagnosen erstellt werden und entsprechende Behandlungen abgeleitet werden. In: Handbuch Psychische Störungen, hrsg. von: **Wittchen**, Hans-Ulrich. 2. Auflage. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

**Meixner**, Johannes (2004): Tierhaltung in Heimen für Menschen mit einer geistigen Behinderung – Planungsüberlegungen aus sozialpädagogischer Sicht. München: GRIN Verlag GmbH.

**Meyer**, Heinz (1975): Der Mensch und das Tier. Anthropologische und kultursoziologische Aspekte. München: Heinz Moos Verlag.

**Morris**, Desmond (1994): Das Tier Mensch. Köln: vgs Verlagsgesellschaft.

**Mukherjee**, Sukdeb, **Sackeim**, Harold A. (1998): Schizophrenie. In: Handbuch Psychische Störungen, hrsg. von: **Wittchen**, Hans-Ulrich. 2. Auflage. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

**Münch**, Paul (1999): Tiere und Menschen. Ein Thema der historischen Grundlagenforschung. In: Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses Münch, hrsg. von **Münch**, Paul/ **Walz**, Rainer . 2.Auflage. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh. S.9-34.

**Münch**, Paul (1999): Die Differenz zwischen Mensch und Tier. Ein Grundlagenproblem frühneuzeitlicher Anthropologie und Zoologie. In: Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses Münch, hrsg. von **Münch**, Paul/ **Walz**, Rainer . 2.Auflage. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh. S.323-347.

**Mütherich**, Birgit (2000): Die Problematik der Mensch-Tier-Beziehung in der Soziologie: Weber, Marx und die Frankfurter Schule. Münster: Lit Verlag.

**Nestmann, Frank (2005):** Haarige Helfer, gefiederte Gefährten und schuppige Freunde. In: Gruppendynamik und Organisationsberatung, Band 36, Nummer 4. S. 443-469.

**Niepel, Gabriele (1998):** Mein Hund hält mich gesund: Der Hund als Therapeut für Körper und Seele. Augsburg: Naturbuch-Verl.

**Nogge, Gunther (1999):** Über den Umgang mit Tieren im Zoo. Tier- und Artenschutzaspekte. In: Tiere und Menschen. Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses Münch, hrsg. von **Münch, Paul/ Walz, Rainer** . 2.Auflage. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh. S.447-457.

**Noske, Barbara (2008):** Die Entfremdung der Lebewesen. Wien und Mülheim an der Ruhr: Verlag Guthmann & Peterson.

**Nowak, Damian (2005):** Tierhaltung im Altenheim nach deutschem Recht. In: Mit Tieren leben im Alter, hrsg. von **Gäng, Marianne/ Turner, Dennis C.**.2. erweiterte Auflage. München: Ernst Reinhardt, GmbH & Co KG Verlag. S. 56-61.

**Olbert, Klaus (2001):** Alltags- und lebensweltorientierte Ansätze als Grundlage sozialpsychiatrischen Handelns. Ein Beitrag zur sozialpsychiatrischen Methodik am Beispiel eines Sozialpsychiatrischen Dienstes. 2. Auflage. Bonn: Psychiatrie-Verlag.

**Olbrich, Erhard (1997):** Die Bedeutung von Heimtieren für Gesundheit und Lebensqualität älterer Menschen. In: Aktivierungs-Programme für Senioren, hrsg. von: **Mertens, Krista**. Dortmund: Verlag Modernes Leben.

**Olbrich**, Erhard (2003a): Zur Ethik der Mensch-Tier-Beziehung aus der Sicht der Verhaltensforschung. In: Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie, hrsg. von **Olbrich**, Erhard/ **Otterstedt**, Carola. Stuttgart: Franckh-Kosmos Verlags GmbH & Co. KG.S.32-57.

**Olbrich**, Erhard (2003b): Biophilie: Die archaischen Wurzeln der Mensch-Tier-Beziehung. In: Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie, hrsg. von **Olbrich** Erhard/ **Otterstedt**, Carola. Stuttgart: Franckh-Kosmos Verlags GmbH & Co. KG.S.68-76.

**Olbrich**, Erhard (2003c): Kommunikation zwischen Mensch und Tier. In: Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie, hrsg. von **Olbrich**, Erhard/ **Otterstedt**, Carola. Stuttgart: Franckh-Kosmos Verlags GmbH & Co. KG. S.84-90.

**Olbrich**, Erhard (2003d): Zum Verstehen der tiergestützten Therapie: Versuch einer Integration. In: Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie, hrsg. von **Olbrich**, Erhard/ **Otterstedt**, Carola. Stuttgart: Franckh-Kosmos Verlags GmbH & Co. KG. S.184-196.

**Olbrich**, Erhard/ **Ford**, Graham (2003): Alte Menschen und Tiere: Zum Verstehen einer hilfreichen Beziehung. . In: Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie, hrsg. von **Olbrich**/ Erhard, **Otterstedt**, Carola. Stuttgart: Franckh-Kosmos Verlags GmbH & Co. KG. S.304-318.

**Oldham**, John M., **Skodol**, Andrew E. (1998): Persönlichkeitsstörungen. In: Handbuch Psychische Störungen, hrsg. von: **Wittchen**, Hans-Ulrich. 2. Auflage. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

**Otterstedt**, Carola (2003a): Kultur- und religionsphilosophische Gedanken zur Mensch-Tier-Beziehung. In: Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie, hrsg. von **Olbrich**, Erhard/ **Otterstedt**, Carola. Stuttgart: Franckh-Kosmos Verlags GmbH & Co. KG.S.15-31.

**Otterstedt**, Carola (2003b): Grundlagen der Mensch-Tier-Beziehung. Der heilende Prozess in der Interaktion zwischen Mensch und Tier. In: Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie, hrsg. von **Olbrich**, Erhard, **Otterstedt**, Carola. Stuttgart: Franckh-Kosmos Verlags GmbH & Co. KG. S.58-68.

**Otterstedt**, Carola (2003c): Der Dialog zwischen Mensch und Tier. In: Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie, hrsg. von **Olbrich**, Erhard, **Otterstedt**, Carola. Stuttgart: Franckh-Kosmos Verlags GmbH & Co. KG. S.90-105.

**Otterstedt**, Carola (2007): Mensch und Tier im Dialog. Stuttgart: Franckh-Kosmos Verlags GmbH & Co. KG.

**Plötz**, Fritz (1970): Kind und lebendige Natur. Psychologische Voraussetzungen der Naturkunde in der Volksschule. 3. Auflage. München: Kösel Verlag.

**Pohlheim**, Katja (2006): Vom Gezähmten zum Therapeuten: Die Soziologie der Mensch-Tier-Beziehung am Beispiel des Hundes. Hamburg: LIT Verlag.

**Pollack**, Ulrike (2009): Die städtische Mensch-Tier-Beziehung. Ambivalenzen, Chancen und Risiken. Berlin: Universitätsverlag der TU Berlin.

**Precht**, Richard David (2000): Noahs Erbe, Vom Recht der Tiere und den Grenzen des Menschen. Reinbek: Rowohlt.

**Reichholf**, Josef H. (2009): Die Bedeutung der Tiere in der kulturellen Evolution des Menschen. In: Gefährten – Konkurrenten – Verwandte. Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs, hrsg. von **Otterstedt**, Carola/ **Rosenberger**, Michael. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG. S. 11-25.

**Rhein**, Hanna (1994): Eine tierische Liebe, Zur Psychologie der Beziehung zwischen Mensch und Tier. München: Kösel-Verlag GmbH & Co.

**Rogausch**, Günther (2007): Tierliebe, Tierschutz und Noblesse Oblige als Manifestationen des Speziesismus. In: Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu einer kritischen Theorie für die Befreiung der Tiere, hrsg. von **Witt-Stahl**, Susann. 1.Auflage. Aschaffenburg: Alibri-Verlag. S.344-373.

**Rose**, Lotte (2011): Tiere und Soziale Arbeit in: Handbuch Soziale Arbeit, hrsg. von **Otto**, Hans-Uwe/ **Thiersch** Hans. 4.Auflage. München: Ernst Reinhardt GmbH & Co KG Verlag.

**Rousseau**, Jean - Jacques (o.J.): Abhandlung über den Ursprung und die Grundlage der Ungleichheit unter den Menschen, übersetzt und herausgegeben von **Rippel**, Philipp (1998). Stuttgart: Reclam, Philipp, jun. GmbH, Verlag.

**Rütten**, Alexandra (2007): Tiergestützte Therapie. Für die Arbeit mit sprachentwicklungsgestörten Kindern. Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Müller.

**Saint-Exupéry**, Antoine de (2005): Der kleine Prinz. Neuauflage mit allen Zeichnungen des Verfassers. 62. Auflage. Düsseldorf: Rauch.

**Sambraus**, Hans Hinrich/ **Steiger**, Andreas (1997): Das Buch vom Tierschutz. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.

**Schäfer**, Heinrich (2005): Das Haustier im Altenheim. In: Mit Tieren leben im Alter, hrsg. von **Gäng**, Marianne/ **Turner**, Dennis C..2. erweiterte Auflage. München: Ernst Reinhardt, GmbH & Co KG Verlag. S.53-55.

**Schneider**, Silke, **Vernooij**, Monika A. (2010): Handbuch der Tiergestützten Intervention. 2.Auflage. Wiebelsheim: Quelle & Meyer Verlag GmbH & Co.

**Schwarzkopf**, Andreas (2003); Hygiene: Voraussetzung für die Therapie mit Tieren. In: Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie, hrsg. von **Olbrich**, Erhard, **Otterstedt**, Carola. Stuttgart: Franckh-Kosmos Verlags GmbH & Co. KG. S.106-115..

**Schwarzkopf**, Andreas/ Weber, Albert (2007): Heimtierhaltung- Chancen und Risiken für die Gesundheit. In: Gesundheitsberichterstattung des Bundes, hrsg. von **Robert-Koch-Institut**. Berlin: Eigendruck.

**Schweitzer**, Albert (2007): Kulturphilosophie I + II. Neuauflage. München: Verlag C.H. Beck.

**Serpell**, James A. (1983): Der beste Freund oder der schlimmste Feind. Die Einstellung zum Haushund verändert sich je nach Kultur. In: Die Mensch-Tier-Beziehung, hrsg. von IEMT. Wien: Eigendruck.

**Serpell**, James A. (1990): Das Tier und wir. Eine Beziehungsstudie. Zürich: Müller Rüslikon.

**Singer**, Peter (1996): Animal Liberation. Die Befreiung der Tiere. Deutsche Erstausgabe. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH.

**Tagungsband** „Tiere helfen Menschen“, zum Seminar „Tiere als therapeutische Begleiter“ bei der Heimtiermesse „Animal 2000“ in Stuttgart, 2. Dezember 2000. Stuttgart: Eigendruck.

**Taylor**, Sybil, **Tellington-Jones**, Linda (2005): Der neue Weg im Umgang mit Tieren, Die Tellington-TTouch-Methode, Gemeinsam zu Vertrauen, Wohlbefinden und Gesundheit. Stuttgart: Franckh-Kosmos Verlags GmbH & Co. KG.

**Teutsch**, Gotthard Martin (1987): Mensch und Tier. Lexikon der Tierschutzethik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

**Thomas**, Keith (1983): Man and the Natural World, Changing Attitudes in England 1500-1800. London: Allen Lane.

**Turner**, Dennis C. (2005): Die beliebte Hauskatze – ein echtes „Heimtier“. In: Mit Tieren leben im Alter, hrsg. von **Gäng**, Marianne/ **Turner**, Dennis C..2. erweiterte Auflage. München: Ernst Reinhardt, GmbH & Co KG Verlag. S. 108-125.

**Vernooij**, Monika A. (2009): Beziehungsstrukturen zwischen Mensch und Tier in einer veränderten Gesellschaft. In: Gefährten – Konkurrenten – Verwandte. Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs, hrsg. von: **Otterstedt**, Carola, **Rosenberger**, Michael. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG. S.158-181.

**von Unruh**, Conrad M. (1909): Leben mit Tieren. 4.Auflage. Stuttgart: Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde Franckh'sche Verlagshandlung,

**Waurig**, Stefanie Nicole (2008): Tiergestützte Therapien - Geschichte und Nutzen der heilenden Beziehung zwischen Menschen und Tieren. München: GRIN Verlag GmbH.

**Wesenberg**, Sandra (2012): Wirkungen tiergestützter Interventionen auf demenziell erkrankte Pflegeheimbewohner. In: Tierische Sozialarbeit. Ein Lesebuch für die Profession zum Leben und Arbeiten mit Tieren, hrsg. von **Buchner-Fuhs**, Jutta/**Rose**, Lotte. Wiesbaden: Springer VS. S.383-397.

**Wechsung**, Silke (2008): Mensch und Hund – Beziehungsqualität und Beziehungsverhalten. Regensburg: S. Roderer Verlag.

**Wille**, Susanne (2007): Ausgrenzungsprozesse in Schulklassen. Möglichkeiten tiergestützter Intervention. Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Müller.

**Witt-Stahl**, Susann (Hrsg.) (2007): Das steinerne Herz der Unendlichkeit erweichen. Beiträge zu einer kritischen Befreiung der Tiere. 1. Auflage. Aschaffenburg: Alibri-Verlag.

**ZDF-Nachtstudio** (Hrsg.) (2001): Mensch und Tier. Geschichte einer heiklen Beziehung. 1. Auflage. Frankfurt am Main: suhrkamo taschenbuch.

## 9.1. Internetverzeichnis

Autonome Tierbefreiungsaktion Hannover (Hrsg.) (2005): Speziesismus, soziale Hierarchien und Gewalt. Online aufrufbar unter: <http://home.arcor.de/arcorrevia/pdf/B.Muetherich-Speziesismus.pdf> (verfügbar am 20.04.2012, um 10:41 Uhr).

Bleecken, S. (2007): Das ganzheitliche Weltbild des Aristoteles. Online aufrufbar unter: <http://www.tabvlarasa.de/28/Bleecken1.php> (verfügbar am 12.04.2012, um 16:16 Uhr).

Industrieverband Heimtierbedarf (o.J.): Daten und Fakten. Deutscher Heimtiermarkt 2007. In: <http://www.ivh-online.de/de/home/der-verband/daten-fakten/archiv/2007.html> (verfügbar am 25.05.2012, um 10:13 Uhr).

Olbrich, Erhard (o.J.): Tiere in der Therapie. Zur Basis einer Beziehung und ihrer Erklärung. Online aufrufbar unter: <http://vektor-verlag.local.tako.de/uploads/media/Lebenszufriedenheit.pdf> (verfügbar am 10.07.2012, um 9:30 Uhr), S.171 – 230.

Savory-Deermann, C (1999): Tiere als Sinnbild der Kultur. Online aufrufbar unter <http://home.egge.net/~savory/sinnbild.htm> (verfügbar am 04.07.2012, um 19:48 Uhr) S.2.

Witt-Stahl, Susanne (2004): Marginalien zum Mensch-Tier-Verhältnis. Ergebnisse der Hamburger Tierbefreiungstagung 2004. Online aufrufbar unter <http://www.assoziaton-daemmerung.de/wp-content/uploads/2011/12/Marginalien.pdf> (verfügbar am 06.05.2012, um 19:47 Uhr).

Widder, Helga & Wohlfahrth, Rainer (2011) Working Paper zur Diskussion: „Tiergestützte Therapie – eine Definiton“. Online aufrufbar unter:

[http://www.esaat.org/fileadmin/medien/downloads/Erl%C3%A4uterung\\_Definition.pdf](http://www.esaat.org/fileadmin/medien/downloads/Erl%C3%A4uterung_Definition.pdf) (verfügbar am 15.06.2012, um 11:48 Uhr).

### **Internetquellen ohne Angaben des Verfassers**

<http://www.heimdall-verlag.de/Sigel-probe1.pdf> (verfügbar am 15.04.2012, um 10:40 Uhr).

<http://www.zet.or.at/subnode,4,195,de,Zitate,infocenter.php> (verfügbar am 15.04.2012, um 10:47 Uhr).

<http://www.mara.de/epilepsie-zentrum.html> (verfügbar am 18.05.2012, um 16:01 Uhr).

<http://www.paulwatzlawick.de/axiome.html> (verfügbar am 07.06.2012, um 12:31 Uhr).

<http://www.lesehund.de/index.html> (verfügbar am 12.06.2012, um 11:29 Uhr).

<http://www.esaat.org/akreditierte-aus-und-weiterbildungen/> (verfügbar am 02.08.2012, um 9:10 Uhr).

[http://www.gesetze-im-internet.de/tierschg/\\_\\_2.html](http://www.gesetze-im-internet.de/tierschg/__2.html) (verfügbar am 08.08.2012, um 11:26 Uhr).

[http://www.gesetze-im-internet.de/tierschg/\\_\\_1.html](http://www.gesetze-im-internet.de/tierschg/__1.html) (verfügbar am 08.08.2012, um 11:29).

[http://www.gesetze-im-internet.de/tierschg/\\_\\_3.html](http://www.gesetze-im-internet.de/tierschg/__3.html) (verfügbar am 08.08.2012, um 12:01 Uhr).

<http://www.sigi-kornek.de/tierzitat.htm> (verfügbar am 10.08.2012, um 21:35).

## **10.Selbstständigkeitserklärung**

Ich erkläre, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und nur unter Verwendung der angegebenen Literatur und Hilfsmittel angefertigt habe.

Zwickau, den 14.08.2012